

Grundlagen der mittelalterlichen Welt

Aus Heinrich Dannenbauers Forschungen / Ein Bericht von Dr. Ernst Müller

Die vierzehn Aufsätze und Skizzen, die in dem Band des Kohlhammer-Verlages als ein wissenschaftliches Ganzes historisch angeordnet sind, sind mit Ausnahme von zwei Arbeiten „Das Römische Reich und der Westen vom Tode Justinians bis zum Tode Karls des Großen“ und „Königsfreie und Ministerialen“ in Zeitschriften und Sammelbänden zur Geschichte des Mittelalters von 1941 bis 1957 erschienen.

Den engeren Fachgenossen bieten sie darum kaum etwas Neues, dem Historiker im weiteren Sinn und vor allem den Tausenden von Schülern und Freunden Heinrich Dannenbauers sind sie die schönste Ehrengabe, die der Verlag zum 60. Geburtstag des Tübinger Ordinarius für die Geschichte der Mittleren Zeiten hat herausbringen können. Ehrfurcht und wissenschaftliches Gewissen stehen als geistiges Leitzeichen über diesen Forschungen im besten Sinne des Wortes. Zwei von profilierten Persönlichkeiten geschaffenen Traditionen fühlen sie sich verpflichtet: der des großen Tübinger Vorgängers und vielleicht letzten unabhängigen protestantischen Geschichtsschreibers der Päpste, Johannes Haller, und der des Erneuerers mittelalterlicher Urkundenforschung, des heute in Konstanz lebenden Theodor Meyers.

Verehrer und Kenner Johannes Hallers vor allem werden H. Dannenbauers Bedeutung gerade darin sehen oder sie besser gesagt dankbar erfüllen, daß sie sich in seinen Forschungen von dem freien kritischen Geist Hallers angerührt wissen, dem Geist der großen Neukonzeptionen, von dem Geist, der überkommene Thesen und Lehrmeinungen, gleichgültig, ob sie aus protestantisch-liberalem oder katholisch-kirchlichem Lager kommen, mutig anzweifelt und sie dem Verständnis der Urkunde unterwirft, von dem Geist, der auf alte Fragen neue Antworten gibt oder neue Fragen entwickelt, die aus der offensichtlichen Sterilität von fest fixierten Fragen und Blickpunkten befreien. Nicht auf tendierte Lösungen, auf das reine Forschen allein kommt es an.

Grundlage historischen Forschens in den Gebieten mittelalterlicher Ereignisse ist und bleibt die Urkunde. Die die Sache selbst bekundende Urkunde weist aber in den in Frage stehenden Jahrhunderten zwischen 300 und 1200 eine auffallende Armut auf, mehr, sie ist dürftig, vieldeutig und gar sehr oft widersprüchlich. Methodisch verschieden sind Königsurkunden, Privaturkunden und klösterliche Urkunden zu behandeln und zu deuten. Der mittelalterliche Chronist oder scriba ist immer und stets zweckgebundener Verwalter und Bearbeiter von Geschehnissen und Nachrichten. Schreib- und Hörfehler kommen in Menge vor. Grundlagen zur Erkenntnis, wie die mittelalterliche Welt gestaltet, geordnet (besser nicht geordnet), verwaltet, gegliedert oder beherrscht war, liefern dem gewissenhaften Forscher allein nüchtern durchgeführte Kombinationen von Urkunden, nicht theo-

logische Lebensgefühle oder romantisch politische Kaiserideen, nicht Traktate und Programme, Rechtfertigungen und Defensionen, nicht das neuerdings grassierende Ausdeuten von Symbolen wie Krone und Fahnen usw. Als Beispiel, wie streng und folgerichtig H. D. eine Forschungsrichtung Hallers, betreffend die Kontinuität von altaeasarischem römischem Imperialismus in dem von Westrom gespaltenen Ostrom, weitergeführt hat, diene die Skizze „Das Römische Reich und der Westen“. Wer weiß, daß es so viel Untergangsdaten des Römischen Reiches wie Forscher darüber gibt, wird Dannenbauer zustimmen, daß jeder konstruierte Untergang nicht nur fragwürdig, sondern irrtümlich, also falsch ist. Byzanz fungiert vielmehr in den Urkunden bis zu seinem spätmittelalterlichen Untergang als der legitime Repräsentant des ganzen Römischen Reiches.

Bis zur Mitte des 8. Jh. gibt es demnach keine selbständige abendländische Welt bis zu diesem Datum „blicken die Völker aufs Mittelmeer und leben fort in der uralten Gemeinschaft der Länder um diesen Binnensee, die man die antike Welt nennt“ (S. 46).

Das thesenhafte Ergebnis erscheint wie eine Umkehrung der Thesen der bisherigen Forschung in bezug auf eine möglichst früh beginnende Geschichte des Abendlandes mit dem neuen Rom-Mittelpunkt. Aber Dannenbauer will kein Umstürzler sein, ihm geht es nicht um eine Rettung von Byzanz, sondern um die historische Wahrheit. Darum sind seine urkundlichen Beweisgänge eng gekettet und umfassend. Ich zähle nur Etappen auf: Im 5. Jh. tauschen Bischöfe und Päpste der damals kleinen Landstadt Rom Urkunden mit dem Kaiser im großen Konstantinopel, dessen Nachfolge als caput mundi et imperii niemals bestritten wurde. Die Etikette am Kaiserhof, die Münzprägungen, der Oberbefehl, Autorität in militärischer Politik gelten für das ganze noch einheitliche Reich. Langobarden und Franken (siehe Fürstengrab bei Morken-Köln um 600, heute aufgebaut im Bonner Landesmuseum) stellen Aufgebote in den Kämpfen des Reiches gegen Perser und Avaren. Ihre Fürsten kleiden sich mit byzantinischer Seide, salben sich mit afrikanischem Öl und trinken die schweren Weine Askalons. Im westgotischen Spanien amtieren Bischöfe mit griechischen Namen (auch in Südgallien). Die Einheit des Reiches erleidet ihren ersten tödlichen Stoß im Aufbruch der arabischen Wüste. Die kleinasiatischen und nordafrikanischen Provinzen gehen verloren. Byzanz schreibt Spanien ab. Die altrömische Sitte der Akklamation, der rasch wechselnden Kaiser durch Hofcliquen und die Truppe bringt zu den äußeren Feinden noch eine erhebliche Schwächung im Innern. Um wenigstens Italien zu halten, verzichtet die kaiserliche Regierung in diesem Land auf die Eintreibung der verhaßten Arabersteuer. Die römischen Bischöfe als die wichtigsten Steuerzahler geben ihren Widerstand auf und wer-

den wieder loyale Untertanen. Erst das Auftreten eines Usurpators bringt 742 Rom in der Bilderfrage (Rom ist gegen die Verehrung von heiligen Bildern) in Opposition zu Byzanz. Rom hält zum Gegenkaiser Konstantin V. und erhält dafür eine reiche Land-schenkung in der Nähe Roms, verzichtet aber auf ernsthaftes Eingreifen in der Bilderfrage. In dem Widerstand des Reiches gegen den als Eroberer Italiens auftretenden langobardischen König Aistulf fleht Rom verzweifelt um kaiserliche Hilfe, die aber ausbleibt. Byzanz entwickelt eine altrömische Taktik: es macht sich König Aistulf zum Bundesgenossen und verleiht ihm, wie Odoakar, Theoderich u. a. früher, den hohen Titel des Patricius. Das ist für Papst Stefan II. der Augenblick der Wende: er schickt Gesandte zum fränkischen König. Wahrscheinlich befolgt er damit einen kaiserlichen Befehl. Die Franken werden nach Italien zur Abwehr der Langobarden berufen. Ihr König Pipin erhält 754 vom Kaiser, nicht vom Papst, den Titel des Patricius. Keine einzige Quelle bezeugt die Verleihung des Titels durch den Papst, nicht einmal der offizielle Liber Pontificalis. Der Titel haftet seit Jahrhunderten am römischen Staatsrecht, auf das der Papst keinen Einfluß hat, dem allein die Salbung zusteht. Die Tatsache, daß der römische Förderat Pipin dann doch dem Kaiser einen Streich gespielt hat, indem er die Abtretungen, die Aistulf machen muß, Rom schenkt, hält Dannenbauer mit Haller als einen Akt, der nur aus der Verehrung des Stuhles Petri durch den Frankenkönig und dessen Gleichgültigkeit gegen Italien zu erklären ist. In Praxi verliert der Kaiser im Herzen Italiens ein wichtiges Stück steuerbares Land. Byzanz beschwert sich auf diplomatischem Weg über die „merkwürdige Auffassung der Untertanenpflicht“ des Papstes. Unbestritten bleibt trotzdem die kaiserliche Hoheit über das Patrimonium des hl. Petrus. Das wird noch besonders deutlich an den Vorgängen in Rom am Weihnachtsfest des Jahres 800. Die Kaiserkrönung in Rom hatte nur einen Urheber, Papst Leo. Den Gekrönten selbst, Karl den Großen, hat sie überrascht. Als die Römer Karl zum Kaiser ausriefen, dachte der Papst nicht an eine Lösung vom Reich und Karl nicht an eine Ablösung des byzantinischen Kaisertums. Die Krönung ist eine Notaktion des Papstes, dem wegen eines in den Quellen nicht genannten Verbrechens (vielleicht Totschlag) zum viertenmal die Absetzung durch fränkische Bischöfe und römische Herren droht. Karl kommt kommt nach Rom, um vom Papst den Eid auf dessen Unschuld zu hören. Nach römischem Recht braucht der Papst aber einen Kaiser als zuständigen Richter, der über seine Gegner das Urteil spricht. Also läßt er Karl zum Kaiser ausrufen, der das gegen ihn anhängende Verfahren für ihn günstig beendet. Daß Karl die Krönung selbst nur für eine Episode ansah, deren Rechtskraft nach seinem Tod erlöschen sollte, beweisen die Zeugnisse seines Biographen Einhard (aver-

satus est nomen imperatoris), die Erbteilung des Frankenreiches an die Söhne im Jahre 806, wo das Kaisertum mit keinem Wort genannt ist, und sein Verhalten zu Byzanz dadurch, daß er die Zwischenregierung der Kaiserin-Witwe als völkerrechtlich bejahte und alle Kämpfe, die sich aus seinen Ansprüchen auf alle italienischen Provinzen gemäß seinem Titel ergeben konnten, unterläßt, sobald Byzanz ernsthaft Venedig verteidigte. Italien ist ihm keine Lanze eines fränkischen Ritters wert.

Die Gesellschaftsordnung im Frankenreich

Zur Frage der Kontinuität im Fortleben antisch-römischer Verwaltung, Besiedelung und Militärpolitik im Frankenreich und seinen unterworfenen Ländern, wie Schwaben und Bayern, liefern die meisten Aufsätze damals (also um 1940) völlig neue Gesichtspunkte, die heute von den engeren Landesforschungen bestätigt und ergänzt worden sind. Ich greife einzelne Höhepunkte heraus. Bei der Eroberung der römischen Provinz Gallien durch die germanischen Franken, 4. und 5. Jh., bestreitet H. D., daß jemals eine sog. soziale Revolution, ein Vernichtetwerden römischer Herrschaftsschichten, stattgefunden habe. Positiv wird dies an der Rechtsstellung der sogenannten Gallorömer erwiesen. Wenn die Germanen, aufs Ganze gesehen, die Ständeordnung der Römer übernommen haben, so darum, weil dies ist eine Hauptthese Dannenbauers, ihre Ständeordnung nicht grundsätzlich von der der römischen Gesellschaft verschieden war. In der Lex Salica kehren diese Schichten leicht verändert wieder; wenn wir von einigen byzantinisch-spätromischen Ehrentiteln, wie perfectissimi, spectabiles, illustres, die Prädikate der noblesse de robe, absehen.

Rechtlose Sklaven hat es auf beiden Seiten gegeben. Da sich die Franken wenig um Volkswirtschaft und noch weniger um die Staatsverwaltung kümmern, taucht der abhängige und zinspflichtige Bauer, der römische Colonus, bei ihnen als Halbfreier oder Lite auf. Keine Spur davon, daß die nach der Theorie die Hauptmasse bildenden Gemeinfreien etwa die freien Bauern gewesen sind. Im Gegenteil, sie bilden als possessores, als Grundbesitzer kleinerer hereditia die Masse der Curialen und sitzen zumeist in 112 civitates und auf dem Lande. Gemeinfreie und Gallorömer sind trotz verschiedener Wergeldtaxen gleichrangig. Im römischen Staat waren sie die Hauptsteuerzahler und bleiben es auch im Frankenreich. Nur daß die Könige sie aus dem römischen Polizeizwang und den Innungsregeln, durch die sie fast wie Sklaven behandelt worden sind, entlassen und sie lediglich mit der Steuerpflicht belasten, so wie die coloni mit der Grunddienstbarkeit behaftet sind. Mit dem Fortschreiten der Christianisierung haben die homines regis etwas härteren Dienst als die homines ecclesiastici, aber nur im Kloster — nicht im Bischofsdienst. Die fränkischen Bischöfe zählen meist zum Adel und kommen nicht selten aus dem römischen ordo senatorius. Diese höchste fränkische Schicht unterscheidet sich nun gar nicht mehr von den römischen Vorgängern. Ein paar hundert Familien beherrschen als Großgrundbesitzer mit allerdings weit zertreutem Besitz (genau wie später die deutschen Territorialherren), mit eigenen Märkten, Hintersassen und Aufgeboten zusammen mit dem König das Land, den populus Francorum. Sie zwingen die Curialen, die auch den Magistrat stellen, in der Stadt zu bleiben und die lästigen Steuern einzuziehen, denn an sich hatte der Gemeinfreie den freien Zug, wenn ihm auch die Ehe mit römischen Personen verboten war. Die Lex nimmt deswegen keine Notiz vom Adel, weil dieser als einziger Stand nach germanischer Sitte von allen Abgaben frei ist und bei den Römern dem Provinzstatthalter, dem häufig aber auch dieser Dienst verweigert

wurde, bei den Franken dem König als Vasallen im Kriegsfall zu dienen haben.

Die Adelherrschaft bei den Germanen

Eine reine Adelherrschaft ohne den Einfluß römischer Verwaltung und der Städte erkennt dann Dannenbauer bei den vorfränkischen germanischen Völkern. „Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen“ 1940. Die Abrechnung mit den bis dato klassischen Lehrmeinungen des 19. Jh. läßt nichts zu wünschen übrig. Daß die Gemeinfreien oder Markgenossen, ihre Siedlungsweise in Sippendörfern unter einem frei gewählten Sippenhaupt, die Versetzung des rousseauischen Naturzustandes und der Volksideale von 1848 in die Frühzeit der Germanen sind, ist von H. D. am Urkundenbestand und an einer genauen Analyse der Germania des Tacitus erwiesen worden. Die Wirklichkeit sah anders aus. Eine Hauptthese der Rechts- und Verfassungsgeschichte des Liberalismus fällt in sich zusammen: Eine reine Konstruktion ist die Annahme des Aufrückens von Freien in den Adel. Das Gegenteil ist richtig: Adel und Dienst schließen sich bis in die Tage der französischen Revolution aus. Sagt man, wie D. will, statt Adel lieber Herren, so ergibt sich das schon von Tacitus und Caesar richtig beschriebene Bild: eine Vielzahl von Herren mit größeren und kleineren Gefolgschaften regiert in den Gauen und Stämmen. Je mächtiger und reicher an Gefolgschaft einer der reges oder nobiles ist, um so lieber schließen die Römer mit solchen Verträge oder werben um deren Bundesgenossenschaft. Der Herr zeichnet sich dadurch aus, daß er Kriege führt, auch im Frieden die Bauern für sich arbeiten läßt, dem Jagdvergnügen sich hingibt, seine dignitas besteht in einem Reichtum an Boden, Vieh und Pferden und einer großen Zahl von Bauernhöfen. Der Herr wohnt nicht erst seit dem 10. Jh. auf Burgen, sondern hat immer schon einen festen Platz als Wohnsitz gehabt. Die Archäologie hat inzwischen älteste Mauer- und Wallplätze von Spanien bis zu den schottischen Bergen und der Ostseeküste festgestellt, wenn wir an die Fluchtburgen der Kelten oder ihre sächsischen und Lausitzer Varianten der Germanen denken. Schuchhardt hieß sie „Volksburgen“. In Kriegszeiten schützten sie das Vieh und den Gefolgsmann, denn dazu hatte sich der Herr verpflichtet, das war seine Gegenleistung für die Fronen und Zinse. Zahlreiche Beispiele sind inzwischen bekannt geworden für die Zusammengehörigkeit von Burg und Gutshof, den abwechselungsweise bezogenen Aufenthalten der Herren, seiner Knechte und Reisige, seiner Verwandten — das Nebeneinander von Burgen illustriert die Erbteilung an die Söhne — und dann auch des umliegenden Volkes. Die Schutzpflicht wiederum ist eine allgemeine Erscheinung in allen Adelherrschaften, das römische patrocinium gibt sie den Klienten, der gallische Häuptling seinen Hintersassen und der germanische nobilis seinen Kaechten.

Aus den so vorgefundenen Verhältnissen erklärten sich dann auch mühelos die Eigenkirche in der Missionszeit (6.—8. Jh.) oder die von Ammianus beschriebenen Zustände Alemanniens im 4. Jh., besonders in der Straßburger Schlacht von 357, wo 7 reges und 10 regulus und optimum series magna gegen die Römer auftraten. Die Gefolgsleute heißen hier satellites! Die Optimaten bekommen später den Namen Landjunker oder in der Landfrid-Lex den Namen „Große“. Wir haben komplett die gesamte alemannische Adelschicht vor uns, wie sie jahrhundertlang im Land wohnte und herrschte. Der Gemeinfreie, der Kleinbauer, erscheint nicht einmal andeutungsweise, es gibt ihn überhaupt nicht. An Burgen dieser ersten Landnahmealemannen ist kein Mangel: vgl. Seite 161 ff.

Die zweite Bresche in die nach republikanischer Volksdemokratie ausgerichtete Ideo-

logie schlägt H. D. durch seine neue Erklärung des urkundlichen Zentralbegriffes der Huntari = Hundertschaft und Centena. Da geht es um keine wohlproportionierte staatliche Hundertschaft in der Form einer politischen Landeseinteilung, weder im agrarischen (gleich hundert fränkische Hufen), noch im sippenmäßigen (100 Familien), noch im militärischen oder gerichtlichen Sinne. Alle diese Erklärungen stammen aus der irrigen Vorstellung vom Urzustand, in dem sich wandernde Kriegerhorden befunden haben sollen, als sie sich gemeinsam im eroberten Land niederließen und als Hundertschaften siedelten. Wiederum gilt das Gegenteil: die Quellen beschreiben Zustände, die keineswegs mehr ursprünglich sind, sondern Zustände einer langen Sesshaftigkeit und Vermischung mit den Ureinwohnern. Das wird am quellenmäßigen Vorkommen der Begriffe in England, Schweden und in Alemannien im einzelnen erwiesen. Besonders instruktiv bieten sich die Verhältnisse in dem Idealland der liberalen Verfassungsrechtler. Die Hundaren in Schweden liegen recht zahlreich auf beiden Seiten der Grenzen und sind als aristokratische Burgen und Befestigungen angelegt. Sie stammen alle aus den Jahrhunderten zwischen 400 und 600 nach Christi Geburt. Ursprünglich selbständige, zusammenhanglose politische Gemeinwesen, wurden sie später auf friedlichem Weg zu größeren Einheiten zusammengefaßt: Fjädrundaland, Attunda- und Tiundaland, und galten noch als Unterbezirke solcher Volklande.

Die Dreieinigkeit Burg, Adel und Herrschaft ist in diesen Hundaren vollkommen klar ausgeprägt. Sie entsprechen vollkommen den Gauen der taciteischen principes. Nirgendwo tritt das Volk auf, nirgendwo hören wir von einem germanischen Staat, an dessen Spitze ein gewählter Beamter steht. Also gilt: „Das Huntari ist ein Herrschaftsbereich, das Fürstentum eines germanischen Adligen, eines Häuptlings oder Kleinkönigs, eines princeps, wie ihn Tacitus nennt“ (S. 193). Im Namen dieser Herrschaftsbezirke sind uns die Häuptlinge oder ihre Sippen erhalten. In ihren Gräbern (die Bootgräber), das älteste um 600, das jüngste um 1100, ist das Familienhaupt in auszeichnender prachtvoller Weise bestattet, während die Frauen- und Kindergräber einfachere Beigaben haben. Aus den Soldatenliedern erfahren wir, daß der Gauherr das Volk zum Thing und zum Krieg aufruft, hat er das Christentum angenommen, folgt ihm die Bevölkerung des Tales, und der Herr stiftet ihr eine Kirche.

Bei der Untersuchung des Huntari in Alemannien ist zu beachten, daß Huntari in der Lex Alemannorum mit dem lateinischen Centena übersetzt wird und ihr Vorsteher oft Centenar (alemannisch Hunno) heißt. Stellt man aber die acht Huntaren, die zwischen 776 und 1007 genannt werden, zusammen, so ergibt sich, daß alle acht einen Personennamen aufweisen: Hattin-, Muntariches-, Waldramm's-, Ruadoltes-, Swercen-, Goldnes-, Munigisenges- und Glehuntra. Anders dagegen die Centenen, sie heißen stets nach Ortschaften, während dann in fränkischer Zeit die aus mehreren Huntaren bestehenden Grafschaften wieder einen Personennamen tragen, nach der bekannten Formel: in pago Munigisengeshuntari in comitatu Arnolfi comitis. Daraus erhellt, daß Huntaren und Centenen nicht identisch sind. Anders: das Huntari der Alemannen ist kein Verwaltungsbezirk, sondern wie in Schweden und England ein Herrschaftsbezirk, dessen Namen durch Jahrhunderte sich hält und in den Ortsnamen noch heute nachklingt (Münsingen gleich Munigisenges usw.). Huntari und pagus stehen auf einer Linie, die alemannischen Huntaren heißen im 10. Jh. auch Gaue (pagus) und flachen nach der Einführung der politischen Grafschaften zu einer bloßen Landschaftsbezeichnung, zu einer unpolitischen Gegend ab. Solche Gaue und Landstriche mit Personennamen tauchen im 9. und 10. Jh.

auch als Baare auf: die bekanntesten sind die Berchtoldsbaar (im Raum Donaueschingen, noch erhalten) und die Albuinsbaar.

Hans Jänichen hat in einem berühmten Aufsatz 1955 nachgewiesen, daß die alemannischen Baaren die Erinnerung an vorkarolingische Fürstentümer bergen, ja vielleicht identisch sind mit den Hauslanden der alemannischen Herzogsfamilie. Möglicherweise sind die Berchtolde als vornehmste alemannische Adelsfamilie die Herzogsfamilie selbst. Mit Sicherheit sind ihre Nachkommen die Zähringer (so S. Bader, aber auch schon Stälin). Zu unpolitischen Landstrichen, wie die Hüntaren, werden die Baare dann nach dem Sturz des alemannischen Herzogtums um 760, wo sie dann in eine Anzahl von fränkischen comitatibus aufgeteilt werden. Auf vorfränkische Herren deuten noch hin, neben den Baaren und Hüntaren, die oft erwähnten Gaunamen, wie Purihingagau, Eritgau (um Buchau), Pleonungstal (im mittleren Neckar, worüber Jänichen neueste Forschungen vorlegen wird), Swiggerstal (Ermstal), Waninctal usw. Blicke noch die sprachliche Herleitung. H. D. meint, es sei „eines der nicht weiter deutbaren Wörter, die Gebiet, Bezirk, Gau meinen“ (S. 207).

Demgegenüber haben die Centenen als Unterbezirke der Grafschaft eine kürzere und hellere Geschichte. Erstens: Sie kommen nur bei den Franken und dann im rechtsrheinischen Alemannien vor, fehlten bei Baiern, Friesen und Sachsen. Zweitens: Sie überlebten das Karolingerreich nicht, hält sich dagegen in den Kernlanden des Frankenreiches im Gebiet von der Mosel bis an den Main lange im Namen wie Centgraf. Drittens: Im Merowingerreich beschränkt sich der Name centenarius auf Privaturkunden, die Königsurkunden kennen ihn nicht. Das wird anders im Karolingerreich, wechselt aber wieder in den ursprünglichen Stand im Ottonenreich. Die Hauptbedeutung, wenigstens in den karolingischen Urkunden, hat mit Hundertschaft nichts zu tun, vielmehr handelt es sich beim Wort cent um den census, d. h., den Zins, den tributum. Genauer gemeint ist der census regis, der Königszins, den Franci homines dem König für ihre Person wie für ihre Güter schulden. Der König setzte die Zinser auf rückerobertes Land (Spanische Mark oder Alemannien) auf Einöde oder herrenloses Land zwecks Rodung. Ging das geschenkte Land in Kirchen- oder Klosterbesitz über, so mit ihm die Zinser. Deshalb treten sie besonders zahlreich in den Schenkungen der St. Gallener Urkunden, im Thurgau, Breisgau, Nibelgau und in der Baar auf. Offensichtlich, was freilich schwer zu beweisen ist, wirkte auch der Centenar bei der Übergabe an Klosterbesitz mit, ja er scheint später der Vogt des Klosters zu sein.

Aus der Untersuchung der langobardischen arimanni (gleich freie Leute) gewinnt H. D. noch eine andere Bedeutung der Centenen: Es sind Teile der auf fiskalischem Boden angesiedelten militärischen Stationen zum Zweck der Grenzverteidigung und entsprechen den spätrömischen Militärorganisationen. Sie tauchen darum nicht zufällig zahlreich in den früheren römischen Kastellbezirken der Alpentäler an der italienischen Grenze auf. Als staatliche Kolonien bereits in der Merowingerzeit, lassen sich dann auch die vielen freien Leute in den Talschaften der heutigen Urkantone der Schweiz erfassen. Sie unterstehen keinem Grafen (weswegen die Urkunden auch keinen Centenar nennen), weil der Centenar unmittelbar dem König untersteht und seine Leute auf Königsland sitzen, in einem Freiamt, das nur die Kriegsdienstpflicht kennt. Diese Verhältnisse dauern bis in die Stauferzeit an und Barbarossa erneuert nur die alten Freiheiten dieser Talschaften. Solche künstlich geschaffenen Militärsiedlungen haben die Franken etwa in der Gegend von Reims organisiert und sie mit franci (Fränqueux), Alemannen (Aumenancourt) oder Goten (Gueux) oder Sarmaten

(Sermoise) besetzt. Allein im Burgundischen gibt es 20 sarmatische und viele alemannische Ortsnamen. Ein ähnliches Grenzverteidigungssystem bestand seit dem 4. Jh., als Konstantin die Trennung zwischen Feldheer und Grenzbesatzungstruppen (limitanei) durchgeführt hatte; am Niederrhein, das die Franken ohne Änderung übernahmen (Kaiserswerth, Duisburg usw.). Als sich das deutsche Ostfrancien vom Westreich trennte, gingen im alten römischen Militärterritorium der Wetterau die Kastelle in deutsches Königsgut über. Die Freiamter häufen sich auf diesem Gebiet. Ähnlich verlief die Entwicklung bei den Centenen um Trier, Würzburg und Bamberg, wo sich die Ortsnamen Ostheim, Westheim, Nordheim usw. geradezu ballen. Überall handelt es sich um planmäßige Siedlungen mit fiskalischem Charakter.

Die Probe aufs Exempel liefern dann Dannenbauer die Anlagen der Centenen im schwäbischen Raum. Sie liegen alle an wichtigen Punkten der alten alemannischen Hüntaren, wie in Gallien an römischen Straßen, im Donautal oder über die Alb. Man versteht jetzt, warum die Urkunden aus fränkischer Zeit das Wort Huntari mit centena übersetzen. Es sind Stücke des nach der Katastrophe von 750 den alemannischen Adel abgenommenen Landes, das in Königsgut umgewandelt wurde. Die Centenare bekamen eine größere Machtvollkommenheit und verschmolzen dann im 9. Jh. mit den meist fränkischen Grafen. An die Macht des einheimischen Adels erinnerte nur noch der Name des Gaus. Aus den Ruodolteshuntari wurde jetzt die Centena Ruodolteshuntari (S. 232). Die neue Adels-herrschaft setzte die alte, angestammte fort. Der Besitz blieb der alte, gewechselt hat nur der Besitzer.

Die Königsfreien

Daß diese Freien auf Königsboden dem König das eigentliche Heer stellten, beleuchtet der instruktive Aufsatz „Die Freien im karolingischen Heer“, wo zugleich der Theorie der allgemeinen Wehrpflicht der freien Germanen, einer Lieblingsidee der Forschung, der Boden entzogen wird. Diese Wehrpflicht hat es nie gegeben. Wenn in den Kriegszügen Karls d. Großen gegen die Avaren Franci homines aus Sachsen, Friesland, Thüringen, Italien usw. kämpften, so ist das nur verständlich aus dem System der Militärkolonien. In den ritterlichen Lehensheeren des deutschen Mittelalters leben die Königszinser weiter. Dafür liefert der Aufsatz „Königsfreie und Ministerialen“ ein bedeutendes Zeugnis (1958). Eine Schwierigkeit besteht, den offenbar weit verbreiteten Stand der Königszinser oder Freien mit den im 11. Jh. plötzlich in Mengen genannten Dienstmannen oder Ministerialen in Verbindung zu bringen, insofern, als die Urkunden nach den Capitularien und bis gegen 1100 ziemlich dürftig sind. Ergiebig ist nur die nördliche Schweiz mit ihren alten Freiamtern, während nördlich vom Bodensee nur kleine bäuerliche Freie erscheinen, aber in Oberschwaben und in der Baar in häufigen kleinen Bezirken. Die übrigen Landschaften weisen beträchtliche Lücken auf, so daß gefragt werden muß, wo sind die karolingischen Zinser hingeraten? Sind sie etwa in die bäuerlichen Hintersassen der Klöster, Kirchen und Herren abgesunken? Dies anzunehmen gestattet genauere Betrachtungen der Capitularien nicht. Denn schon in früher Zeit gab es wirtschaftlich und sozial ungleichwertige Zinser. „Ein Teil der Leute konnte sich aus eigenen Mitteln (per se) für den Kriegsdienst ausrüsten, andere, Schwächere dagegen, haben sich zu mehreren, zu zweit, zu viert oder zu sechst zu der bekannten Drittelung zusammengetan, um auf gemeinsame Kosten einen Mann auszurüsten, der ins Feld zieht“ (S. 331). Die einen sind mit Lanze, Schwert, Bogen und Schild bewaffnet, die Ärmere dagegen nur mit einem Knüttel. Das Mindestmaß an Besitz sind vier Hufen.

Eine Brünne wird nur von denen gefordert, die mehr als zwölf Hufen haben. Also ein Absinken in die ärmeren Hintersassen ist für einen Teil durchaus möglich. Stellt man ab 9. Jh. die Ungarn-, Normannen- und Dänenfehden in Rechnung, so begreift man bei den Großen die Hochschätzung gut gerüsteter Leute und die Suche nach tüchtigen Vasallen. Dafür boten sich die begüterten Zinser an, denen seit Jahrhunderten der Kriegsdienst auferlegt war. Es gibt genügend Königsurkunden aus dem 9. Jh., in denen der König von Äbten und Bischöfen die Dienste der liberi homines weiterhin fordert, auch wenn sie nun gleichsam im Dienst der Kirche standen. Die Kleinen, schlechter ausgerüsteten, haben den kleineren Herren, den Grafen und Centenaren gedient als Boten und Wachleute. Sie bilden die urkundlich benannte scara, die Schar. (So in Konstanz, St. Maximin bei Trier und Prüm.) Sie reihen sich in die Truppe der ritterlichen Dienstleute ein, unterscheiden sich also genau von den Unfreien und den höheren adeligen Vasallen. Die Kernklöster der Karolinger rechnen sie in den Sachsenzügen Karls zu der „ingenua familia“ im Unterschied zur servilis familia der Hintersassen. Der Salier Heinrich II. schenkt dem Kloster Abdinghof ein Königsgut mitsamt den freien Leuten, also ihr servitium geht nun an den Abt über. Dasselbe wiederholt ein Privileg Barbarossas der Würzburger Kirche. „Mit diesen Beispielen, die sich von Hamburg bis Metz erstrecken, ist jedenfalls so viel unzweifelhaft gemacht, daß ein Teil der Ministerialen von ehemaligen Königsfreien herkommt“ (S. 337). Diese Zinser verlieren zwar ihre Freiheit, gewinnen aber im Kriegsdienst der Herren als Dienstmannen an Macht, Besitz und Ansehen. Sie steigen zunächst nicht in den Adel auf, aber sie wandeln doch ihren sozialen Rang um. Die große Zahl der Dienstleute, die in den Urkunden der Bodenseeklöster (Salem, Reichenau, St. Gallen) im 12. und 13. Jh. als Ministerialen auftreten, sind für H. D. der untrügliche Beweis eines historischen Vorgangs: Königsleute stehen im Herren- und Kirchendienst. Wie könnte 981 Otto II. von St. Gallen, Konstanz und der Reichenau die hohe Zahl von 140 Panzerreitern erhalten? Es scheint ausgeschlossen, daß diese Zahl nur von Edelfreien gestellt wurde. In den Schweizer Kantonen heiraten freie bäuerliche Familien auch Ministerialen. Kleine Ritter und freie Bauern treten dort öfters zusammengehörig auf. Im Elsaß haben im Investiturstreit unter Heinrich IV. Bauern das Waffenrecht und rücken unter dem Befehl des Grafen aus. Sie sitzen auf Allod (Eigengut). Ähnliche Verhältnisse finden wir im Schussengau vor, einem alten Königsland. Im 12. Jh. erscheinen dort in Siedlungen von kaum Weilergröße Ministerialen im Dienst der Welfen, Staufer und ihrer Nachfolger. Die kleinen Freien und Ministerialen auf der Alb, über Pfullingen und Kirchheim u. Teck (z. B. Freisingstingen), zwei wahrscheinlichen Mittelpunkten fränkischer Centenen mit Martinskirchen, weisen gleichfalls auf Königszinser. Dannenbauers These gewinnt also an Wahrscheinlichkeit: daß gerade die vielen kleinen schwäbischen Ritter kein alter Volksadel sind, sondern von den alten homines franci herkommen. Sie stellen nicht bloß in Sachsen, auch in Schwaben die Burgenbesetzungen und einen Teil der Heere. Sie haben zur Bewirtschaftung ihres eigenen kleinen praedium genügend Unfreie und können es sich leisten, in den Fehden reich beschenkt vom Herrn, nach Ritterart zu leben. Gerade in der dichten Reihe von Burgen neckarabwärts von Rottweil, wo die Königshöfe liegen, scheinen sich die freien Herren teils aus Seitenzweigen dynastischer Familien, teils aus freien Bauern zusammengesetzt zu haben. Ministerialität bedeutet im 12. Jh. bereits Aufstieg rein sozialer Art, denn eine Ehegemeinschaft mit Dynasten ist im Mittelalter unmöglich. Vielfach kaufen begüterte Ministerialen Burgen freier Herren, deren Geschlecht

im Aussterben ist, auf. So wird das Verschwenden der Herren am oberen Neckar und auch sonstwo einigermaßen verständlich. Im übrigen gilt: „Die Grenzen zwischen Freiheit und Dienstbarkeit sind fließend, die Freiheit des freien Bauern ist ja keine absolute Freiheit, sondern stets mit Bindungen und Pflichten belastet, und die Unfreiheit der Ministerialen ist ebensowenig absolute Unfreiheit, sondern mit Rechten und Vorzügen ausgestattet, und Pflichten und Rechte beider Klassen nähern sich und gehen zum Teil ineinander über“ (S. 351).

Zur Besiedelung Schwabens

Für die Neubearbeitung dieser Fragen tragen zwei Aufsätze bei: „Fränkische und schwäbische Dörfer“ (1938) und „Bevölkerung und Besiedelung Alemanniens in der fränkischen Zeit“ (1954). Ich fasse diese Ergebnisse in Thesen zusammen.

1. Im Gegensatz zur älteren Forschung sind die Dörfer mit den -ingen Endungen, die urkundlich aber nicht vor 700 erscheinen, in ihrer Erscheinungsweise als Haufendörfer wohl alemannische Siedlungen, die aber nicht das Bild der Landnahmezeit im 5. Jh. zeigen, sondern, wie auch die Reihengräberfunde ausweisen, aus einer Anzahl von Weilern und Höfen, den eigentlichen Ursiedlungen, zusammengewachsen sind. Wir heißen sie Ausbausiedlungen. Die Ursiedlungen kennen wir ebensowenig wie die ältesten Markungen. Ähnlich wie die Hüntaren tragen auch die -ingen-Dörfer einen Personennamen.

Sprachlich steckt in den Dorfnamen ein Grund- und Bestimmungswort, das heißt eine Endung im Dativus pluralis, die besagt, daß die Leute der Weilergruppe dem Bubo (Böblingen), dem Sindolf (Sindelfingen), dem Ezzele (Eßlingen) usw. gehören. Der Besitzername ist nicht der eines Sippenführers von gleichberechtigten Markgenossen, sondern der Herr, der Adelige. Doch ist dieses Leitschema durch die neueren Forschungen von H. Jänichen stark ins Gleiten gekommen. Weder sind alle -ingen-Dörfer alemannisch, noch immer älter als die -heim- und -hausen-Dörfer, noch haben sie immer Bezug auf einen Namen. Jänichen entwickelte Beispiele, wo -ingen-Dörfer erst sehr spät auftauchen, wo sie, wie etwa Fischingen, auf einen Teil der Herrschaft, die Fischjagd, hindeuten, also auch sprachlich anders abgeleitet werden müssen. In seinem Aufsatz über Burgfelden ist Jänichen eine beispielhafte Rekonstruktion aus relativ sehr späten Urkunden auf früheste Zustände gelungen. Der Adelsitz mit der Endung -felden ist das alte Zentrum eines Gründungsprozesses umliegender -hausen-Orte. Diese -hausen-Orte baute der Herr von Burgfelden zunächst als Weiler aus, sie verschmolzen dann durch Zusammenlegung später zu Haufendörfern. Untersucht man andere Adelsitze, wie die Altenburg (bei Reutlingen oder Stuttgart-Cannstatt) und ihre Anbauorte, ergeben sich überraschend ähnliche Bildungen von Dorfnamen. Im übrigen gibt es gerade im Gebiet des Albtraufes noch sehr schöne Siedlungen, die nie über das Weilerstadium hinaus sich entwickelt haben.

2. Die Klosterurkunden von Lorsch (Rheingau), St. Gallen, die von Schenkungen mehr oder minder großer Grundherren handeln, bieten außer Nennungen von Mancipien, mansen (die Hofstätte mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden), dem Gemeindebesitz, zu dem nur Wasserläufe, Weidrechte (pascua) und gelegentlich auch Wald gehören, nur dürftiges Material (Emsisheim und Lienzlingen), was die Rechtsverhältnisse, die Wirtschaftsweise und Verwaltung anlangt (zwischen 700 und 800). Immerhin: die Schenker sind Herren, die in vielen Dörfern Besitz haben, den Streubesitz, der bei den Baargrafen z. B. außerordentlich groß war (Münsingen). Ihren Wohnsitz kennen wir nicht, sie leben bald auf diesem, bald auf jenem Herrenhof, wo es ihnen am zuträglichsten ist, sie schenken meist nur Land, aber wenig

Mancipien, das heißt „serviles“, unfreie, abhängige Bauern, deren Arbeitskraft sie selbst benötigen. Ingenui, accollae, coloni kommen vor, machen aber die Minderheit aus gegenüber den ganz rechtlosen Unfreien und den sehr seltenen freien Klein-Bauern.

3. Daß die -ingen-Dörfer eine lange Sesshaftigkeit und schon politisch geordnete Verhältnisse voraussetzen, zeigt u. a. die rasche Vermehrung der Bevölkerung. „Bevölkerungszunahme ist keine naturgegebene Sache, sie ist die Folge von Kulturfortschritten“ (S. 287). Stoll hat aus den Größenverhältnissen der Haifinger Reihengräberfunde (um 600) zwei bis drei Höfe mit etwa 20 Einwohnern festgestellt. 100 Jahre später sind es 9 Höfe und um 800 16 mit etwa 250 Einwohnern. Nach S. Bader setzte sich der Prozeß der Zusammensiedlung bis in die staufische Zeit fort. H. Jänichen hat in Feinstuntersuchungen nachgewiesen, daß die heutigen Dorfmarkungen erst im Spätmittelalter entstanden sind durch Wüstlegung kleiner Weiler und Aufteilung ihrer Fluren. Manche -ingen-Siedlungen haben bis 1400 überhaupt keine Zelgen gehabt, das heißt, sie waren keine Dörfer im eigentlichen Sinn, sondern Burgsitze mit einem Markt- und einem Fronhof. Als sie im 13. Jh. zum Markt noch Mauern bekamen, also Städte wurden, übersprangen sie das dörfliche Stadium. Aber auch der Übergang von Dorf zu Stadt in unserem Gebiet war sehr fließend. Viele in Weinbaugebieten gelegene Dörfer, wie Schröder nachgewiesen hat, hatten Mauern und Tore wie die Städte.

Der Ausbau vollzog sich in noch erkennbaren Schichten. Es ist wahrscheinlich, daß die -statt-, -weil-, -dorf-, -hausen-Orte unter dem Einfluß fränkischer Verwaltung entstanden sind, sicher aber die -stetten-, -hofen-, -bach-, -felden-, -beuren-Orte des 8. Jh. mit ihren oft besseren Ackerbödenlagen, ihrer regelmäßigen Anlage, ihrer rechtsrheinischen Hubeneinteilung, dem Fehlen der durch Erbteilungen entstandenen Gewannfluren. Rein karolingische Siedlungen auf altem Schenkungsland tauchen dann noch im 9. und 10. Jh. auf in der Nähe von Reichsklöstern, die als -zell- und -kirch-Orte oft gruppenweise zusammenstehen. Bisher unbewohnte und nichtgerodete Gebiete, wie etwa die Schwarzwaldtäler, werden von den offenen Landschaften her durch den Grafen erschlossen und langsam besiedelt. Die historischen Ursachen für die verhältnismäßig rasche Vermehrung waren negativ, das Geringerwerden von Blutrachefehden und Kriegen, positiv die Arbeit der christlichen Mission, wirtschaftlich die Weiterentwicklung der ursprünglich alemannischen Viehzucht und des Weidebetriebs zu einem geordneten Ackerbau mit der Hubeneinteilung und der Dreifelderwirtschaft. Nach Bader ist eine eigene Rechtsstellung des Dorfes gegenüber den Herren, die sogenannte Markgenossenschaft, schon früh entwickelt, aber keinesfalls ursprünglich, keinesfalls als Überbleibsel einer einstigen Sippengemeinschaft freier Bauern, die es nie gegeben hat. Die Rechte des Dorfes sind durchaus eingebaut in die umfassenden Rechte der Grundherrschaft.

4. Die Grundherren in den Dörfern sind als kleine Dorfjunker vorstellbar. Sie wohnen als reichere Bauern unter ihren Sippengenossen. Für ihren Reichtum zeugen die Grabfunde aus meist fränkischen Werkstätten (Wittislingen, Pfullingen, Flacht usw.). H. M. Decker-Hauff hat wahrscheinlich gemacht, daß die Dame im Wittislinger Grab aus Brabant oder Flandern nach Alemanniens eingewandert hat. Sie war also die Stammutter der späteren Grafen von Dillingen (bedeutendster Nachkomme des hl. Ulrich von Augsburg). Der Stammbaum der Waldrame, die um 750 bei Arbon am Bodensee auftauchen und die ursprünglichen Eigentümer von St. Gallen waren, scheint auf das burgundische Königshaus zurückzugehen, von dem aus wieder Fäden zu den langobardischen Königen gehen

und später ins Karolingerhaus. Die um 750 gestürzte Herzogsfamilie ist mit den bairischen Agilulfern verwandt, die ihrerseits wieder burgundischen Ursprungs sind. Eine Tochter Karl Martells heiratet den Agilulfinger Otilo. Karl der Große holt aus Schwaben seine erste Gemahlin Hildegund. Die Grafen von Achalm-Urach haben eine karolingische Prinzessin im Stammbaum. Mit der Einverleibung Alemanniens in das Karolingerreich im 8. und 9. Jh. kommt die größere Zahl der missi regis, der königlichen Grafenbeamten, aus Franken. Heiraten altalemannischer Familien mit fränkischem Adel und dem Königshaus selbst sind üblich. Wie schon ihre Namen sagen: Warin, Ruthard, Ratolf, Unruoch (am mittleren Neckar), erweisen sie sich als Landfremde. Unruoch z. B. hat noch im 11. Jh. Grafschaften im Niederfränkischen. Die Grafen kommen nicht allein, sie bringen ihre Leute mit, die dann auf dem konfiszlierten Gut oder dem Königslehen sitzen, oder sie stiften Klöster, wie Schwarzach und Gegenbach oder Buchau. Unter den Breisgaugütern des Ruthard findet sich ein Ort Romanichowa (heute Rümplingen) und Walahpach (Wollbach bei Lörrach), die so deutlich auf Romanen und Welsche hinweisen wie ungefähr 30 Orts- und Flurnamen im Hegau und der Baar, einige Orte bei Balingen und Münsingen und Waldsee im Oberland. Berühmt ist die Urkunde von Willmandingen (Reutlinger Alb), wo 40 Unfreie mit Namen aufgezählt sind, die auch in der Umgebung von Paris und Reims vorkommen. Bei der Errichtung von Militärkolonien und Umsiedlungen hat Karl der Große Westfalen, Friesen, Sachsen ins Alemannische verpflanzt. Beispiele: das neckarschwäbische Sachsenheim und das elsässische Friesenheim. Dann die 25 -hufst- und -tung-Orte in der Ortenau, die den westfälischen -horst- und -donk-Namen entsprechen, was soviel wie Bruch-Sumpf und niedrige Erhebung bedeutet. Die Frankenheim, Frankenbach, Frankenhofen usw. sind typische Beweise für die Siedlungen der Königszinsler. Zu ihnen und den Centenen gehören meist auch Patrozinien von fränkischen Heiligen: Martin, Remigius (Steißlingen), Leodegar (Friedingen), Dionys, die in Klostergebieten dann später öfters gegen Gallus-, Georgs- und Petrus-Paulus-Patrozinien umgetauscht wurden.

*

Zuletzt sei noch die Arbeit über die Tafelgüter des Königs erwähnt, ein in Bonn liegendes Fragment, das H. D., nachdem frühere Forscher den Indiculus allen möglichen frühen Kaisern zugeschrieben hatten, durch höchst genaue Untersuchungen jedes einzelnen Hofes als das Testament Kaiser Barbarossas bestimmen konnte, das kurz vor dem Aufbruch zum Kreuzzug in dessen Kanzlei geschrieben wurde und die Aufteilung des Reichs- und Familiengutes der Staufer (beide werden als Einheit betrachtet) an den Thronfolger Heinrich enthielt, während offenbar der Kaiser selbst sich Schwaben, das Elsaß und ein Teil Frankens als persönliches Eigentum vorbehielt.

Die Vermutungen, die man schon jeher auf Grund von Barbarossas Innenpolitik ausgesprochen hatte, scheint das Testament zu bestätigen. Die Erwerbungen und Aufkäufe vakanter Territorien durch den immer gut informierten und bei Kasse sich befindenden Kaiser waren der Teil einer systematisch betriebenen Reichs- und Hausmachtspolitik, die hier völlig ineinander verschmelzen, das Kaisertum als Erbmonarchie auszubauen und dem Wahlkönigtum nur noch eine untergeordnete Rolle zu gönnen, ja dieses als Gewohnheitsrecht ganz abzuschaffen. Das christliche Kaisertum hat in Barbarossa den Höhepunkt mittelalterlicher Vorstellungen erreicht.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Das Grafengeschlecht der Hohenberger

Wichtiges aus ihrer Geschichte / Von Kurt Wedler

Dr. L. Schmid leitet in seiner „Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg“ von 1862 den Namen unseres Heuberges (früher „Hoeyberg“) von Hohenberg ab, also von dem höchsten Teil unserer Schwäbischen Alb. Am Westrand dieses Hoeyberges liegen die beiden höchsten Zeugenberge des schwäbischen Jura: der Lemberg 1015 m und der Oberhohenberg 1011 m hoch. Der letztere, zwischen Delkhofen, Deilingen, Schörzingen und Wilflingen gelegen, hat in der Geschichte unseres Landes und im besonderen der unserer engeren Heimat eine bedeutende Rolle gespielt. Einst krönte seine

Wildberg, Altensteig und Nagold über Rottenburg, Horb, Haigerloch und Oberndorf bis zum oberen Donautal, und dazu kamen noch Teile im Hegau, bei Freiburg und im Elsaß.

Die Zollern als Ahnen der Hohenberger

Balingen ist wohl bis zu seinem Anschluß an Württemberg im Jahr 1403 in dieser Zeit immer zollerisch gewesen. Die Zollern sind auch die Ahnen unserer Hohenberger. Burkhard III., der von 1170—1193 als Graf von Zollern und Hohenberg genannt ist, ist der Stammvater der schwäbischen Grafen von Hohenberg, die sich um die Jahrhundertwende von den Zollern getrennt haben. Die Zollern selbst sind 1061 mit dem Tod eines Burkhard und eines Wezel erstmals genannt und sind vermutlich Nachkommen der schwäbischen Burkhartiner, die im 9. Jahrhundert schon in Rätien die Herzogswürde erlangten. Am bekanntesten aus diesem Geschlecht sind Burchard II. (954—973) und seine Gemahlin Hadwig, der Tochter Heinrichs von Bayern und der Nichte Kaiser Ottos I., die bis 994 auf dem Hohentwiel lebte (Scheffel: Ekkehard).

Aus dem zollerischen Geschlecht der Frühzeit ist vor allem Friedrich I. als erster Schirmvogt des Klosters Alpirsbach (1098) zu nennen. Aus der Ehe mit der Gräfin Udilhild von Urach gingen 9 Kinder hervor. Der älteste Sohn, Friedrich II., war wiederum Schirmvogt über Alpirsbach und ist der Vater Friedrichs III., des Stammvaters der schwäbisch-fränkischen Linie (Burggrafen von Nürnberg). Ein Neffe Friedrichs I., Adelbert von Zollern, war Mitstifter von Alpirsbach. Er hat dem Kloster ansehnliche Besitzungen vermacht und ist selbst als Mönch dort gestorben.

Die Hohenberger

Burkard I. (als Zoller III.) soll auf dem Kreuzzug Friedrich Barbarossas die Reichsfahne getragen haben.

„Der den Vanen fürt,
Kein Laster in berürt.
Von Rottenburg grav Czoller. - -
Noch ist er unbenemet.
Sein geschlecht man nennet.
Von Hohenberg von Heygerloch“ —,

so singt Johannes von Wirzburg, und der Zeit nach kann nur Burkard I. (1170—1193) gemeint sein. Barbarossa und sein Sohn Friedrich hat das Schicksal dort ereilt. Burkard hatte das Glück, wieder in die Heimat zurückzukehren. Auch im Gefolge Kaiser Heinrichs VI. tritt Burkard auf. Sein Bruder Friedrich war ebenfalls ein treuer Anhänger der Staufer, er hat z. B. der Vermählung Heinrichs mit Constanza in Mailand beigewohnt. Burkard I. hatte 2 Söhne: Burkard II und Albert I.

Auch über Burkard II. ist wenig bekannt. Er hielt während der unglücklichen Spaltung nach Kaiser Heinrichs VI. Tod auch treu zu dem hohenstaufischen Haus. Wahr-

scheinlich hatte er 6 Kinder, deren ältestes Burkard III. war. Albert I. ist durch einen Streit mit dem Kloster Kreuzlingen wegen Besitzungen in Wurmlingen und durch Schenkungen an Kloster Bebenhausen urkundlich bekannt. Er nennt sich auch von Rot(t)enburg, und es ist anzunehmen, daß die Grafschaft in dieser Zeit in den Hohenberger (den südlichen) und den Rotenburger (den nördlichen) Besitz geteilt war.

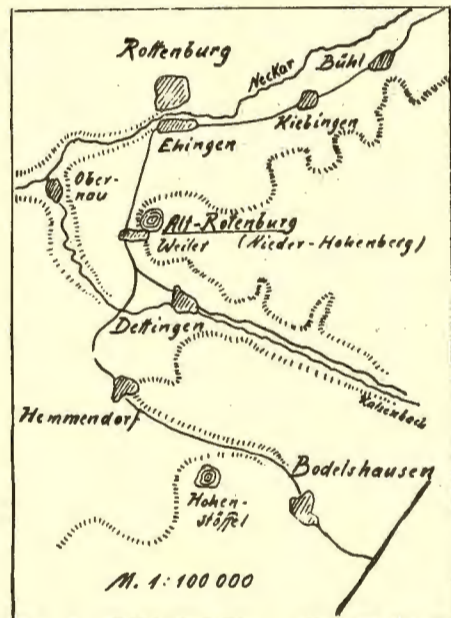
Rotenburg, Nieder-Hohenberg

Wandert man auf den Höhen beiderseits des Neckars zwischen Horb und Tübingen, so sieht man südlich von Rottenburg über einer Waldkuppe der Keuperberge einen Turm aufragen, der vom Sülchgauer Altertumsverein von 1873—74 zum Andenken an die Hohenberger errichtet wurde. Man nennt diesen Berg mit seinem Turm auch die Weilerburg, und man meint mit dieser Bezeichnung einfach die einstige Burg bei Weiler, das an deren Südfuß gelegen ist. Der eigentliche Name der Burg war aber Rotenburg, oder sie wurde auch zum Unterschied von Ober-Hohenberg Nieder-Hohenberg genannt. Sie war



stolze Höhe die mächtige Burg eines Grafengeschlechtes, das sich nach ihm benannte. Heute aber findet man nur noch spärliche Mauerreste. Das Städtlein Hohenberg, das sich am Nordfuß des Berges um einen Maierhof herum entwickelt hatte, ist ganz verschwunden.

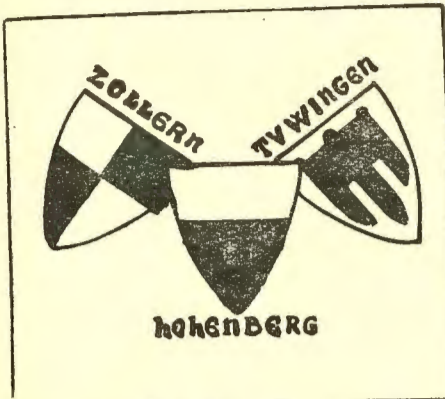
In alten Dokumenten, die Dr. L. Schmid zusammengetragen und in seiner „Monumenta Hohenbergica“ veröffentlicht hat, ist uns erfreulicherweise vieles erhalten geblieben, das uns Aufschluß gibt über einen wesentlichen Zeitabschnitt unserer deutschen und der schwäbischen Geschichte und im besonderen über dieses bedeutende Grafengeschlecht der Hohenberger selbst. Da tauchen als zur Grafschaft gehörig die Städte Ebingen, Schömberg, Straßberg, Stetten a. k. Markt, Friedingen und Spaichingen auf, als Burgen Werenwag, Kallenberg, Wehingen, Neckarburg, als Orte Truchtelfingen, Kaiseringen, Winterlingen, Nusplingen, Meßstetten, Hossingen, Tieringen, Hausen, Dürrwangen, Endingen, Dotternhausen, Engstlatt, Täbingen, um nur einige aus unserer engeren Heimat zu nennen. Die Besitzungen aber reichten von



wahrscheinlich der Sitz Alberts I., auf alle Fälle aber eine Burg der Hohenberger. Aus einer Urkunde vom 17. 8. 1226 geht hervor, daß schon unter Burkard I. das Gebiet um das heutige Rottenburg zur Grafschaft gehörte. Die reicheren Geschlechter jener Zeit haben, wie einst die Kaiser in ihren Pfalzen, des öfteren verschiedene Wohnsitze gehabt. Die Rotenburg spielt in der weiteren Geschichte der Hohenberger, wie sich noch zeigen wird, eine bedeutende Rolle.

Burkard III., erstmals mit dem Titel „von Gottes Gnaden Graf von Hohenberg“ genannt, erscheint 1237—1253. Er war Herrscher über das ganze hohenbergische Gebiet, hat sich aber wahrscheinlich vorwiegend auf der Rotenburg aufgehalten. Es ist

anzunehmen, daß seiner Gemahlin Mechtild, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II. von Tübingen, das Klima auf dem Oberhohenberg zu rau war. Mechtild brachte als Mitgift Besitzungen der Tübinger und im Nagolder Raum mit in die Ehe. Ein Sohn



derselben, Burkard IV. (1260—1318), ist Stammvater der Nagolder Linie und dessen Sohn, Burkard V. (1302—1353), der Stamm-

vater der Wildberger Linie, die wir aber in unserer Betrachtung nicht weiter berücksichtigen wollen.

Burkard III. finden wir im Gegensatz zu seinen Vorfahren auf Seiten des Papstes. Er gründete um 1237 das Dominikanerinnen-Kloster Kirchberg und im Jahr 1252 das Kloster Reuthin gleichen Ordens bei Wildberg. Der Einfall der Mongolen, die bis Liegnitz vorgedrungen waren und eine Schreckensbotschaft über ganz Westeuropa verbreiteten, und die unheilvollen Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Papst, die eine trübe und drohende Zukunft vorausahnen ließen, haben viele Menschen der damaligen Zeit von den weltlichen Dingen abgezogen. In solchen Zeiten der Heimsuchung sind die meisten Klöster gegründet worden. Auch die Klöster Bebenhausen, Reichenbach, Beuron und Weißenau standen in der Gunst Burkards. Aber am 14. Juli 1253 fand er bei einem Ritt über das Land bei Dekkenpfonn (Calw) durch einen Blitzschlag den Tod. Er wurde im Kloster Kirchberg beigesetzt. Dort ist seine Grabplatte noch heute zu sehen.

Fortsetzung folgt

Die Balingen Roller ein altes Gerbergeschlecht

Eine namens- und familiengeschichtliche Betrachtung / Von Fritz Scheerer

Die Stadt Balingen hatte vor der Inflation von 1923 eine ganze Reihe ansehnlicher Stiftungen. Heute erinnern größtenteils nur noch Straßennamen an die edlen Stifter: Arnold-, Jetter-, Rösler-, Roller- und Stingsstraße. Die Rollerstiftung für Kirchen-, Schul- und Armenzwecke mit 2000 fl. rief am 3. Dezember 1821 der Heiligenvogt Johannes Roller ins Leben, der 1826 kinderlos starb. Seine Vorfahren waren Gerber. Er entstammte einem Geschlecht, dessen Namen in Balingen 1843 über 80 Bürger trugen und sich die Familie daher auf 300 bis 400 Köpfe belief. Der Verwalter Jakob Roller, der sich vor allem um die Rollerfamilienstiftung verdient gemacht hat, konnte damals bei der großen Familienfeier feststellen, „daß diese Familie sehr fruchtbar ist, beweist der Umstand, daß keine andere ihr hier in der Seelenzahl bey Weitem nahe kommt“. Nach dem Adreßbuch von 1936 wohnten in Balingen-Heselwangen immer noch 76 selbständige Personen mit dem Namen Roller. Die Rollerfamilie, der an Reichtum gleicher Namensträger in Balingen keine andere gleichkommt, und die ein solch umfangreiches, fast lückenloses, weit in die Jahrhunderte zurückreichendes Material in der Ahnenforschung zur Verfügung hat, dürfte einer Untersuchung wert sein, um Schlüsse für die Familiengeschichte und für die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Stadt in den letzten Jahrhunderten zu ziehen.

Der Name Roller

Der Geschlechtsname bildet die erste geschichtliche Urkunde einer Familie. Diese Urkunden sind aber nur von beschränktem Wert. Wir können wohl den heutigen Trägern in vielen Fällen sagen, was ihre Namen wie Schmid, Jetter (Jäter), Widmann (Verwalter des Kirchen-, Widdumgutes) sprachlich bedeuten, oder wo sie wahrscheinlich herkommen wie Ebinger, Ehinger usw., wissen aber in den allerwenigsten Fällen, unter welchen Umständen und Verhältnissen ihre Namen unveräußerliches Erbgut geworden sind. Eine weitere Schwierigkeit besteht noch darin, daß viele Namen landschaftliche Besonderheiten zeigen. Wir können den Familiennamen nur gerecht werden, wenn wir sie als aus dem Heimatboden gewachsen betrachten. Da und dort können sie uns dann Anhaltspunkte für die nähere Festlegung der ursprünglichen Heimat der Familien geben. Eine restlose Aufklärung wird aber trotzdem in manchen

Fällen ausgeschlossen sein, hauptsächlich wenn der Namen vieldeutig ist.

Der Balingen Familiennamen Roller bietet schon einige Schwierigkeiten. Die Endung „er“ könnte wie bei dem Flaschner, der Blechflaschen machte, auf den Hersteller einer Sache hinweisen. In diesem Falle wäre der Roller derjenige, der Rollen macht, die kleinen geschlossenen Glocken, die früher am Schlitten- und Mühleneschirr der Pferde waren, oder die Rollknöpfe der alten Bauertrachten. Solche Rollen trugen aber auch die Fastnachtsfiguren. Das alte Siegel der früher in Balingen lebenden Roller zeigt auch einen Gurt mit Schellen, Rollen, in blau-weiß-rottem Feld. Dr. Kapf, dessen Büchlein „Schwäbische Geschlechtsnamen“ heute noch empfehlenswert ist, sucht eine Deutung mit Rundholz. Andere Namensforscher bringen den Namen Roller in Verbindung mit dem Halter oder Führer eines Rollwagens und Frachtfuhrwerks. Wir sehen also, man kommt oft wahrlich in einige Verlegenheit, wenn man die Herkunft des Namens feststellen soll. Das Alter des Namens und die Gegend, in der er zum erstenmal auftritt, dürften aber von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Der Stammvater sämtlicher Roller des Kreises Balingen ist der Weißgerber Hans Jerg Roller, der 1643 von Wildberg nach Balingen verzogen ist und sich noch im selben Jahr mit einer Balingen Bürgerstochter, Anna Werner, verheiratet hat. Er war der Sohn des Hans Roller, Weißgerber und Gerichtsverwandter in Wildberg, und der Bürgermeisterstochter Agnes, geb. Fritz. In Wildberg läßt sich die Familie Roller lückenlos bis 1510 nachweisen.

In der weiteren Umgebung von Wildberg werden Roller u. a. 1358 in Eßlingen, 1373 in Nagold, 1382 in Rottenburg, 1441 in Deckpfonn genannt. Ab 1500 finden wir die Roller im Raum Calw-Rottenburg in zahlreichen Orten. Die älteste Urkunde, die einen Roller nennt, stammt von 1314. Darin ist neben andern als Zeuge bei einem Verkauf von Gütern an den Pfalzgrafen von Tübingen ein Gotfrit der Roller von Giltstein aufgeführt. Eine weitere Urkunde von 1315 beginnt: „Ich Roller Herrn Mahtolfs seligen sun anz Ritterz von Giltstein“. Machtolfe von Giltstein werden sogar erstmals 1125 erwähnt. Laut Urkunde von 1328 verkauft Gotfrit der Roller seine Burg und anderen Besitz zu Giltstein um 500 Pfund Heller an die Pfalzgrafen Rudolf und Conrad von Tü-

bingen. Fortan nennt er sich nunmehr nicht nach seinem Besitz, sondern nur noch „der Roller“. Der Beinamen „der Roller“ wird so zum Geschlechtsnamen, allerdings zunächst noch mit dem Zusatz „der“, wie es öfters anfangs des 14. Jahrhunderts zu beobachten ist, z. B. in Balingen Ebert der Fischer 1331, Heinrich der Koch 1347. Die Bedeutung des Beinamens geht aber rasch verloren. Er wird zum bürgerlichen Familiennamen, und zwar in der Zeit, da die meisten Geschlechtsnamen entstanden sind (Ende der Stauferzeit und 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts).

Untersuchen wir nun den Wahrheitsgehalt des Familiennamens der späteren Träger, so müssen wir gestehen, unabhängig davon, wie wir auch den Namen Roller erklären wollen, daß es nicht mehr stimmt, denn schon der Vater (geb. 1593) des Hans Jerg Roller war Weißgeber und der Urgroßvater war Wirt, haben also andere Berufe oder Eigenschaften, und in den folgenden Jahrhunderten treten immer weitere Berufe in der Rollerfamilie auf.

Die Berufe der Roller im 17. bis 19. Jahrhundert

Von den 7 Söhnen des Stammvaters der Balingen Roller, von denen 2 allerdings im Kindesalter gestorben sind, wurden mit Ausnahme von einem, der Schuhmacher wurde, alle übrigen Gerber, und zwar Johann Jakob, Hans Jerg und Hans Kaspar wieder Weißgerber und Erhard Rotgerber. Wie wir die Vornamen der Väter und Großväter in den folgenden Generationen immer wieder feststellen können, zeigt sich auch, daß die Berufe auf die Söhne vererbt wurden. So finden wir bei den „Rollern“ in den folgenden zwei Jahrhunderten die Gerber, anfänglich mehr die Weißgerber, später mehr die Rotgerber in einer solchen Zahl vertreten, daß wir von einem Gerbergeschlecht sprechen können. In der 2. Generation nach Hans Jerg sind es nicht weniger als 8 Weiß- und 5 Rotgerber, während nur 4 männliche Nachfolger andere Berufe ergreifen. Einer (Hans Jerg) verzieht nach Eßlingen und begründet dort ebenfalls eine Rotgerberfamilie. Die in Balingen verbliebenen Rotgerber sind bei der Gründung der Rotgerberzunft im Jahre 1718 vertreten. Hans Jerg (1678—1749) wird sogar der Rotgerber des oberen Gaus. Hans Jakob (1694—1758) betreibt in der Rollerfamilie als erster die Zeugmacherei.

Erst in der folgenden Generation zeigt sich eine weitere Differenzierung der Berufe. Rotgerber sind es 8, Weißgerber 9. Daneben treffen wir aber jetzt Maurer, Schneider, Bäcker, Schuster, Hutmacher, Waffenschmied und den geistlichen Beruf (Johannes 1730—1779, Pfarrer in Rosenfeld). Der Ochsenwirt Johannes Roller (1701 bis 1771) ist zugleich Posthalter. Dieses Amt bekleiden seine Nachkommen oder nächsten Verwandten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Gerber kamen auch zu Wohlstand und Ansehen, wie die Steuerlisten ausweisen und aber auch die guten Verheiraten ihrer Töchter zeigen.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und am Anfang des 19. Jahrhunderts finden wir dann die Roller auch in Beamtenstellungen. Ein Roller wird Oberpolizeirat in Ludwigsburg, ein anderer ist Heiligenvogt in Balingen (s. oben) und Georg Jonathan wird Kameralamtsverwalter in Wurmlingen. Er genoß seine Ausbildung auf der Hohen Karlschule (siehe der Roller in Schillers „Räuber“ und Heinrich Roller in Hermann Kurz „Schillers Heimatjahre“).

Die Rotgerbermeister unter den Rollern erreichen um 1800 mit 17 ihre Höchstzahl. Die Weißgerber bringen es auf 13 Meister. Dies hängt zusammen mit der Gerberei in Balingen. Johann Georg Roller war neben Johannes Haasis Obermeister der Rotgerberzunft, zu deren Lade auch die Zünfte von Sulz, Rosenfeld, Tuttlingen, Hornberg

und Schiltach zählten, denn Balingen war damals der Mittelpunkt der Gerberei im alten südwestwürttembergischen Raum. Hier hatten die Lehrlinge und Gesellen der genannten Orte ihre Prüfungen abzulegen. Die vielen Metzger, einst bis zu 40, lieferten die Häute, und die gegerbten Häute wurden von den Schustern verarbeitet, die ihre Erzeugnisse, vor allem die sog. Pechstiefel, bis auf die Messen in der Schweiz lieferten. Wir finden in dieser Zeit unter den Rollern 6 Schuhmachermeister. Andere wieder betrieben das Bäckerhandwerk oder waren Wirte.

Das 19. Jahrhundert bringt mit der beginnenden Industrialisierung eine ganze Reihe neuer Berufe: Kaufleute, Spediteure, Architekten, Strumpfweber, Raschmacher (Rasch = leichtes Wollgewebe), Schlosser, Mechaniker, Handschuhmacher. Einige gründeten auswärts Betriebe, so in Berlin, Waiblingen, Taifingen usw. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wanderten viele aus nach Amerika, oft mit der ganzen Familie. So hat sich der Rotgerber Johann Georg Roller 1841 mit Frau und 5 Kindern im Staate Ohio niedergelassen. Nur ein Sohn, Johann Jakob (der Leiter des Rollerfestes 1843), der Verwaltungsaktuar und später Oberamtspfleger war, blieb in Balingen zurück.

Fassen wir nun die Ergebnisse unserer Betrachtung zusammen, so sehen wir:

1. Die Rollerfamilie hat trotz aller wirtschaftlichen Veränderungen ihren Bestand in Balingen-Heselwangen erhalten können. Es ist selten, daß sich eine Familie trotz Aus- und Abwanderung am selben Ort vermehrt oder wenigstens in ihrem Bestand erhält. Andere schmelzen gegen früher auf wenige zusammen. In die Lücken treten neueingewanderte Sippen, die sich überraschend schnell ausbreiten.

2. Als weitere Folgerung ergibt sich: Für die verbreitete Sitte, das Handwerk auf mehrere Söhne zu vererben, so daß Handwerkerfamilien entstehen, bei denen das Handwerk in den letzten Jahrhunderten mit dem Namen verknüpft zu sein scheint, ist die Rollerfamilie ein wahres Schulbeispiel.

3. Die Geschichte der Rollerfamilie ist ein Spiegelbild der gewerblichen Verhältnisse der Stadt Balingen in der Vergangenheit. Durch Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsinn sind die Voraussetzungen für den Wohlstand gegeben worden. Während 3 Jahrhunderten ist die Gerberei in hoher Blüte. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aber ändert sich die Struktur der Stadt und damit auch die Berufe in der Rollerfamilie.

Wutach — Hegau — Bodensee

Rückblick auf die Hegaufahrt der Heimatkundlichen Vereinigung / Von Hans Müller

Von Balingen bis Trossingen fährt man an den „Mauerzinnen der Alb“ dahin. Kleine Neckar Nebenflüsse wie Eyach, Schlichem, Prim haben mächtige Breschen darein geschlagen, und die Donaunebenflüssen Faulenbach, Elta, Köthach haben sie sogar in Einzelberge aufgelöst: Hohenkarpfen, Lupfen und Wartenberg. Letzterer ist ein Vulkan, ein Hegau-Vorposten. Das weiche Vorgelände der Alb ist von der rastlosen Arbeit des sickernden und fließenden Wassers so weitgehend geformt worden, daß die Straßen hin und her, auf und ab schwingen und selbst in den Dörfern noch reichliches Gefälle haben können. Bei Geisingen ist das Donautal sehr breit und gemütlich, denn die Berge des geschichteten Jura sind noch nicht bis an den Fluß herangetreten, noch viel weniger die himmelhohen Riffe. Über einen Bergsporn hinweg gelangt man gleich noch einmal in ein sehr breites Tal. Aber darin schlängelt sich nur ein winziges Fließchen, die Aitrach. Dieses kann niemals so ein beträchtliches Tal ausgefurcht haben, das zudem bei Blumberg einfach „in den Himmel hinein“ aufhört, rechts vom Eichberg und links vom Buchberg flankiert, die wie Torpfosten hoch über dem Wutachtal stehen. Die „wütende Aach“, die in ihrem Oberlauf noch eine „Gutach“ ist, schäumt tief unten bei Aachdorf in einer Rechtswendung heute zum Rhein. Heute! Denn ehemals floß sie, vom Feldberg kommend, durch das jetzige Aitrachtal zur Donau und war selber die Urdonau. Der 400 Meter niedriger fließende Rhein hat sie nun an sich gerissen. — Auf dem Wege von Geisingen über Engen nach Aach queren wir die Alb, ohne eigentlich viel davon zu merken, so schmal und niedrig ist sie an dieser Stelle. Unterwegs tut sich am Neuhöwen ein schöner Fernblick auf: Langgezogene, flache Täler, die gar nichts Albartiges mehr an sich haben. Hier hat die Tertiärzeit die sanft abfallende Rückseite der Alb mit weichen Massen (Juraganagelfluh) überdeckt. Und nun stehen wir am quirlenden, wallenden Aachtopf. Wieder hat der Rhein die Donau an sich gerissen, diesmal zunächst durch eine „Untergrundbewegung“, die Donauversickerung. Das Einfallen der Juraschichten schräg gegen Südosten kommt diesem natürlichen Wasserdiebstahl entgegen. Aber auch die Klüftigkeit der Juragesteine, die dazu geführt hat, daß der Karstwasserspiegel bei Tutlingen 13 m unter den Donau-

spiegel gesunken ist. Die Aachquelle liegt so niedrig, daß die Aach von hier bis zum Bodensee kein nennenswertes Gefälle hat. Weite Strecken sind vermoort und waren vor nicht zu langen Zeiten (Alluvium) noch Ausläufer des Bodensees. Der obere Weißjura, den wir auf der Alb ganz oben gewöhnt sind, guckt bei Aach oder Engen gerade noch an der Talsohle hervor. Die Erhebungen jedoch bestehen aus Moränen, die von den Gletschern der Eiszeiten darüber geschoben worden sind. Auch sie ergeben eine weiche Landschaft mit üppiger Vegetation, auf den Höhen meist Wald. Wir sind im Hegau. Das Landschaftsbild wird von den Vulkanen beherrscht. Es ist eine eigenwillig-schöne Landschaft. Das steile Aufstrebende kontrastiert eindrucksvoll zum flach hingelagerten, und die Härte des Kontrastes ist durch Hügelzüge gemildert, die recht verschiedenen Ursprungs sein können: Reste tertiären Meeresbodens, eiszeitliche Moränen, vulkanische Tuffe. Durch die Abtragung wachsen aus ihnen die Vulkanpfropfen heraus, die zur Zeit ihres Entstehens nie das Licht der Welt erblickt haben. Sie sind darum auch anders als der Vesuv oder der Ätna oder das „Hessische Kegelspiel“ der westlichen Rhön. Wir sind einem der Hegau-Riesen zu Leibe gerückt, dem Hohenstoffeln. An der Lagerung der Basaltsäulen ist noch zu erkennen, wie sich einst der Glutfluß nacheinander in verschiedenen Richtungen heraufgezwängt hat. Warum aber sind diese Tempelsäulen der Natur gerade fünfkantig? Abkühlung, Schrumpfung Spannung, Sprünge. Schon recht. Aber so regelmäßig? Goethe schaute in den Gesteinen der Tiefe ein ideales — das heißt bei ihm geistig wirksames — Gitterwerk, nach dem sie sich schon im Moment der Erstarrung richten und — viel weiter ist man in der Deutung dieser Erscheinungen bis heute noch nicht. Wir müssen uns von der inneren Architektur der Berge losreißen. Die Fahrt geht nun „hin ter“ den Vulkanen weiter, um sie ausnahmsweise auch einmal von der Rückseite zu sehen. Ihr Anblick ist von Westen her nicht ganz so großartig, aber interessant: Sie haben sich ihren Tuffmantel vors Gesicht gezogen, der ihnen auf der Ostseite — also vom Aachtal her — weitgehend herabgerissen worden ist.

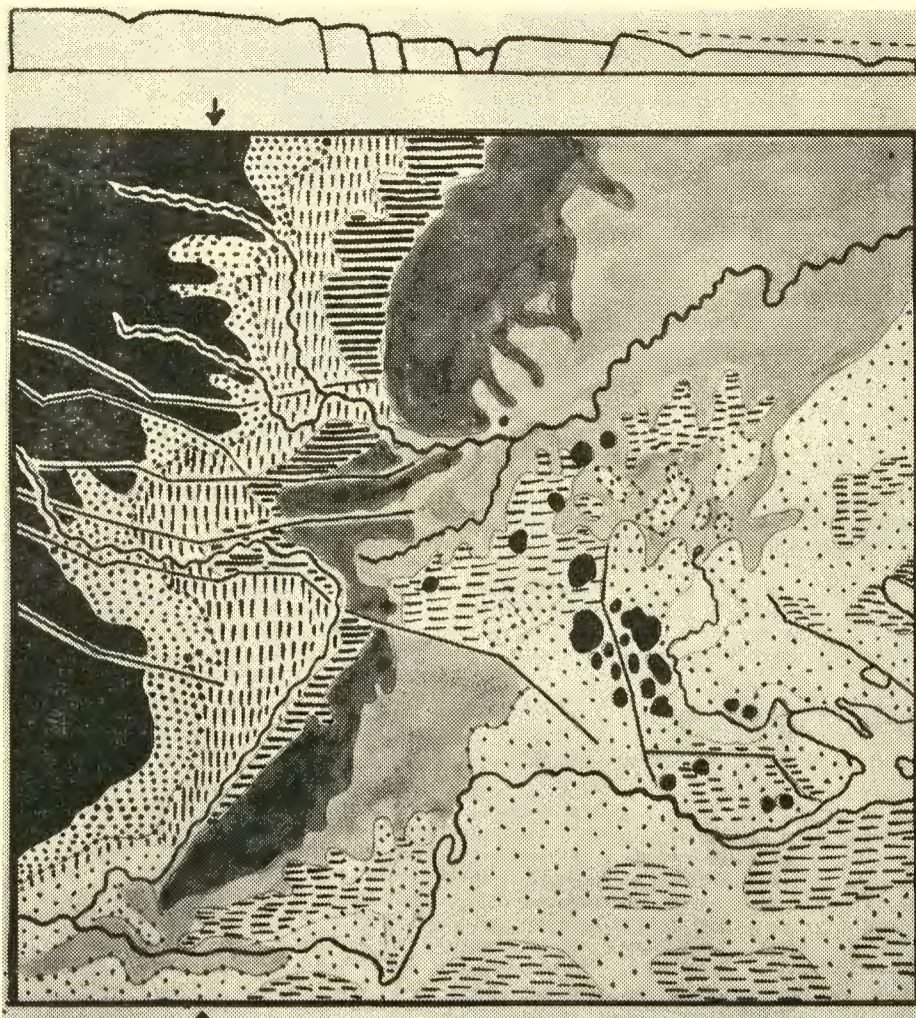
Endlich bekommen wir den Rhein zu sehen, dessen landschaftsgestaltenden Einfluß

wir seit dem Aitrachtal auf Schritt und Tritt wahrnehmen konnten. Ein Fluß ist eben viel mehr als nur eine Wasserrinne. Der Rhein hat auch dem Hegau den letzten Schliff gegeben. Warum sollte er auch nicht, da es doch sogar einmal seine Quell Heimat war! Das ging so zu: Als noch während der letzten Eiszeit das Tal des Alpenrheins mit dem Rheineis entstanden Bodenseesenkens unter einer dicken Gletscherdecke lagen, entstand der Rhein im Hegau aus den Schmelzwässern am Gletscherfuß. Er hat überhaupt eine tolle Vergangenheit. Vor der ersten Eiszeit (es gab noch keinen Bodensee) begann er in der Schweiz mit der Aare und floß geradewegs zur Oberrheinischen Tiefebene, während gleichzeitig der heutige Alpenrhein — ein Nebenfluß der Donau war! Und heute beerbt dieser ungestüme Neffe seine alte Tante Donau, wo er nur kann. Darüber lächelt „der See“, ohne den schon fast kein Schwabe mehr leben kann. Das Einsinken des Bodenseebeckens im Diluvium hat dem Rhein alle die genannten Vorteile gebracht. Wir stehen auf dem Schiener Berg und blicken auf den Untersee hinab. Als gegen Ende der letzten, der Würm-Eiszeit, hier auf tertiärem Sockel die Geschiebe des Gletscherfußes zu trocken begannen, da schwammen auf dem Untersee die Eisberge. Das ist noch gar nicht so lange her. Erst einige zehntausend Jahre. Es gab schon längst Menschen.

Nun hat sich ein milder Abend über das Land und den See und die Mettnau gebreitet. Sinnend sehen wir die Sonne sinken und überdenken das Erlebte. Alles ist Harmonie. Nur einige Gedanken wollen noch nicht zur Ruhe kommen: Bodenseebecken eingesunken? Donauwasser im Aachtopf? Vulkane in so friedlicher Landschaft? Wutachklamm mit Muschelkalk so tief im Schwarzwald?

Wir fahren nach Hause, schlafen eine Nacht und fragen dann am besten die „stumme“ geologische Karte. Vielleicht, daß wir sie zum Sprechen bringen!

Zur Orientierung: Unten Bodensee mit Aach, Rhein und Wutach. Oben Donau mit Brigach, Brege und Aitrach. Alles andere deutet die Gesteinskruste an, nach amtlichen Karten, vereinfacht. Von Westen her läuft durch den Schwarzwald eine Schar von Bruchlinien. Das Profil über der Karte deutet an (Schnitt in Richtung der beiden Pfeile), daß die Schollen staffelförmig zu einem Graben eingebrochen sind, in dem die Wutach ein Stück weit — ihre landschaftlich schönste Strecke — fließt. Diese Schichtstörung zieht quer durch den Schwarzwald und heißt Bonndorfer Graben. Da bei der allgemeinen Abtragung eingesunkene höhere Schichten der Erdkruste länger erhalten bleiben, müssen sie heute noch tiefer in den Schwarzwald hineinreichen. Einst lagen sie als Decke überall auf dem breiten Rücken des östlichen Schwarzwaldes; aber sie sind eben weggewaschen worden. Wir sehen auf der Karte, wie die Gneise und Granite (schwarz) im Bereich der Bruchlinien tief eingebuchtet sind. Zunächst hat sich der Buntsandstein (dick punktiert) noch bis nahe Neustadt i. Schw. erhalten, während er sich sonst nur noch auf schmalen Höhenrücken ein Stück vorwagt. Dann sehen wir und wissen aus Erfahrung, daß der nächsthöherliegende Muschelkalk (senkrecht gestrichelt) die senkrechten Wände der Wutachschlucht bildet und zu beiden Seiten, bei Bondorf und bei Löffingen noch einmal eine typische kleine Gäulandschaft in den Schwarzwald hineinschiebt. Am großen Wutachknie haben wir von der Wutachmühle über Aachdorf bis Fuetzen, am Gips leicht erkennbar, die Keuperformation (waagrecht schraffiert). An den Berghängen, besonders schön bei Aselfingen, haben wir im Schwarzen und Braunen Jura (dklgrau.) die kleinen Bachschluchten, Wasserfälle und Bergrutsche. Die Vorposten Eichberg und Buchberg sind



mit dem ganzen Aitrachtal vorgeschobener Weißjura (hellgrau). Die Alb, die südlich des Aitrachtals aufzuhören scheint, kommt an der großen Verwerfungslinie als Rand, schon auf Schweizer Boden, in voller Breite wieder. Nicht bei Schaffhausen, sondern an der Wutachmündung überschreitet sie den Rhein und wird zum Schweizer Jura. Die Alb wurde deswegen so schmal, weil sich sogar die Tertiärbedeckung (waagrecht gestrichelt) weit in das Bruchliniensystem hineingeschoben hat, ein Zeichen dafür, daß die Juraschichten hier besonders stark eingesunken sind. Nur die eiszeitlichen Gletschermoränen (dünn punktiert), die sich in vielen Zungen nach NW heranschieben, kümmern sich um den Bonndorfer Graben nicht. Zur Zeit ihrer Entstehung war er schon zu sehr ausgeglichen. Ein Teil der Moränen ist auch schon wieder abgetragen. Wie Inseln liegen die Reste auf tertiärem, ja auf jurassischem Untergrund. Die Moränenbedeckung ist überhaupt nur ein dünnes Kleid. Überall in Oberschwaben, um den Bodensee und in der Nordschweiz lugt der tertiäre Untergrund hervor, was jedoch am Landschaftsbild wenig ändert. An der Hegauer Aach sind die vermoorten, alluvialen Flächen weiß ausgespart. Für eine Talsohle sind sie viel zu breit. Ihre Zugehörigkeit zum Bodenseebecken sei durch zwei Zahlen dargetan: Aachtopf 475 m NN, Bodensee 400 m NN. Daß die Donau bei Tuttlingen 641 m hoch liegt, mußte ihr ebenso zum Verhängnis werden wie vorher die niedrige Lage der Wutachmündung mit 310 m NN.

Die Bodensee-Senke ist kein Grabenbruch, sondern nur eine Einmündung im weichen Material der Tertiär, die diluviale Eislast mag dazu beigetragen haben. Immerhin aber sehen wir den Untersee von zwei Bruchlinien eingerahmt; an der nördlichen liegen mehrere kleine Seen. — Und nun kommt mitten in der so nachgiebigen

Bodensee-Randlandschaft, dem Hegau, noch einmal das Tiefengestein (schwarz) zum Vorschein. Allerdings nicht in breiten Flächen, sondern punktwise als Vulkane. Auch der Schwarzwald kennt vulkanische Ergüsse, aber sie sind mehr flächenhaft oder langgestreckt und fallen natürlich in der Heimat der Tiefengesteine nicht so schön ins Auge wie im ganz andersartigen Hegau. Wir erkennen hier eine nördliche Kette der Eruptionen, die zum Teil im Jura liegen. Diese Kette hält noch einigermaßen die Richtung der hier auslaufenden, großen Bruchlinien ein. Die übrigen, darunter die größten Hegauvulkane scheinen gegen SSO an einer einzigen Verwerfungslinie aufgereiht. Aber ganz so einfach ist das nicht. Neuere Forschungen haben inzwischen noch mehr solcher Sprünge in der Erdkruste auffindig gemacht, die sich nur in den tertiären Schichten weniger abzeichnen und zudem vom Diluvium nachträglich vielfach zugedeckt worden sind. Es leuchtet ein, daß sich der Glutfluß schadhafte Stellen für seine Ausbrüche sucht, aber er hält sich wiederum nicht immer an sie; es kommen noch andere Komponenten in Betracht. Die Schmelze durchsetzt, durchschmilzt oder hebt alles, was sich ihnen in den Weg stellt. Daher finden wir im Basalt viele „Einsprenglinge“, z. B. weiße Kalkteilchen, eingeschlossen. Sie sind ein weiterer Beweis dafür, daß die Weißjuradecke, bei Engen und Aach gerade noch an der Talsohle sichtbar, unter dem Tertiär weiterläuft. Die Alb ist untergetaucht! Eine merkwürdige Beobachtung: Westlich der NS-Verwerfung haben vorherrschend basaltische, östlich von ihr dagegen phonolithische Eruptionen stattgefunden. Basalt ist dunkel und enthält 36 Prozent SiO_2 ; er ist in der Schmelze schwerer. Phonolith ist rötlich, hat 55 Prozent SiO_2 und ist in der Schmelze leichter. Es

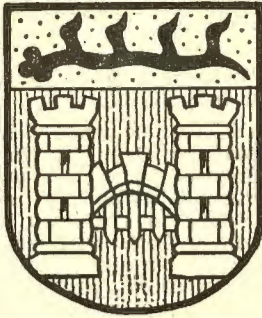
schwimmt also in der Tiefe Phonolith auf Basalt, und nichts scheint einfacher als die Annahme, es sei zuerst das eine und dann das andere ausgeflossen. Aber die Geologen sind kritische Leute. Sie sagen uns, daß so ein Vulkangebiet nicht immer aus einem ganz einheitlichen „Eintopf“ oder womöglich gar aus dem allgemeinen „feurigflüssigen Erdinnern“ gespeist werden muß, daß vielmehr einzelne „Nester“ in nicht zu großer Tiefe möglich sind, deren mineralische Zusammensetzung verschieden sein kann. Dies wurde noch wahrscheinlicher, seit angenommen werden darf, daß sich unsere Erde zu $\frac{3}{4}$ durch Substanzerfall (Modewort „Atom“) selber heizt. Wir dürfen uns den Hegau-Vulkanismus so vorstellen: Zuerst infolge gespannter Gase ein Durchschuß der überlagernden Gesteinsdecken, deren Material zusammen mit der fein zerspritzten Lava als vulkanischer Tuff über dem ganzen Hegau niederging, es bis zu 100 m tief einhüllend. Dann kam in den entstandenen Schloten der Schmelzfluß hochgestiegen, schmolz seine Umgebung ein oder wenigstens an und erstarrte, noch bevor er die Höhe der Tuffdecke erreicht hatte. Nur am Höwenegg konnte etwas ausgeflossener Basalt gefunden werden. Als das Feuer seine Rolle ausgespielt hatte, trat das Wasser wieder in seine angestammten Rechte. Der weiche Tuffmantel wurde abgetragen, soweit er sich nicht durch Zusammensacken verfestigte. Man kann zwischen dem Stoffeln und dem Mägdeberg Tuffe sehen, die nicht nur gesteinsartig geworden sind, sondern auch ganze Bänke, ja Hügelketten bilden. Was das Wasser nicht mitnahm, wurde vom Eis mitgenommen, das sich von SO heranschob. Im „Eisschatten“ der nun hervortretenden Schlotfüllungen blieb mehr Tuff liegen. Darum sind die Hegauvulkane so einseitig, schleppen einen so langen Fuß hinter sich her. Der muß nicht ausschließlich aus Tuff sein; auch das Tertiär wurde von der Erosion betroffen. Das diluviale Eis und seine Geschiebe gingen zum Teil über die Köpfe der Vulkane hinweg. Auf dem Twiel konnten Alpengerölle festgestellt werden. Die beiden anderen Großen, der Höwen und der Stoffeln, stellten sich dem Eisstrom hemmend in den Weg, so daß er drumherum mußte. Beim jedesmaligen Abschmelzen der Eismassen gab es Schichtfluten und Ströme, die mit der Ummantelung der Vulkane gehörig aufräumten, besonders auf der tieferen Scholle gegen die einsinkende Bodenseemulde hin.

So entstand auf sehr eigenartige Weise eine sehr eigenartige Landschaft. Wir durften sie nicht für sich allein betrachten, da wir sie einigermaßen verstehen wollten. Zum Hegau gehört die untertauchende Alb, gehört der Bonndorfer Graben mit der Wutach, gehört die Bodenseesenke.

Eine schöne Landschaft verträgt durchaus notwendige Industrie- und Verkehrsanlagen, sie verträgt den Kraftfahrer auf den Landstraßen und den Wanderer auf den Waldwegen. Aber sie ist kein bloßes Rohstoffdepot für die Unersättlichkeit des Menschen, ist kein Nürburgring für die vom Teufel Getriebenen, kein Aufmarschgebiet und Exerzierplatz, kein Rummelplatz für innerlich Leere, kein Mülleimer für Kulturabfälle, sie ist eigentlich auch zu schade als bloße Reparaturwerkstätte für unnötigerweise ramponierte Nerven, nicht einmal ein Naschwerk für bloße Ästheten ist sie, sie ist: die Schöpfung! Sie ist nicht für jemand oder für etwas. Sie ist! Das klingt einfach und ist doch das Höchste. Man muß mit ihr ringen, um ebenfalls zu sein. Und wieder zu ihr zu gehören.

Es gibt dafür verschiedene Ausgangspunkte. Einer von ihnen ist die Geologie.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Die Nusplinger Kirche - ehemals Urkirche des linken Beeratales

Von Peter Reiser, Egesheim

1. Die Nusplinger Kirche eine Quartkirche

Im Schrifttum sind nur wenige Angaben über die Nusplinger Kirche aufzuspüren, offenbar, weil keine Urkunden über die ältesten Verhältnisse erhalten blieben. Im Heimatbuch von Ebingen „Geschichte der Stadt Ebingen“ von G. F. Hummel findet sich folgender Vermerk: „Nach dem ‚Liber quartarum in diocesi Constantiensi‘ waren in dem Dekanat Ebingen noch im Jahr 1324 die Pfarreien Ebingen und Nusplingen dem Bistum Konstanz zehntpflichtig.“ Nun verzeichnet das oben genannte Quartbuch, wie schon der Name erkennen läßt, jene Kirchen, welche die Quart (quarta pars decimarum), d. i. den vierten Teil des Zehnten an den Bischof von Konstanz entrichten mußten. Das „Liber quartarum in diocesi Constantiensi de anno 1324“ wurde durch Dekan Haid im Freiburger Diözesanarchiv 1869 veröffentlicht. Unter den quartpflichtigen Kirchen im Dekanat Ebingen ist nun auch die Kirche Nusplingen aufgeführt: „Idem in eodem decanatu ecclesia Nusplingen est quartalis et dat IIII (4) marcas in anno bisextili.“ (2) Dekan Haid sagt von der Quart: „Die Quart mußte von den betreffenden Debanen im vierten Jahr bezahlt werden. Früher bezog z. B. der Bischof von Konstanz im vierten Jahre den ganzen Zehnten, aber die päpstlichen Commissarien in dieser Angelegenheit entschieden am 19. Oktober 1289, daß jährlich der vierte Theil zu entrichten sei.“ Den oben wiedergegebenen Ausdruck: „anno bisextili“ übersetzt Dekan Haid als Schaltjahr. Somit steht eindeutig fest, daß die Kirche Nusplingen in demselben Dekanat (Ebingen) quartpflichtig ist und in jedem Schaltjahr 4 Mark (Silber) zahlte.

Der Unterzeichnete hat sich nun im Zusammenhang mit anderen heimatgeschichtlichen Fragen der Mühe unterzogen, das Patronat der von Dekan Haid genannten Quartkirchen an Hand des Werkes „Kirchenheilige in Württemberg“ von Gustav Hoffmann nachzuprüfen. Dabei ergab sich eine überraschende, bisher wohl nirgends festgestellte Tatsache: Die Quartkirchen in Engen, Tuttlingen, Fridingen, Ebingen, Bierlingen, Sülchen, Cannstatt Kornwestheim, Meßkirch, Mengen, Trochtelfingen, Gomadingen, Münsingen usw. waren Martinskirchen. Eine zahlenmäßige Zusammenfassung ergab, daß 63 Prozent, also rund zwei Drittel aller Quartkirchen einwandfrei als Martinskirchen nachzuweisen sind. In weiteren 13 Fällen, das sind noch 19 Prozent, steht fest, daß die Quartkirchen in engstem Zusammenhange mit einer benachbarten Martinskirche standen. Damit ist erwiesen, daß rund vier Fünftel aller Quartkirchen Martinskirchen waren bzw. mit einer solchen in engstem Zusammenhange standen. Es steht fest, daß die Quartkirchen als Martinskirchen Einrichtungen des fränkischen Staates waren. Da nun nach einer (späteren) Urkunde der Frankenkönig Dagobert um 620—22 die Grenzen des

Bistums Konstanz bestimmt haben dürfte, ist es durchaus möglich, daß schon in frühester Zeit die Martinskirchen einen Teil ihres Zehnten an den Bischof von Konstanz abzuliefern hatten. Sei dem auch wie ihm wolle, fest steht wohl, daß die Nusplinger Quartkirche als Martinskirche errichtet wurde, also fränkische Königskirche (bzw. Herzogskirche) war. Dieses Ergebnis kann nun durch andere Tatsachen als fast absolut sicher erhärtet werden.

2. Die Nusplinger Kirche eine Dekanatskirche.

In dem Werk „Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Basel, Speier, Worms nach ihrer alten Einteilung in Archidiaconate, Dekanate und Pfarreien“ von Fr. Thudichum (3) wird als Dekanat nun u. a. Ebingen (auch Schömberg, Nusplingen) verzeichnet. Somit steht fest, daß in Nusplingen, wenn nicht immer, so doch zeitweise ein Dekan, d. h. Vorsteher eines Dekanats, eines Kapitels war. Stellt man nun das Patronat der Kirchen, an welchen ein Dekan nachzuweisen ist, fest, so ergibt sich folgendes: Freiburg, Sindelfingen, Ebingen, Engen, Hechingen, Dornstetten, Meßkirch, Laiz, Sülchen, Göppingen usw. usw. haben als Orte mit einem Dekan Martinskirchen. Insgesamt vermag ich 57 alte Dekanatsitze in Württemberg nachzuweisen, welche mit einer Martinskirche verbunden sind. Nimmt man noch die Orte hinzu, an welchen auf Grund anderer Umstände eine Martinskirche wahrscheinlich ist, so lassen sich an fast zwei Drittel aller Dekanatsitze Martinskirchen nachweisen. Es steht außer allem Zweifel, daß dem System der Einteilung in Dekanate (nach Ansicht der Forscher erst in karolingischer Zeit errichtet), das nachweislich ältere System der Martinskirchen zugrunde liegt.

Somit bestätigt auch die Tatsache, daß zu Nusplingen, wenn auch vielleicht nicht immer, möglicherweise im Wechsel mit Schömberg und Ebingen ein Dekan war, unsere Annahme, daß die Nusplinger Quartkirche eine Martinskirche war.

3. Die Nusplinger Kirche eine Hofenkirche

Das Blatt 7819 verzeichnet 2 km östlich Nusplingen den Flurnamen Dellerhofen, mundartlich zweifelsohne richtiger als Dellehofen, d. i. Hofen bei einer (bis in die jüngste Zeit vorhandenen) Delle, Doline. In Zusammenhang mit diesem Hofen steht das 2 km südlich gelegene Offental, d. i. Hofental. (Auf die entsprechenden Nachweise muß hier leider verzichtet werden.) Unser Hofen erhielt die Bezeichnung Hofen bei der Delle wohl, um es von dem 3—3 km weiter ostnordöstlich gelegenen Hofen bei Heinstetten zu unterscheiden. Da zusammengehörige Hofen immer durch einen Zusatz aufeinander bezogen sind (Ober-, Niederhofen, Ost-, Westhofen, Tal-, Berghofen usw.), eine solche Beziehung hier aber nicht

besteht, war das Hofen bei der Delle ein selbständiges Hofen, wie ja auch die Benennung „Offental“ nachweist. (Da die Flurbezeichnung im Hof(f)ental schwerer auszusprechen ist als der Name im Offental, wurde aus Sprachbequemlichkeit das anlautende H ausgelassen.) Nun läßt sich aber nachweisen, daß die „Hofen“ als Höfe des (fränkischen) Herzogs in Schwaben in sehr vielen Fällen eine Martinskirche neben (fast nie aber in dem Hofen selbst) sich haben: Die Martinskirche zu Göppingen liegt in Ober-Hofen, nicht in dem eigentlichen Hofen, die Martinskirche zu Leutkirch in Ufhova = Aufhofen (Baumann, Gaugrafenschaften), das Hofen bei Cannstatt hatte seine Martinskirche auf der Altenburg, das Bitzenhofen, d. i. bezäunte Hofen zu Theuringen die Martinskirche in Theuringen, das Remshofen seine Martinskirche zu Siegelhausen (Hoffm.), zu Niederhofen-Brackenheim war ebenfalls eine Martinskirche, ein Niederhofen zu Neuffen hat in Neuffen seine Martinskirche, ein Unterhofen bei Langenbeutlingen hat seine Martinskirche zu Oberbeutlingen (obere Kirche) usw. Zu dem Reichsgut in Hilzingen, 1288 curia in villa Hilzingen inferior mit einem abg. Hinterhofen in dieser Gegend gehört die dortige Martinskirche — wohl die Bohlkirche im Oberdorf — (A. Funk „Zur Geschichte der Frühbesiedlung des Hegaus durch die Alamannen“) usw.. Da nun feststeht, daß heute noch neben sehr vielen „Hofen“ auch eine zugehörige Martinskirche nachweisbar ist, wird unser Schluß: Die Quart- und Dekanatskirche zu Nusplingen war ursprünghch eine Martinskirche, wiederum indirekt bestätigt.

Die Tatsache, daß die fränkischen Kirchen (Martinskirchen) fast in allen Fällen neben den Hofen, nicht in den Hofen liegen, hat auch Weitnauer erkannt. Er sagt in seiner Arbeit über das erste Kloster Kempten: „Zu einem Königshof gehörte bei den christlichen Franken die Königshofkirche, sie lag in allen Fällen außerhalb des Reichshofberings in einiger Entfernung von diesem.“ (Alam. Jahrb. 53). In Kempten waren es einige hundert Meter, in anderen Fällen oft einige Kilometer, z. B. Hofen-Kirchheim a. N. bei Heilbronn 2—3 km.

Max Ernst hat in seinen Arbeiten über die villa regalis Ulma, über die Königspfalz zu Ulm, darauf aufmerksam gemacht, daß die Ulmer Urkirche ‚ennet Felds‘, Urkirche einer alten Hundertschaft (Martinsaltar, Martinskirche nach Rabus Ludovicus — Hoffmann-Urkirch —), eine Kirche im freien Felde außerhalb des Königshofes war, die erst 1347 mit dem Ausbau der Stadt Ulm in die Stadt Ulm übernommen wurde. Auch in Mainz lag die Urkirche zu St. Martin nicht im Herrenhof, dem Selenhofen, sondern außerhalb, wie H. Büttner nachwies.

Auf weitere Beispiele sei verzichtet.

Hoffmann erwähnt: „Daß der Martinskult fränkischen Ursprungs ist, wird wohl allgemein zugegeben (Urkirchen).“ Er verweist darauf, daß die in der Urkunde von 822 genannten 13 Martinskirchen königl. Eigenkirchen waren. Ferner stellt Hoffmann fest: „Wie weit neben der königlichen Mission in frühester Zeit eine bischöfliche oder klö-

sterliche in unserm Württemberg herging, ist schwer zu bestimmen. Es scheint, daß die ältesten Christianisierungsversuche weniger von den Bischöfen oder Klöstern ausgingen, als von der Dynastie. Im Bistum Chur waren zur Zeit Ludwigs des Frommen von 230 Kirchen nur 31 bischöfliche, alle übrigen standen im Eigentum des Königs.“ (Urkirchen in Württ.).

Vom heimatkundlich geogr. Standpunkt aus muß also der Auffassung K. D. Schmidts, Hermannsburg, zugestimmt werden, wenn er annimmt, daß zunächst ein unbeabsichtigtes Missionswirken der fränkischen Herrschaftseinrichtungen im Lande und dann schließlich eine planmäßige Missionsarbeit des fränkischen Staates erfolgte. (Die Bekehrung der Germanen zum Christentum, Göttg.) K. Weller bezeichnete diese Ansicht Schmidts zwar als Rückschritt, doch dürfte auch seine Ansicht, daß die Alamannen allein die Annahme des Christentums beschlössen hätten, auch einseitig sein. Beide Kräfte dürften zusammengewirkt haben.

Daß zwischen Quartkirche, Martinskirche, fränkischem Fiskalbesitz ein enger Zusammenhang besteht, ist auch für andere Gegenden nachgewiesen. In der bereits erwähnten Arbeit von A. Funk über das Hegau weist Funk darauf hin, daß Büßlingen, fränkisches Fiskalland (Besitz des Staates), eine Martinskirche hatte, die zugleich auch Quartkirche war. (Auch von Haid als solche verzeichnet.) 2 bis 3 km SSW von Büßlingen findet sich die Siedlung Hofen. Im Alamannischen Jahrbuch 1953 ist eine Arbeit von Pfr. Dr. A. Futterer über das Dorf Riegel am Kaiserstuhl. Dort ist zu lesen: „Die St. Martinskirche stand neben dem Einsiedelnschen Stiftshof, dem Nachfolger des alten fränkischen Königshofes . . . curtis. Jenseits der Straße liegt östlich der Martinskirche . . . der Dekansbrunnen (Teckenbrunnen 1304, Dechansbrunnen 1342).“ 1304 wird der dortige Frohnhof als frohnehove, d. i. Frohnhofen, urkundlich erwähnt. Zu allem hin wird neben der Martinskirche, dem Dekanssitz, dem Hofen (Frohnhofen) die Kirche zu Riegel bei Haid als Quartkirche aufgeführt. Für das Elsaß weist Noack in seiner Arbeit über die Stadtanlage von Kolmar (im gleichen Alam. Jahrbuch) nach, daß dort umfangreiches fränkisches Reichsgut mit einer „curia“ im 9. Jahrh. war. Er erwähnt, daß an der dortigen Martinskirche 984 ein „Philippus decanus St. Martini“ war. Oberhof und Niederhof d. selbst, beide in gräflichem Besitz, weisen das Hofen ebenfalls aus. Es muß darauf verzichtet werden, weitere Beispiele zu erbringen. Unter den Kirchhofen, Pfaffenhofen, Deckenhofen, d. i. Dekanshofen, lassen sich gar manche als Orte mit Quart-, Martinskirche nachweisen, die, wie ihr Name erkennen läßt, zu einem „Hofen“ gehörten. (5 km SO Kolmar: Sundhofen.)

4. Der Martinimarkt zu Nusplingen.

Immer wieder kann festgestellt werden, daß Orte mit Martinskirchen auch einen sog. Martinimarkt hatten, einen Markt, der um Martini, um den 11. November stattfand, bald etwas früher, bald etwas später. Eine Übersicht ergab, daß bei 86 Orten mit Martinimarkt in 51 Fällen eine Martinskirche an Orte nachzuweisen war, in weiteren sechs Fällen ist eine Martinskirche wahrscheinlich vorhanden gewesen, in 18 Fällen findet der Martinimarkt in Orten, die einem Ort mit Martinskirche benachbart sind, statt. Somit kann gesagt werden, daß 75 von 86 Martinimärkten in Beziehung zu einer Martinskirche stehen. (Die angegebenen Zahlen erheben keinen Anspruch darauf, alle Fälle festgestellt zu haben.) Es ist also doch wohl wahrscheinlich, daß der Martinimarkt zu Nusplingen noch als weiterer, bis in die heutige Zeit erhalten gebliebener Hinweis auf die alte Nusplinger Martinskirche anzusehen ist.

5. Die Kirche zu Nusplingen, Urkirche einer Hundertschaft (Kleingauges)

Karl Weller sagt in seiner Besiedlungsgeschichte Württembergs III: „Nicht wenige (Hundertschaften) lassen sich aus den in ihnen liegenden Mittelpunkten erschließen, und diese kennt man aus den Urkirchen, die sich an diesen Orten befinden. Die Hundertschaften bildeten nämlich nach Einführung des Christentums auch die ältesten Pfarrsprengel, die Urpfarreien, und in ihren Hauptorten wurden die ersten Gotteshäuser des Landes, die Urkirchen, aufgerichtet. Diese waren meist dem heiligen Martin geweiht . . . Von den genannten Hundertschaften haben dem Martinus gewidmete Taufkirchen: Metzgingen im Swigerstal, Sülchen (bei Rottenburg) im Sülchgau, Dornstetten im Dorngau, Münsingen in der Munigiseschuntare, Altheim bei Riedlingen im Affagau, Langenargen im Argengau, Aufhofen-Leutkirch im Nibelgau. Weitere Leutkirchen an Hundertschaftshauptorten sind die dem hl. Martin geweihten Gotteshäuser zu Altenburg (bei Cannstatt), Göppingen im Filsgau, Kirchheim u. Teck, in einer Hundertschaft des Neckargaus, Teuringen in einer Hundertschaft des Linzgaus.“

Von diesen obengenannten Urkirchen an Hundertschaftsorten lassen sich als Quartkirchen nachweisen: Neben Metzgingen die Quartkirche in Dettingen, Quartkirche in Sülchen, in Münsingen, Leutkirch, Cannstatt, Göppingen, Kirchheim.

Es muß hier verzichtet werden, die Nachweise, daß Nusplingen Sitz einer Hundertschaft war, zu erbringen. Doch kann eindeutig festgestellt werden, daß die Quart- und Dekanatskirche zu Nusplingen Mutterkirche für Nusplingen, für die auf Markung Nusplingen abgegangenen Orte Sichlingen, Dellehofen, Hinterhausen war. Außerdem ist nachzuweisen, daß Obernheim, Hartheim, Unterdigisheim kirchlich ehemals zu Nusplingen gehörten: „Von der Pfarrei (Nusplingen) wurden abgetrennt und als selbständige Pfarreien ausgeschieden im Jahr 1507 die zu Obernheim, im Jahr 1757 die zu Hartheim (bad. B. A. Meßkirch — OAB Spaichingen, 355).“

Damit ist die Quart- und Dekanatskirche zu Nusplingen nachweislich die Mutterkirche für sieben Siedlungen gewesen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß auch einstens das zwischen Obernheim und Hartheim gelegene Oberdigisheim ebenfalls zur Urkirche Nusplingen gehört hat, dergl. Tieringen und Ensisheim. Es muß hier ebenfalls darauf verzichtet

werden, zu belegen, daß die Quartkirchen sehr oft die Mutterkirchen ihrer Gegend waren. Für Riegel hat dies Dr. Futterer nachgewiesen. Weitere Belege lassen sich aus den erwähnten Werken und dem dort verzeichneten Schrifttum entnehmen.

6. Edelfreie (Grafen?) zu Nusplingen

K. Weller sagt in dem erwähnten Werke: „Der Sitz des Geschlechts der Hundertschaftsführer war die Dingstätte des Bezirks . . . Die Geschlechter dieser einstigen Hundertschaftsführer (centenarius = deutscher Name wohl hunno) bildeten in späteren Jahrhunderten eine geschlossene Gruppe von Hochadeligen (Freiherrn oder Grafen) . . .“ Nun läßt sich in vielen Fällen nachweisen, daß Dekanssitz und die Sitze von Edelfreien bzw. Grafen bei- bzw. nahe nebeneinander liegen: Neben dem Grafensitz Zeil — Dekanssitz zu Leutkirch, neben dem Welfensitz Altdorf — Weingarten Dekanssitz zu Ravensburg, Grafen zu Veringen — Dekan zu Veringen, Grafen zu Rottweil — Dekanat Rottweil, Grafensitz Villingen — Dekanat Villingen usw. usw. Es steht nun eindeutig fest, daß die Kirche von Nusplingen die Kirche eines Dekans war.

Die alte OAB Spaichingen verweist auf den Pfarr-Rektor als Dekan zu Nusplingen, den Priester Sigwin, der 1375 in einer Urkunde des Klosters Margrethausen genannt wurde (S. 354). Der Priester Sigwin könnte übrigens dem Nusplinger Ortsadel angehört haben, da 1315 ein Sigewin von Nusplingen in einer Urkunde erscheint.

Nun finde ich im Württ. Adels- und Wapenbuch von O. v. Alberti unter v. Nusplingen folgenden Hinweis: „An demselben Orte . . . scheint ein Edelgeschlecht gesessen zu sein, welchem (gegen die Mitte des 12. Jahrh.) Adelheid von N(usplingen), Gemahlin des Grafen Alwic v. Sulz angehörte.“ v. Alberti verweist dann noch auf eine Notiz, derzufolge Alwic v. Sulz und seine Gemahlin Adelheid de Nusplingen dem Kloster Hirsau vielen Besitz in den Orten Münchingen, Birkach, Walicstein, Ehningen, Nufringen vermachten. v. Alberti meint, es sei anzunehmen, daß sämtliche genannten Orte Nusplinger, vielleicht einem Achalmer Erbe entstammender, Besitz war. Die oben bereits gegebenen Nachweise sprechen dafür, daß dieses edelfreie Geschlecht von Nusplingen auf Nusplingen im Beeratal zu beziehen ist. (5 km SO Nusplingen „Gräfenwald“ [Top. Karte 7819], „Gräfen Wiese“ [Flurkarte 40/8]).

(Fortsetzung folgt)

Das Grafengeschlecht der Hohenberger

Wichtiges aus ihrer Geschichte / Von Kurt Wedler

Die Blütezeit der Hohenberger

Burkard III. hatte 3 Söhne und 2 Töchter. Die eine Tochter, Mechthild, wurde Äbtissin im Kloster Wald. Die andere, Gertrud, vermählte sich um 1245 mit dem Grafen Rudolf von Habsburg auf Rotenburg und nahm, nachdem Rudolf am 24. 10. 1273 in Aachen zum Kaiser gekrönt wurde, den Namen Anna an. So wurde die Hohenbergerin Gertrud mit ihren wahrscheinlich 12 Kindern zur Stammutter des habsburgisch-österreichischen und vieler anderer Fürstengeschlechter in Europa (Bayern, Sachsen, Brandenburg, Sizilien, Böhmen). Sie ist 1281 in Wien gestorben, wurde in Basel begraben, ihre Gebeine kamen 1770 nach St. Blasien, 1805 nach Spittal und 1918 nach St. Paul in Kärnten. Diese Verbindung mit dem Habsburger Haus brachte den Hohenbergern manchen Auftrieb. Doch war der damalige Regent, der Schwager Rudolfs, Albert II., auch ein Mann von hohen Tugenden: „Achtung vor der Religion, hohe Moralität bei großer Verehrung der Frauen, wie es einem ächten Ritter geziemt; Unbe-

scholtenheit, Rechtschaffenheit in Handel und Wandel, Milde und Wohltätigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige“. Er wird als Minnesänger gepriesen. In der Manessischen Handschrift in Paris sind zwei Strophen eines seiner Lieder erhalten und ein Bild dieser Handschrift zeigt uns die letzten Augenblicke seines Lebens, als er in dem blutigen Kampf gegen Herzog Otto von Bayern zwischen Oberndorf und Leinstetten am 17. April 1298 sein Leben lassen mußte. — Als königlicher Landvogt und Regent sorgte er für den Schutz der Kirchen und Klöster und für Friede, Ruhe und Sicherheit im Lande, man rühmte seine Energie, Gerechtigkeitsliebe und Menschenfreundlichkeit. Er war ein ausgezeichneter Staatsmann und ein berühmter und begehrter Feldherr in den unvermeidlichen Fehden und Kriegen jener Zeit. So war er an den Feldzügen Rudolfs gegen Ottokar von Böhmen, Savoyen und den Grafen Eberhard von Wirtemberg (1286 und 1287) beteiligt. Am 1. November 1267 kam es zwischen den Zollern und den Hohenbergern zu einer

Fehde bei Haigerloch und am 23. Oktober 1286, als Albert mit Rudolf vor Stuttgart stand, zu der Schlacht bei Balingen gegen Burkard, den Bruder Alberts. Beidemal sind die Zollern siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen. Kaiser Rudolf, der um Weihnachten 1286 auf dem Oberhohenberg zu Besuch weilte, mußte die beiden verwandten Häuser wieder aussöhnen. Balingen blieb zollerisch, Haigerloch wurde hohenbergisch. In dieser Zeit kam auch Ebingen an Hohenberg. Ein besonderes Verdienst hat Albert II. um Rottenburg, die Siedlung, die nach dem nahegelegenen Burgberg ihren Namen erhielt. Um 1280 vergrößerte er den Ort, baute auf dem Hügel über der Siedlung eine neue größere Burg (Neu-Rotenburg) und umgab Burg und Ort mit Mauern. Diese Burg war von nun an der eigentliche Sitz der Hohenberger und sie war, als sich die Grafschaft schon längst im Besitz der Österreicher befand, von 1456 bis 1482 Witwensitz der Erzherszogin Mechthild, der Mutter des Grafen Eberhard im Bart. Es schien in diesen Mauern noch einmal der Glanz der schon über ein halbes Jahrhundert versunkenen Hohenberger Herrlichkeit aufzuerstehen, als Mechthild dort mit ihrer prunkvollen Hofhaltung residierte. Heute sind aber nur noch Spuren der Burg vorhanden, dort, wo heute das nüchterne Landesgefängnis steht. Im Jahr 1306 wird Rottenburg erstmals als Stadt genannt.

Die zweite Gemahlin Alberts war Margarethe von Fürstenberg, die schon zwei Jahre vor dem Grafen starb und auch in Kirchberg begraben liegt. Er verheiratete sich zum drittenmal mit einer Gräfin Ursula von Öttingen. Aus den drei Ehen sind sieben Töchter und drei Söhne entsprossen.

Die Hohenberger im 14. Jahrhundert

Der Fortführer des Geschlechts war Rudolf I., der zweite Sohn Alberts II. Er war ein mächtiger, strenger und etwas gewalttätiger Herr, der aber trotz der vielen politischen und kriegerischen Ereignisse, an denen er tätigen Anteil hatte, sein Land vergrößerte, z. B. kamen wenigstens pfandweise dazu die Burgen und Städte Bussen, Lupfen, Riedlingen, Brüligen, Triberg und Alt-Hornberg. Obwohl Rudolf sich nach Aussagen von Zeitgenossen manchmal verletzend über religiöse Dinge äußerte, war er doch ein Freund und Gönner der Kirchen und Klöster. Pietätvoll gedachte er der Ruhestätte seiner Eltern und seiner ersten Gemahlin Agnes von Werdenberg in Kloster Kirchberg, dem er weitere Schenkungen zukommen ließ, er unterstützte das unter seinem Vater gestiftete Karmeliterkloster in Rotenburg, bestimmte mit seiner zweiten Gemahlin, Irmengard von Württemberg, die St. Moritzkapelle in Ehingen auf dem gegenüberliegenden Ufer des Neckars zum Erbbegräbnis der Hohenberger und gründete ein Chorherrnstift dazu. In dem Grab-

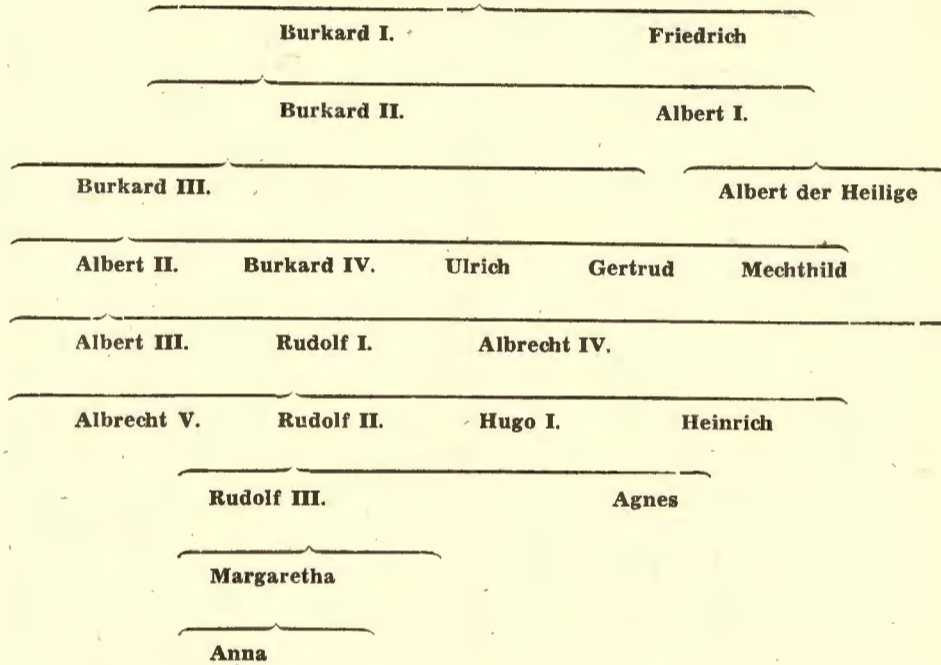
gewölbe ruhen acht Hohenberger. Als erste wurde im Jahr 1329 Irmengard, die Gemahlin Rudolfs dort bestattet. Besonders gut erhalten sind die Grabplatten von Irmengard, Rudolf I. (1336) und Albrecht V. (1359).

Rudolf I. hatte vier Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Albrecht V., war Domherr in Konstanz, Hofkanzler bei Kaiser Ludwig, Reichslandvogt im Elsaß und Bischof in Freising. Seinetwegen kam es im Jahr 1334 zu einem Bischofsstreit in Konstanz, der zu einer vierzehnwöchigen, erfolglosen Belagerung von Meersburg durch die kaiserliche Partei führte, an der auch der Vater, Rudolf I., beteiligt war. In dieser Zeit saß Johann XXII. auf dem päpstlichen Thron. — Der zweite Sohn war Rudolf II., der schon 1335, ein Jahr vor seinem Vater, starb und zwei unmündige Kinder zurückließ. Unter dem dritten Sohn, Hugo, bzw. dessen Gemahlin Ursula, die sich nach seinem Tod zum zweitenmal ehelichte, wurden die Burgen und Städte Ebingen und Haigerloch an die Montfort-Bregenz verpfändet. Der vierte Sohn, Heinrich, war kampfplustig und tyrannisch, er ist als einziger nicht in Ehingen begraben, sondern wurde in Salem 1352 mit großem Gepränge bestattet.

Der letzte Graf von Hohenberg der Rotenburger Linie war Rudolf III. und mit ihm wollen wir auch unsere Betrachtung

abschließen. Er war noch minderjährig, als sein Vater und dann sein Großvater starb. Die Vormundschaft übernahm sein Oheim Hugo, und seine Mutter Margaretha von Nassau handelte oft in seinem Namen. Um das Jahr 1350 übernahm Rudolf III. selbst die Geschäfte seines Landes, er hielt wie seine Vorväter treu zur Habsburger Dynastie, aber es schien ihm der Überblick und der rechte Sinn für seine Aufgabe abzugehen, auch fehlte der männliche Erbe. Es war in diesen Zeiten üblich, wenn man in Geldverlegenheit war, einfach Besitzungen zu verpfänden oder zu verkaufen. So kam es auch, daß viele Orte und Städte, wie z. B. Ebingen, mehr als zehnmal ihren Besitzer wechselten. Aber ein verantwortungsvoller Herrscher sollte die Grenzen solcher Veräußerungen erkennen. Schon unter seinem Vater und seinen Oheimen begann der Ausverkauf der Hohenberger Grafschaft. Dazu kamen, auch unter Rudolf III., die vielen Schenkungen an Stifte, Klöster, Spitäler und Kirchen, so daß die Geldnot immer größer wurde. Zerwürfnisse mit seiner Gemahlin und seiner Tochter Margaretha, der er einst versprochen, die Grafschaft zu vermachen, bestärkten ihn zu dem, die Geschicke unserer Heimat für 400 Jahre bestimmenden Entschluß, sein Land an Österreich zu verkaufen.

Stammtafel der Hohenberger



Am 26. Oktober 1381 wurde das ganze hohenbergische Gebiet der Rotenburger Linie um 66 000 Goldgulden an Herzog Leopold von Österreich abgetreten. Es gehörten damals dazu: Burg und Städtlein Hohenberg, die Städte Schömberg, Nusplingen, Fridingen, die Burgen Kallenberg, Werenwag, Wehingen, Neckarburg, Waßneck, die Stadt Oberndorf, die Burgen Werstein und Isenburg, die Stadt Horb, die Burg Urnburg, das Städtlein Ow, die beiden Burgen und die Stadt Rotenburg, Burg und Stadt Haigerloch, die Stadt Binsdorf und die verpfändeten Städte Ebingen und Dornstetten. Wenn auch dieser Verkauf nicht ohne Schwierigkeiten und mit einigem Hin und Her zustande kam und Rudolf noch weiterhin Nutzungsrechte mit dem Sitz in Haigerloch hatte, so fiel doch nach seinem Tod im Jahr 1389 das ganze Gebiet an Österreich, und damit nahm diese bedeutende Grafschaft ein unruhliches Ende.

Es interessiert uns zum Schluß nur noch das Schicksal der beiden Stammurgen des

Geschlechtes: des Oberhohenberges und der Burg Alt-Rotenburg (Niederhohenberg). Die Rotenburg wurde im 15. Jahrhundert bei einem Einfall des wilden Zollerngrafen Friedrich, genannt Oettinger, der die Enkelin Rudolfs III. zur Frau hatte, beschädigt und wurde dann, als sie immer mehr zerfiel, ums Jahr 1624 zum Abbruch freigegeben. Aus ihren Steinen wurde das Kapuzinerkloster im nahen Ehingen erstellt.

Der Oberhohenberg aber ist am 21. September 1449 von den Rottweilern zerstört worden. Er war damals im Besitz des Jos von Hornstein, der ein Helfer Graf Ulrichs von Württemberg war. Das Schicksal wollte es, daß der Letzte des Geschlechts Hohenberg, aus der Wildberger Linie stammend, Graf Sigmund von Hohenberg, als württembergischer Rath bei Graf Ulrich, den Fehdebrief an die Rottweiler mit seinem Siegel versah. So hat ein Hohenberger buchstäblich den Untergang der Burg seiner Väter ungewollt mitbesiegelt. Sigmund starb 1486. Damit erlosch das Geschlecht. Der Name



Siegel Graf Rudolfs I.

allerdings, aber nur der Name, taucht im Jahr 1900 noch einmal auf bei der Gemahlin des Thronfolgers Ferdinand, einer Gräfin Sophie Chotek. Der alte Kaiser, der On-

kel Ferdinands, verlieh ihr den Titel „Herzogin von Hohenberg“, um diese Ehe mit diesem Titel rechtsgültig werden zu lassen. (Schluß)

Balinger Gefallene früherer Kriege

Von Wilhelm Wik

Wenn die Stadt Balingen am Volkstrauertag den Gefallenen des zweiten Weltkriegs ein überaus würdiges Denkmal gesetzt hat, so ist es vielleicht angebracht, auch deren Namen zu nennen, die in früheren Kriegen gefallen sind.

Nach den Familienregistern sind in den Napoleonischen Kriegen geblieben:

Ekenfelder Konrad, geb. 17. 2. 1787, vermißt 1812 in Rußland;

Groll Georg Friedrich, geb. 29. 5. 1783, vermißt 1812 in Rußland;

Vögele Johann Georg, geb. 20. 4. 1792, vermißt 1812 in Rußland;

Höfel Johann Georg, geb. 16. 7. 1786, vermißt 1812 in Rußland;

Luippold Konrad, Sohn des Jakob L., Rotgerber, geb. 22. 8. 1788, vermißt 1812 in Rußland;

Mezger Johann Michael, Sohn des Johannes M., Nagelschmied, geb. 24. 8. 1783, vermißt 1812 in Rußland;

Schuler Christian, Sohn des Johannes Sch., Tuchmacher, geb. 30. 8. 1784, vermißt 1812 in Rußland;

Siegel Karl Gottlob, geb. 19. 11. 1790, vermißt 1812 in Rußland;

Stähle Johannes, geb. 16. 10. 1783, vermißt 1812 in Rußland;

Hoch Salomon, geb. 17. 10. 1792, vermißt 1813 in Sachsen;

Sämann Johann Georg, gefallen 1813 bei Jütebok;

Ulrich Adam, geb. 10. 2. 1786, gefallen am 21. 3. 1813 bei Bautzen.

Als Teilnehmer an den Napoleonischen Kriegen ist noch aufgeführt: Dr. Arnold E. Chr. Jakob, Oberamtsarzt, geb. 1784, gest. 1856. Im Krimkrieg ist wohl als Freiwilliger gefallen: Mangold Johann Friedrich, geb. 12. 12. 1828, gefallen 1845 vor Sebastopol.

Während des Deutsch-Französisch. Krieges hatte die Stadt einen Gefallenen zu beklagen, Johannes Schlaich, der während der Belagerung von Paris bei den Ausfallkämpfen bei Champigny und Villiers am 2. Dezember fiel. Seine Gedenktafel befindet sich in der Friedhofkirche.

Sammlung italienische Stoffe aus dem 14. bis 17. Jahrhundert und wunderbare spanische Bildteppiche, die zum Teil aus dem 8. Jahrhundert stammen. Ein Meisterstück sizilianischer Herkunft ist ein Wams Karls von Blois. Dieses prächtige Gewand besteht aus golddurchwirkter Seide, deren Muster in einzelne Felder aufgeteilt ist, von denen jedes einen Adler und einen Löwen zeigt. Die Renaissance, die hier auch nicht fehlt, wartet mit Reichtum des Materials auf, mit Großzügigkeit in der Musterung und mit Blütenmotiven. Die aus dieser Zeit in dem Museum gezeigten Exemplare gehören zu den schönsten der reichhaltigen Schau. Einzigartig sind auch die Erzeugnisse der französischen, flämischen, deutschen, englischen spanischen und italienischen Stickerei. Vier Jahrhunderte gleiten in herrlichen Erzeugnissen hier an dem Auge des Besuchers vorüber. Gestickte Altarparamente aus burgundischen Werkstätten sind geradezu eine Augenweide. Den Mittelpunkt des Musters bildet eine Muttergottes mit dem Jesuskind auf dem Arm. Sie ist von den Aposteln umgeben, von denen jeder ein verschiedenes Symbol in der Hand trägt. Eine kostbare Stickerei aus Gold und Seide stellt eine Falkenjagd dar, auf einem Hintergrund aus stilisierten Blumen hebt sich das Porträt einer jungen schönen Frau ab. Prächtige Perserteppiche bereichern die Sammlung. Hier bildet ein Wollteppich, dessen Ornamente chinesischen Einfluß verraten, das Glanzstück.

Das Lyoner Seidenmuseum ist seit langem das Ziel der bekanntesten Modeschöpfer aus aller Welt. Manche Idee, die später irgendwie als originell und zeitgemäß propagiert wurde, hat ihren Ursprung in Lyon. Die hier gezeigte Sammlung gibt einen ausgezeichneten Anschauungsunterricht darüber, wie sich die Seidenstoffornamente seit Beginn des 18. Jahrhunderts bis heute grundlegend verändert haben. Es ist sicher, daß viele Fremde, die aus Anlaß der 2000-Jahr-Feier nach Lyon kommen werden, auch das Seidenmuseum besuchen, denn es ist tatsächlich das großartigste und reichhaltigste seiner Art auf dem Erdball.

Das Seidenmuseum von Lyon

300 000 Stoffmuster von der Antike bis zur Gegenwart

Die am Zusammenfluß der Rhone und Saone gelegene Seidenstadt Lyon feiert in diesem Jahr ihren 2000. Geburtstag. Auch die Internationale Messe, die vom 12. bis 21. April in Lyon stattfindet, wird im Zeichen des Jubeljahres stehen.

Lyon ist eine sehr rege Industriestadt, deren Umgebung aber auch an landschaftlichen Schönheiten viel zu bieten hat. Wunderbar der Ausblick vom Fourvière, von wo man bei gutem Wetter selbst den Montblanc sehen kann. Die „Drehscheibe für Ski- und Bergsport“, wie Lyon gerne genannt wird, hat viele Sehenswürdigkeiten zu bieten, aber die größte ist zweifellos das im „Palais de Commerce“ untergebrachte großartige historische Stoffmuseum. Es enthält rund 300 000 Stoffmuster von der Antike bis zur Gegenwart und stellt eine einzigartige Sammlung dar, deren Wert unschätzbar ist und die einen Einblick gewährt in die zeitbedingten Veränderungen der Geschmacksrichtungen, sei es hinsichtlich der Bemusterung, sei es hinsichtlich der Verarbeitung der Stoffe. Mag sein, daß heute die Naturseidenindustrie nicht mehr den Rang einnimmt wie früher. Kunstseide und die Entwicklung der synthetischen Faser haben die Naturseide überspielt. Unter den Königen Charles VII. und Francois I. wurde einst die Lyoner Seidenindustrie begründet, die aus Italien herübergekommen war. Die Französische Revolution setzte der Lyoner Seidenindustrie hart zu, aber Napoleon verhalf ihr dann wieder zu neuem Aufschwung. Die Lyoner Seidenerzeugnisse wanderten in die Schlösser Frankreichs, nach Fontainebleau, nach Compiègne, nach Versailles.

Was in zwei Jahrtausenden in der Welt an künstlerischen Seidenerzeugnissen geschaffen wurde, ist zum Teil in der Lyoner Sammlung vereint. Zu den ältesten Raritäten gehören Mumienbänder, die man in den Grabstätten von Theben und Memphis in Ägypten gefunden hat. Sie sind mit Hieroglyphen verziert. Byzantinische und koptische Stoffe nehmen in dem Museum einen breiten Raum ein. Die koptischen Stoffe stammen aus Funden, die man in Ägypten gemacht hat. Anfangs sind es Stoffe aus

bräunlicher Purpurwolle, dann, dank des griechisch-römischen Einflusses, vielfarbige Stoffe. Mannigfaltig sind die vorliegenden Muster. Zirkusspiele und heidnische Sagen liegen den Mustern zugrunde. Auf byzantinischen Einfluß weisen christliche Symbole und biblische Szenen hin, wie sie etwa auf einem Teppich aus dem 8. Jahrhundert zu finden sind, der das Opfer Abrahams darstellt. Ferner enthält diese interessante

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 19 Lautlingen

Bräuche

Am Dreikönigstag kamen Buben von Hartheim nach Lautlingen (als die drei Könige verkleidet). Früher bestand auch der Brauch, daß man an diesem Tage die Buchstaben K+M+B inwendig über die Stubentür schrieb. An diesem Tag wird auch Salz und Brot geweiht. Man nimmt in einem Schüsselchen ein Quantum Salz, dazu ein Stück Brot in die Kirche, wo beides vom Pfarrer geweiht wird. Darauf nimmt man das Geweihte wieder mit nach Hause, wo das Brot von den Familiengliedern gemeinsam gegessen wird. Das Salz wird aufgehoben und, nachdem es im Lauf der Zeit durch die Feuchtigkeit eine zusammenhängende Masse geworden ist, durchlöchert und an einem Bündel im Hause aufgehängt.

An Lichtmeß spendet die Kirche den „Blasiussegen“ gegen Halsweh, besonders für kleine Kinder, die dazu in die Kirche mitgenommen werden. Man nennt diesen Brauch das „Bläsera“ (von Blasius abzuleiten). Bis Lichtmeß ist auch das „Christkind“, eine Figur in Größe eines neugeborenen Kindes, in der Kirche aufgestellt. Dann kommt es wieder auf die Kirchentribüne bis an Weihnachten.

An Ostern pflegte der Graf von Staufenberg (bis 1914) das „Gseangnes“ (Gesegnetes) auszugeben. Es war dies eine Art feiner Würstmasse, die der „Schloßförstner“ an die einzelnen Familien verteilte. Man ab

das „Gseangnes“ zum Mittagessen. Für die einzelne Familie gab es etwa einen Eßlöffel voll.

Am Himmelfahrtstag findet auch heute noch wie in anderen katholischen Orten eine Eschprozession statt. Man zieht hauptsächlich in den jeweiligen Kornesch. Vier Kreuze stehen im Feld, entsprechend den vier Evangelisten, bei denen jedesmal Halt gemacht wird. Dabei gilt der Brauch, daß die von Margrethausen in die Kirche nach Lautlingen, die Lautlinger aber sich in die Margrethausener Kirche begeben.

An Mariä Himmelfahrt findet die Kräuterweihe statt. Ein Strauß (oder Bündel) aus den verschiedenen Getreidesorten, mit zwei „Krautblättern“ umschlossen, wird in die Kirche genommen, wo er von dem Pfarrer geweiht wird.

Landschaft

Vor dem 15. April soll man mit dem Ackern (mit dem das Säen gewöhnlich verbunden wird) nicht beginnen. In Laufen wird das Wintergetreide erst kurz vor Weihnachten, in Lautlingen dagegen schon früher gesät. Trotzdem haben die Laufener „mit uns reif“. Auch dieser geringe Höhenunterschied wirkt sich aus.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die „Hohe Schwabenalb“ eine Wanderung

Von Hans Müller

„An einem Sonntagmorgen, da nimm den Wanderstab, es fallen deine Sorgen wie Schuppen von dir ab!“

Aus dreierlei Gründen: Einmal ist die Alb für Körper und Seele ganz einfach ein Gesundbrunnen. Ferner haben wir in unserm zappligen Menschenleben fast als einzig festes die Gewißheit, daß die Schöpfung stimmt und funktioniert „wie am ersten Tag“. Und endlich, wenn wir ein wenig über das Schicksal früherer Bewohner unserer Heimat nachdenken, haben wie die tröstliche Gewißheit, daß wir nicht die ersten sind, die Sorgen haben.

Als „Hohe Schwabenalb“ bezeichnet man neuerdings die Südwestalb bis zur Starzel, Vehla und Lauchert, wo die Zollernalb beginnt oder schon begonnen hat (denn Flüsse sind keine Grenzen). Politischen Anteil daran hatten die Länder Württemberg, Baden und Hohenzollern. Bis 1806 war ein Teil österreichisch und ist daher heute katholisch. Im Mittelalter war dies die Grafschaft Hohenberg, die von Fridingen an der Donau bis Wildberg an der Nagold ging. Im frühen

Mittelalter hieß es Scherra-Grafschaft und reichte bis an die Scheer bei Harthausen. Als Berchtholdsbaar geht es in noch wenig aufgehellte fränkisch-alemannische Zeiten zurück

Sockel und Denkmal

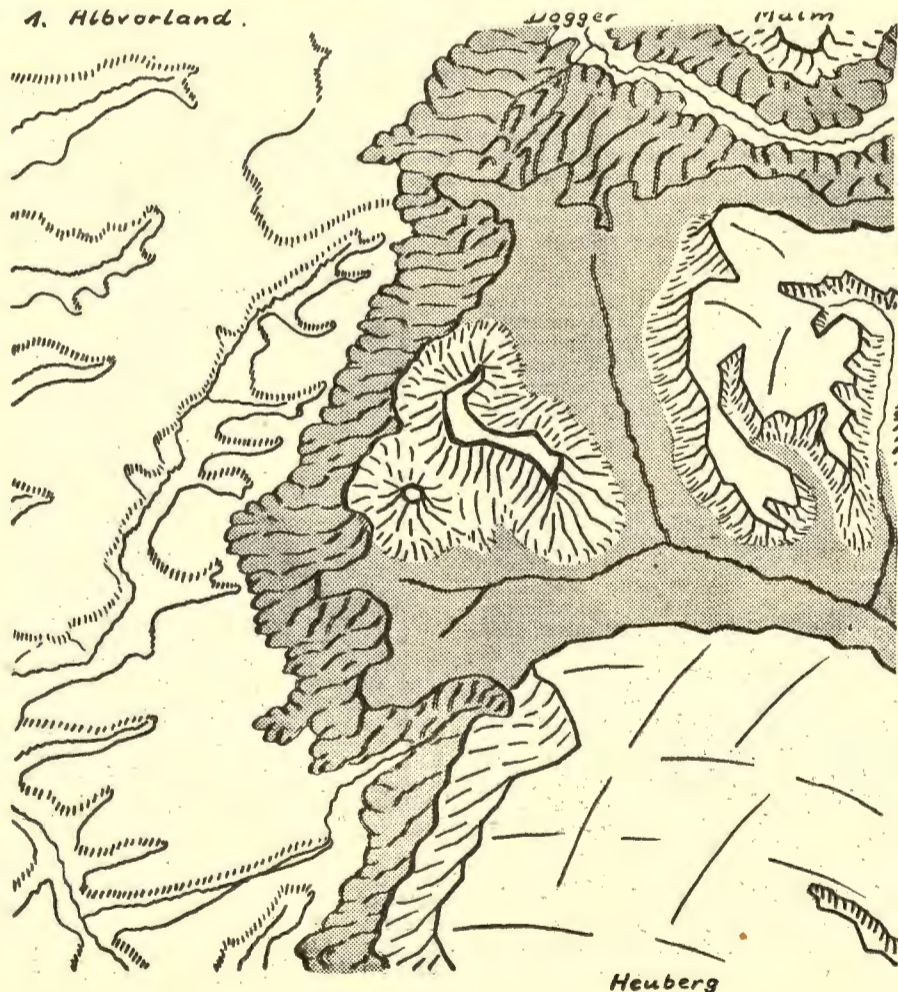
Unsere Wanderung beginnt in Schömberg. Wir heben unsern Blick zu den Bergen. Über wellige Wälder schwingt er sich zu einer Geländekante. Etwas zurückgesetzt erhebt sich darüber der Hochberg wie ein Denkmal auf einem breiten Sockel. Dies wiederholt sich im Rundblick beim Bol und dann links vom Schlichemetal beim Plettenberg. Losgelöste Vorberge! Wie ein kleiner Spaßmacher wiederholt der Palmbühl in Miniatur das großartige Spiel. Über eine bewaldete Geländeschwelle gelangen wir nach Weilen „unter den Rinnen“ Schöner Fichtenwald, feuchter, fast wegloser Waldboden mit tüppiger Vegetation, sehr unruhiges Relief: Braunjura-land! Es bildet den Albsaum, der sich die ganze Alb entlang in gerundeten Ausläufern mit Wald oder Baumwiesen gegen die Ackerbauflächen des Schwarzjura (Lias)

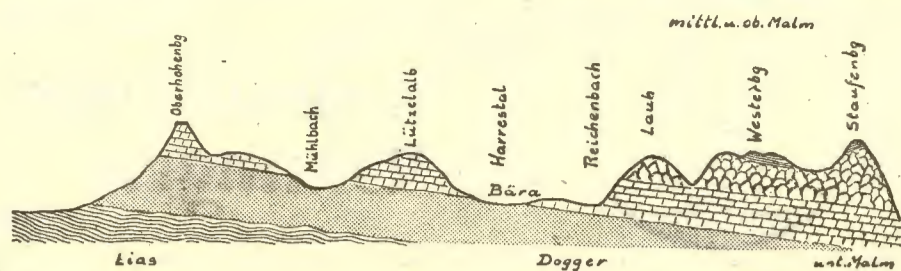
vorschiebt. Die Abbildung 1 soll davon eine Vorstellung geben.

Im Westen die waldarmen Liasflächen mit den eingerissenen, wieder bewaldeten Keupertälern. Dann der Braunjura (Dogger) sehr wellig ansteigend, eine große Platte bildend, auf der die westliche Bära mit dem Mühlbach und dem Harresbach reichlich Platz finden. Darauf aufgesetzt in der Mitte Hochberg und Lemberg, östlich die Lützelalb und südöstlich ein Teil des Großen Heubergs.

Zunächst suchen wir bei Weilen die „Rinnen“. Gegen Ratshausen gibt es einen Rinnenwasen, oben bei Deilingen einen Flurteil Rinnen und im Ort eine Rinnengasse, und im Flurnamenbuch von Keinath ist der eigenartige Ortsbeiname auf Geländerinnen zurückgeführt. Tatsächlich treffen wir die schönsten Bachrisse im unteren Dogger (Opalinustone) an, aber mehr unterhalb als oberhalb des Ortes! Sie sind von Gebüsch und Bäumen eingesäumt, Wiesen schließen sich an, gelbbraune, fast steinfreie Äcker, eine milde, geradezu österliche Landschaft. Aber so einfach ist das mit den Ortsnamen nicht. Die Heimatforscher, zu denen auch der Herr Bürgermeister von Weilen gehört, kennen einen „Rennenweg“ von Hausen am Fann quer hinüber zum Sattel des Wochenbergs, so daß Weilen unter den „Rennen“ liegen würde. (Man denke an den Rennsteig auf dem Kamm des Thüringer Waldes.) Wie in dem rutschigen Braunjura zu erwarten, meidet dieser alte Weg das Tal und zieht sich genau wie die alte Lochenstraße auf dem standfesteren Weißjuraschutt am Hang hinan, bis er oben auf festere Schichten gelangt. Beim Hinaufstreben merken auch wir, daß die Opalinusschluchten (im Flurteil „Rohr“ entstand sogar ein Ried) nach oben hin nachlassen, der Boden wird trockener, die ersten Eisensandsteine (Braun beta) tauchen auf und bilden rund um den Wochenberg herum die „Mitleite“ etwas wie einen schmalen Balkon der gerade für einen durchgehenden Wanderpfad ausreicht. Im Weitersteigen stoßen wir auf dicke, dunkelbraune Bänke. Es ist der Blaukalk, der die Oberkante und überhaupt den ganzen Sockel bildet. Er schiebt sich auch auf den Wochenberg (der nach einer „Wacheiche“ zu schließen, wohl ein Wachenberg war) hinaus, ebenso bei Gosheim auf die Hirnwiesen und Flur Gehrn die auf der Reliefkarte zungenartig erscheinen. Bei Wehingen finden wir Eisensandstein und Blaukalk über der Grozschen Fabrik. Die heutige Straße von Deilingen hinauf nach Weilen u. d. R. benützt so weit wie möglich einen kleineren derartigen Vorsprung, um einen festen Untergrund zu haben. Blaukalk ist Braun gamma. Er ist in unserer Gegend das Festeste am ganzen Dogger und wirkt hier durchaus landschaftsbildend. Am Plettenberg tut er das schon weniger. Am Höchst und rund um den Hundsrücken finden wir nur noch ganz kleine Blaukalkterrassen vor. Darum muß im Braunjuraland ganz allgemein der Wald den Boden vor dem Abrutschen bewahren. Nur auf dem „Sockel“ liegen stattliche Orte wie Deilingen, Delkhofen, Wehingen, Gosheim

An einem kleiner Ried vorbei gehen wir nun das Schörzinger Sträßle hinan zum Fuß





2.

Hohe Schwabenalb: Schichtenfallen von NW nach SO

des Hochberges. Seine nördliche Nase trug einst die Burg der mächtigen Grafen von Hohenberg. Wir stürmen nicht gleich hinauf sondern schauen uns erst einmal um. Wie breit das Mühlbachtal ist! Wir stehen 840 m hoch und haben immer noch Braunjura unter den Füßen! Bei Winterlingen wären wir in derselben Höhe schon längst im oberen Weißjura. Bei Gosheim liegt die Doggerkante 850 m hoch bei Tieringen nur noch 800 m, bei Lautlingen 680 m usw. Im westlichen Bäratal zieht sich der Braunjura bis hinab nach Egesheim. Nun, es ist die sattem bekannte Erscheinung des Schichtenfallens gegen Südosten. Die Abbildung 2 zeigt einen Schnitt etwa der Bära entlang, etwas nördlicher

Eine Einbuchtung in den Hochberg gegen Osten heißt Weiler und war ein Ort, der zur Burg gehörte. Es wird erzählt, die Einwohner dieses Weilers seien später nördlich der Burg in ein „Städtlein Hohenberg“ umgesiedelt worden, ein Flurname heißt heute noch so. Da Weilen u. d. R. auch hohenbergisch war und heute noch dieses Wappen führt, ferner noch lange Zeit nach Deilingen mühlverpflichtet gewesen ist, bringt man es mit obigem Weiler in Verbindung. Nun aber hinauf auf den „Oberhohenberg“. Woher die eigenartige Doppelbezeichnung? Das „Ober“ gehört zu einem Nieder-Hohenberg und das war die Weilerburg oder Rotenburg bei Rotenburg. Man nehme noch einmal den Aufsatz von Rektor Wedler in der Februar-Heimatbeilage zur Hand, die man sich natürlich aufbewahrt hat! Es sollte einmal jemand das Leben auf der Grafenburg und in deren Umgebung im 13./14. Jahrhundert anschaulich schildern. Viele Lehrer und auch andere Leute würden dafür dankbar sein. Was uns auffällt, ist der enge Raum, der hier oben für diesen großen Herrnsitz bleibt. Mir scheint, daß er seither etwas kleiner geworden ist dadurch, daß unablässig Juraschutt abrutscht und unten sogar fortgeführt wird. Hier haben wir mit Händen greifbar die stetige Verkleinerung der Alb! Auch auf der andern Seite des Hochbergs ist ein gehöriger Kiesrutsch, dann am Ortenberg, am Plettenberg, am Aischwang bei Reichenbach, am Pfeffinger Böllat usw. Die starke Zerstörung dieser Berge (und damit die Verbreiterung der Täler) beruht zunächst darauf daß sie im Gegensatz zu den Balinger Bergen keine Stützgerüste aus Schwamm- und Korallenriffen haben. Sie bestehen nur aus dem geschichteten und bis ins Feinste senkrecht geklüfteten Weißjura beta. Damit hängt zusammen, daß diese Kiesbröckchen alle von ähnlicher Größe und scharfkantig sind. Dieser Stein hat in sich selber schon die Tendenz, gerade so zu zerspringen, was schon Goethe feststellte. An den steilen, vegetationsarmen Hängen wirkt unentwegt die Kälteverwitterung (gefrierendes Wasser in den feinsten Haarrissen), dazu gesellt sich die Wärmeverwitterung (Ausdehnung an der besonnten Oberfläche, Spannung bis zum Knacken, man kann es hören!) und die chemische Verwitterung (Auflösung des Kalkes durch die Kohlensäure des Sickerwassers), endlich helfen als „biologische“ Verwitterung mit ungeheurer

Wuchskraft Pflanzenwurzeln Felsen sprengen. Auf diese Weise wird das ganze Hochberg-Massiv langsam aus einem letzten Stück Hochfläche in einen gewundenen schmalen Grat verwandelt, und endlich verschwindet das ganze „Denkmal“ von seinem Sockel, dessen Größe uns wundert. Offensichtlich verschwindet die steinharte, eigentliche Alb rascher als ihr Braunjura-Saum, dessen weiche Tone sich noch bis weit ins Vorland hinaus gehalten haben. Das kommt daher, daß sich Ton im Wasser nicht löst, so daß er nur von der mechanischen Erosion (Abschwemmen) erfaßt werden kann, und sogar dem widersetzt er sich zum Teil, indem er die Feuchte einfach aufsaugt und bindet. Das Weichere ist also gar nicht in allen Fällen das Schwächere!

An der Hochkante entlang wandernd, haben wir einen herrlichen Ausblick auf das Albvorland, das mit Dörfern reichlich gesprenkelt ist. Wo das dunkelgrüne Waldmeer der Steilhänge und Geländewellen aufhört, beginnt ein breiter Wiesensaum, dann setzen geschlossen die Äcker ein. Wir können damit rechnen, daß das ganz genau

die Dogger-Liasgrenze ist. Bei Schörzingen geht sie durch den Ort, bei Wilflingen ähnlich. Diese Gemeinde mit einer großen Markung bis an den Lemberg gehört zum Kreis Hechingen und erinnert damit an einstige herrschaftliche Besitzverhältnisse. Wellendingen sagt schon durch seinen Namen, daß der Lias durch parallele, gestreckte Wasserläufe in lange Landschaftswellen aufgelöst ist, selbst wenn diese Namendeutung nicht stimmt. Der Lias scheint nach dem Hintergrund zu wie aufgebogen, aber das ist eine optische Erscheinung. An allen Bachrissen fällt der Lias scharfkantig zum Keuper ab. Gegen den Horizont steigt unmerklich die Schwarzwaldtafel an. Erklimmen wir gar noch den Lemberg und seinen schwankenden Turm, dann haben wir alles noch im Rundblick. Wie verrirrte Schwimmer kämpfen ziemlich fern schon die Albuslieger Lupfen und Hohenkarpfen verzweifelt um ihr längst besiegeltes Dasein.

Bei Gosheim gehen wir ein Stück die „Wassersteige“ ins „Quellentäl“ hinab. Es quillt und rieselt an allen Enden, und entsprechend ist die Flora. Es darf an den Braunjura-Aufsatz vom Dezember 1958 erinnert werden. Hier nur noch ein Wort über die Feuchtigkeit. Tone und Mergel können das Wasser stauen und binden, und die üppige Vegetation spendet Schatten. Aber die Niederschläge müssen von oben kommen, und das tun sie am Nordwestrand der Alb am ausgiebigsten (atlantischer Einfluß). Es herrscht die feuchtigkeitsliebende Fichte, sogar von Natur, auch noch in den Impressamergeln (Weißjura alpha) und den Betakalken. Nach unten hin summieren sich die Rinnsale derart, daß nicht nur kräftige Bäche, sondern beachtliche Riede entstehen. Man gehe nur einmal von Gosheim aus ins Wettbachtal bis zum Viadukt der geldverschlingenden Heubergbahn. Da kann man einen übermannshohen Schildschungel erleben. (Fortsetzung folgt)

Die Burgkapelle Hohenberg 1608

Von Archivar Joh. Adam Kraus, Freiburg

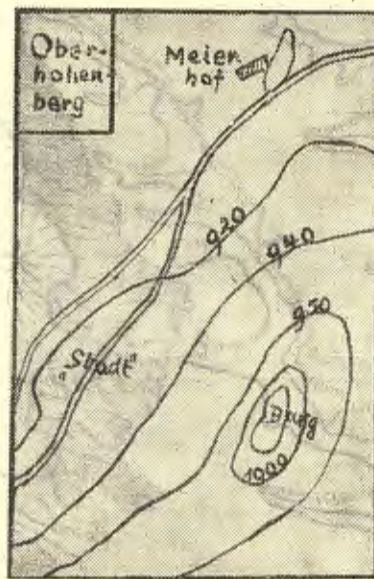
In Nr. 2 der Heimatkundlichen Blätter hat K. Wedler über die Grafen von Hohenberg und deren Stammsitz berichtet. Da dürfte von Interesse sein was sich in den kirchlichen Visitationsakten von 1608 (Erzbischöfl. Archiv Freiburg, Ha 62 S. 106v) über die ehemalige Burgkapelle findet. Es heißt hier (ins Deutsche übertragen):

„Hohenberg, von dem das ganze Gebiet den Namen erhalten hat. Es findet sich noch an dieser vorderösterreichischen Burgstelle eine Kapelle, die dem hl. Bischof Nikolaus geweiht ist. Das Schloß selbst ist längst zerstört, und auch die Kapelle ist dem Ruin nahe. Sie gehört zur Pfarrei Deilingen. Nur zweimal im Jahr zelebriert hier der Pfarrer von Deilingen die Messe. Die Rechner des Kapellenfonds empfangen jährlich an Geldzins 27 fl, an Getreide aus Gütern 8 Malter und Guthaben stehen aus: 60 fl. Diese Einkünfte alle werden fast restlos für die Pfarrkirche von Deilingen verwendet. Wir (d. h. der Dekan) regten an, daß die Kapelle restauriert werden solle. Die Schloßgüter sind guter Qualität und ziemlich umfangreich. Sie sind dem edlen Herrn Johann Walther Schar von Schwarzenburg in Oberhausen verpachtet. Er verweigert jedoch daraus alle Zehntabgaben ebenso die Novalien“. Bekanntlich ist die Burg Hohenberg schon 1449 durch die Rottweiler geschleift worden. Das Gut umfaßt 132 ha. Von einer Kapelle scheint bisher nichts bekannt gewesen zu sein.

Eine künstliche Aufschüttung

In der Nordwestecke des Oberhohenbergs geht die Steilhalde in den Tonen des oberen Braunen Juras in eine flache Böschung über, die heute mit Nadelwald bedeckt ist. Auf

der Flurkarte von 1839 ist diese Fläche noch als Wiese eingezeichnet. Die Höhenlinie von 920 m springt hier terrassenartig vor und zeigt deutlich, daß es sich um eine künstliche Aufschüttung handelt (s. Skizze). A. Koch



berichtet in den Albvereinsblättern 1914 Nr. 8 über seine Ausgrabungen am Oberhohenberg. Auf der unteren Langseite dieser Terrasse stieß er auf die Stadtmauer des einstigen Städtchens Hohenberg, das im Kaufvertrag von 1381 und im Jahr 1475 urkundlich erwähnt wird. Die Grundfläche der

„Stadt“ umfaßte nur eine Fläche von etwa 170 auf 60 m, der Burgweg war die einzige Straße. Es darf angenommen werden, daß es kirchen zu St. Martin bei den Hofen war, ist und Handwerker der Burgherrschaft handelte. Zu welchem Zeitpunkt der Burgflecken zur Stadt erhoben wurde, ist nicht mehr

feststellbar. Unterhalb lag der Meierhof, der vor rund 50 Jahren abgebrannt ist. Die Nikolauskapelle des Meierhofes wurde 1815 wegen Baufälligkeit abgebrochen. Die Burg Hohenberg dürfte von dem Herrenhof in Schörzingen erbaut worden sein. Hierüber soll später berichtet werden. F. Scheerer

Volkscundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 20 Leidringen

In dem rein bäuerlichen Leidringen ist altes Brauchtum, bodenständige Art und auch die angestammte Tracht noch weitgehend erhalten.

Brauchtum

Anstatt des Nikolaus geht in Leidringen der „Rolla-Määrte“ um. Es sind meistens einige der verwegenen Burschen, die sich verkleidet haben und eine Maske tragen. Bewaffnet mit handfesten Stöcken und immerfort mit einer Schelle klingelnd, ziehen die Buben mit viel Radau durch Gassen und Gäßchen, und alle Kinder, denen sie begegnen, werden unbarmherzig geschlagen. Alt und jung hat an diesen Abenden Eile, nach dem letzten Läuten zu Hause zu sein.

Das Pfeffern findet hier am 28. Dezember (man spricht vom 4. Feiertag) statt. Die Pfefferruten sind wie anderwärts Wacholderzweige.

Bis in die Gegenwart herein sind in Leidringen Lichtgänge üblich, wenn auch sicher nicht mehr in der alten Form. Man geht „z Liacht“, d. h. man sitzt an den Abenden zusammen — beim Nachbarn, bei Verwandten und guten Bekannten. Die Mädchen machen Handarbeiten, man schwatzt, singt und lacht viel an diesen Abenden. Auch für den hungrigen Magen wird gesorgt. Besonders gern wird ein Heringsalat nach einer eigenen spaßigen Regel verzehrt: Es wird gewürfelt. Diejenige Person, die „Sechse“ würfelt, hat das Recht, mit dem Essen zu beginnen und so lange weiter zu essen, bis eine andere Person wieder eine Sechse würfelt. Jeder, der das Glück hat, eine Sechse zu würfeln, ist natürlich bestrebt, in der ihm vergönnten Zeit möglichst viel zu essen.

Bei den Lichtgängen waren und sind vielleicht noch teilweise verschiedene Spiele üblich, meist körperliche Kraft- und Geschicklichkeitsproben, so z. B. das „Schiendenpurzeln“: Zwei Körbe werden an einer Stange zwischen zwei Stühlen aufgehängt. Zwei Buben, manchmal auch ältere, steigen in die Körbe. Jeder ist bestrebt, den andern purzeln zu lassen.

Ein anderes Spiel ist das „Katzenstriegelziehen“: Ein kurzes Seil wird an den beiden Enden zusammengebunden und um den Nacken zweier Buben gelegt, die mit den Gesichtern gegeneinander, die Arme auf den Boden gestützt, die Füße nach rückwärts gespreizt, am Boden kauern. Auf Kommando eines Dritten versucht nun jeder, den andern durch die Stube zu ziehen. Ähnliche Kraftproben sind das „Fausten“ und das „Häkeln“.

Auch das Stupfen hat sich in Leidringen erhalten. Junge Burschen und Mädchen verkleiden sich, machen sich möglichst unkenntlich und binden ein kleines Körbchen (oder einen Topf) an eine Stange und begeben sich zu dem Hause, wo heute ein Schlachtfest ist. Sie klopfen („stupfen“) mit der Stange an das Fenster und rufen „D Stupfer send do!“ In das Körbchen wird darauf Fleisch und Wurst, wohl auch eine Portion Sauerkraut gelegt. Nur in ganz seltenen Fällen werden die „Stupfer“ vom Hause gejagt, ohne daß ihnen etwas ins Körbchen gelegt wurde, denn jeder weiß, daß die „Stupfer“ in diesem Falle böse werden und aus Rache irgend einen Streich anstellen.

Die Fasnacht ist ohne Maskerade und Lärm. Die Hauptsache in der Fastenzeit ist der Funkensonntag. Vom Fasnachtsdienstag bis zum Sonntag sitzt man in den Lichtstuben länger als sonst zusammen. Am Funkensonntag dürfen Buben und Mädchen rauchen, ohne getadelt zu werden. Sie benutzen dazu die „Rauchröhrl“, klein geschnittene Stücke der Waldrebe. Die Buben bekommen ihre Fackeln und auf dem „Fackelberg“ wird ein großer Holzstoß angezündet. Die Ledigen gehen hernach zum „Fackeltanz“.

Maienstecken (grüne Zweige oder Tännchen) ist noch üblich. Nicht gut aufgeräumte Sachen werden wie anderwärts fortgetragen oder versteckt. Aber auch in der Nacht auf den Pfingstsonntag werden Dinge, die nicht niet- und nagelfest sind, fortgetragen.

Hochzeiten werden in Leidringen noch in althergebrachter, ländlicher Form gefeiert. Zwei Tage vor dem Hochzeitstage zieht das Brautpaar auf dem geschmückten Brautwagen in das künftige Heim. Dem Brautwagen wird durch das „Vorspannen“ ein Hindernis bereitet. Der Bräutigam muß den Weg freikaufen. Am Abend dieses Tages wird das nun eingerichtete Haus von Bekannten besichtigt, man sagt: man geht zum Brautbett. Bei der Morgensuppe am Hochzeitstag werden die Geschenke gebracht. Im Hochzeitszug sind die sog. „Vorbräutle“ (kleine Kinder, die dem Brautpaar vorausgehen) bemerkenswert.

Kindbett. Nachbarinnen und Verwandte bringen der Kindbetterin abwechselungsweise das Essen in einem „Kindbett-schüssel“. Das eigentliche Kindbettgericht ist der „Bettelmann“, ein feines Essen aus Eiern und Rahm.

Beeridigung. Bei der Beeridigung eines Kindes wird der kleine geschmückte Kindersarg von einer Schwester oder nächsten Verwandten der Frau auf dem Kopf vom Trauerhause bis zum Kirchhof getragen. Das Kreuz trägt ein nahe verwandter Bub. Die Leidringer haben ganz besondere Holzkreuze, die sofort nach der Beeridigung auf das Grab gesetzt werden. Es sind dunkelbraune Doppelkreuze mit den Lebensdaten auf dem oberen Querbalken und einem Spruch auf dem unteren.

Tracht. In Leidringen wird von den Frauen noch die ererbte Tracht getragen. Bei den jüngeren findet die modische Tracht Eingang. Nur noch wenige alte Männer tragen Tracht.

Tägliche Frauentracht: weiter dunkler Wollrock, dunkles Samt- oder Stoffmieder, weißes Leinenhemd mit weiten Halbärmeln, leuchtend rotes Kopftuch (Näheres im Abschnitt über Tracht!). Die Männer trugen früher blaues Bauernhemd, rote Weste und weißes Leinenhemd, ein schwarzes rundes Käppchen mit Zottel.

Die Sonntagstracht besteht aus hirschledernen Kniehosen, einem weißen Leinenhemd, einer roten Weste mit Silberknöpfen, einem blauen kurzen Kittel oder einem blauen langen weiten Rock und einem großrandigen schwarzen Filzhut.

In Leidringen sind noch eine Reihe Kinderverse bekannt, z. B.:

Guitscha, guitscha, gautscha,
s kommt a Ma' vo' Hausa,
hot so schöne Schüähle foal!
Kauf meim Kendle auh so zwoa!
Dr Storkamaarte uf m Durm,
dr guckad ra ond sieht an Wurm.
Dr kommt herab ond schnappt a nei',
dees ist m grad wia Küachle gsei'.

Aberglaube

Auch ist noch mancher Aberglaube überliefert (s. allg. Teil). Redensarten: „unter der Geig laufen“ (wenn über jemand etwas Nachteiliges von Mund zu Mund weiter erzählt wird). Wenn der Bettelmann aufs Roß kommt, reitet er schneller als der Edelmann. — Bäure, koch Knöpfe, d Drescher send do! (Alles ist da, nur die Hauptsache fehlt). — Alta Honda ist baös Bengel a'he'ka, se dragad s nemma.

Die Nusplinger Kirche - ehemals Urkirche des linken Beeratales

Von Peter Reiser, Egesheim

7. Die Nusplinger Quart- und Dekanatskirche — Urkirche des linken Beeratales

Der Befund, daß durch die Quart und das Dekanat zu Nusplingen wohl eine Martinskirche ausgewiesen wird, ermöglicht, die Frage nach der Zeit der Errichtung der 1. Kirche zu Nusplingen zu lösen: Obstd. A. Steinhauser sagt in seiner Arbeit über die Rottweiler Urkirche: Die Pelagiuskirche in der Altstadt bei Rottweil... hinsichtlich der Zeit der Errichtung: Es läßt sich hierfür wenigstens eine früheste und eine späteste Zeitgrenze ziehen. Diese Grenzen umspannen ungefähr die Zeit vom Jahre 570 bis zum Jahre 720 nach Christus. Steinhauser verweist nach Begründung obiger Feststellung darauf, daß Fr. Goessler eine langsame Entwicklung der Christianisierung annehme. Nach K. Weller erfolgte der Übertritt der Alamannen zum Christentum um 560 oder 570. Der Beschluß hiezu sei wohl auf einer Stammesversammlung erfolgt. Steinhauser erwähnt dann noch die Errichtung der Martinskirche zu Windisch unter dem Bischof Ursinus dem wahrscheinlichen Vorgänger des 613 gestorbenen Bischofs Gaudentius. G. Hoffmann sagt in seiner Arbeit „Urkirchen in Württemberg“ von dieser Windischer Kirche: „Die frühest urkundlich

nachgewiesene Martinskirche im späteren Bistum Konstanz ist in Windisch aus dem Jahre 589.“ Hoffmann verweist hinsichtlich des hohen Alters der Martinskirche noch auf folgendes: „Von den 167 württembergischen Martinskirchen bzw Kapellen (21) fallen 62 auf -ingen, 21 auf -heim, 10 auf -hausen, 8 auf -stadt bzw. -stetten, 7 auf -dorf-Siedlungen, also von 108 Ortsgründungen, die man allgemein der Zeit der Landnahme bzw. der ersten Aussiedlung zuweist. Heint. Büttner stellt in seiner Arbeit: „Das fränkische Mainz von der Martinskirche zu Mainz“ fest: „Das Martinspatrozinium des Domes ist in die Zeit der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts zu setzen. Es (das Martinspatrozinium) ist bekanntlich das einzige, das wir bei einer Bischofskirche an Mosel, Rhein und Donau finden. Dr. H. Böttger bringt in seiner Arbeit: „Diözesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands“ den Nachweis an Hand von Urkunden, daß die Martinskirche in Maiengau ca. 620, dann 632 erwähnt wird. Es steht somit außer Zweifel, daß die Martinskirchen in Deutschland vom Rhein bis zum Inn um 600 errichtet wurden bzw. schon errichtet waren. Hoffmann vermerkt noch, daß der fränkische König Dagobert und sein Vater Chlotar den

hl. Dionysius zu ihrem besonderen Schutzpatron erwähnt und sich dieses Schutzpatronat weiter auf ihre Nachkommen vererbte. Demnach müßten also die Martinskirchen schon vor Dagobert errichtet worden sein.

Da die Nusplinger Quart- und Dekanatskirche nur eine der vielen, in regelmäßigem Abstand errichteten fränkischen Königskirchen zu St. Martin bei den Hofen war, ist auch sie um 600 errichtet worden.

Die Errichtung der Martinuskirchen um 600 wird durch die örtliche Tradition (Überlieferung) bestätigt. Wie Max Ernst in seiner Arbeit über „Frater Felix Fabri, der Geschichtsschreiber der Stadt Ulm“ mitteilt, überlieferte Frater Fabri, daß die (Martinskirche), die Kirche über Feld angeblich aus dem Jahre 600 stamme. Werner Bergengruen schrieb über Meersburg: „Daß die älteste Schreibweise Mertesburg gelautet, also wohl mit dem fränkischen Nationalheiligen St. Martin zusammenhängen mag, ist weniger bekannt. Die älteste Burg Deutschlands wird sie genannt.“ Der Merowinger Fronknecht hat vollbracht / den ersten Bau hier sechshundertzwanzig und acht, ist an einer Mauer angeschrieben. (Schwäb. Zeitg. 4. 9. 58). Hoffmann verweist in seiner Arbeit über die Urkirchen darauf, daß von den in der Urkunde Ludwigs des Frommen von 822 betr. die Schenkung Karlmanns an Würzburg genannten 13 Martinuskirchen heute 10, also $\frac{3}{4}$ den Kirchenpatron Martinus gegen einen andern gewechselt haben. Wenn St. Martinus in Nusplingen als Patron nicht mehr erscheint, so ist dies keine vereinzelte Erscheinung. Die (Holz-)kirche ist wohl in Kriegszeiten verbrannt.

8. St. Martinus in der Filialkirche Obernheim?

Die heutige Kirche zu St. Katharina in Nusplingen weist nun zwei Bildwerke von St. Martinus auf: Martinus als römischer Offizier hoch zu Pferde und St. Martinus als Bischof. Beide Bildwerke dürften aber neueren Ursprungs sein und könnten auf St. Martinus als Patron der Diözese Rottenburg zurückgehen. Allerdings ist mir aus den umliegenden Kirchen kein Bildwerk St. Martins bekannt. Bei einer Besichtigung der Kirche in Obernheim konnte ich nun feststellen, daß sich dort außer den Standbildern St. Peter und Pauls, den Heiligen der Mutterkirche Nusplingens, auch noch ein Standbild eines Bischofs, der eine Kirche trägt, vorfindet. Da nach meiner Feststellung St. Wolfgang, dem einst zu Obernheim eine Kapelle geweiht war, außer einer Kirche noch ein Beil als Abzeichen trägt, dürfte es sich bei dem Standbild des Bischofs in der Obernhemer Kirche doch wohl um ein Bildwerk handeln, das St. Martinus darstellen soll.

Bei einer Besichtigung der Kapelle auf dem Scheibenbühl zu Obernheim konnte ich wiederum am dortigen Altar außer den tieferstehenden Bildwerken St. Peter und Pauls ein Standbild eines Bischofs, der eine Kirche trägt, auffinden. Die Bildwerke zu St. Peter und Paul weisen nun auf die Kirchenheiligen der Mutterkirche Nusplingen-Freudenweiler hin. Es ist somit naheliegend, in dem am Altar noch höher angebrachten Bildwerk des kirchentragenden Bischofs ebenfalls einen Heiligen der Nusplinger Mutterkirche, eben St. Martinus zu sehen. (Stammt vielleicht der ganze Altar aus der alten Mutterkirche zu Nusplingen-Freudenweiler?). Auf meine Frage, welcher Heilige dieses Bildwerk denn darstellen dürfte, erhielt ich die Antwort von einem Begleiter, daß dies doch der Hl. Martinus sei. Die Bildwerke zu Obernheim gehen offensichtlich in eine Zeit zurück, als die Diözese Rottenburg noch nicht bestand, St. Martinus also noch nicht Diözesanpatron sein konnte.

9. Die Nusplinger Quart- und Dekanatskirche, eine finanziell bevorrechtete Kirche:

Noch im 13. Jahrhundert waren die Urkirchen bei den Hofen (bzw. Martinskirchen) finanziell bevorrechtet. Die Pfarrer an solchen „Hofen-Kirchen“ hatten ein höheres Einkommen, meist in doppelter Höhe des üblichen Pfarreinkommens. Diese Tatsache hat K. Otto Müller in einer Arbeit: Eine unbekannteste Steuerliste aus der östlichen Baar um 1280 eindeutig belegt. Er stellt dort fest, daß nach dem Liber decimationis das übliche Pfarreinkommen nicht über 10 Mark Silbers hinausging (Jährl. Existenzminimum 6 M. Silbers). Der Pfarrer an der Kirche Spaichingen (neben Hofen) hatte ein Einkommen von 11 Mark Silbers, der an der Martinskirche in Tuttingen $17\frac{1}{2}$ Mark, der Pfarrer (Probst) zu Seitingen (neben Unterhofen-Deckenhofen) erhielt 20 Mark Silber, ebenso der Trossinger Pfarrer 20 Mark Silber (dort Niederhofen und Königshof). Die Nusplinger Urkirche liegt nun ebenfalls neben einem Hofer. Nun konnte Oberlehrer Müller in Nusplingen feststellen, daß im Jahre 1246 der damalige Papst Innozenz IV. auf Bitten seines Kaplans Gebhard dem Pleban Burkard von Nusplingen bestätigte, außer der von ihm besessenen Pfründe andere bis zu einem Einkommen von 20 Mark Silbers anzunehmen. Diese Erlaubnis dürfte auf eine bevorrechtete Pfarrstelle, wie es die Hofen-Pfarreien waren, zurückzuführen sein.

10. Salenhalde-Kirchhalde zu Nusplingen

Die Top. Karte Bl 7819 Meßstetten verzeichnet 1,5 km SO Nusplingen den Flurnamen Salenhalde. N gegenüber liegt ebenfalls auf der Ostseite des Tales die Kirchhalde. Neben der Benennung Salenhalde findet sich auch die mundartliche Bezeichnung Salhalde. Die Flurkarte nennt eine Flur „Unter der Sahlhalde“ (40/10). Der Name Salhalde weist nun eindeutig auf Salgut, auf terra salica, auf salfränkische Erde hin. (Die Einung der Salfranken belegt diese Gleichsetzung (59, 5) Die Belege, daß Salland gleich terra salica ist, finden sich bei Maurer, Geschichte der Frohnhöfe. Salland, salfränkische Erde, Königsgut findet sich nun oft neben Urkirchen (Martinskirchen). So ist neben dem königlichen Seelenhofen zu Mainz die Martinskirche zu Mainz nachweisbar, beim Grafensitz Gross-Ingersheim (Martinskirche daselbst) weist die Top. Karte eine Flur Salen aus, Zainingen auf der Alb, Mittelpunkt einer Mark (Hundertschaft) mit Martinskirche hat unweit eine Flur Salen, bei der Martinskirche Ebingen weist die Top. Karte auf der Albhochfläche einen Salenbühl aus (neben Seelwiesen). Schussenried mit Martinuspatr. hat ein Salenholz, Klengen i. d. Baar mit Martinsk. ein Sallen. Unweit des Centsitzes Hollenbach (Martinskirche in Ailingen) findet sich außer einem Sälicr ein Bischofsholz, dem Salach und Salachtal bei Ettlenschless (Martinskirche) liegt die Flur Heiligenlehen gegenüber, außer einem Sallen und Salenbusch findet sich bei Oberkessach Pfaffengr., Martinsholz und Martinsloch usw. usw.

Wie in Nusplingen so liegt auch anderwärts salfränkische Erde bei oder neben den Hofen: Bei Öhningen-Wangen a. Rhein liegt ein Hofen, 1,5 km N Wangen ein Salen; bei Hofen-Gingen liegt ein Salach; bei Hofen a. Auerberg (Bay) ein Salehenried, bei Oberteuringen (Martinskirche)-Bitzenhofen mit Grafenschachen und Salesmahd, bei Sonnenhofen-Unterregenbach ein Salen, Neuffen mit Niederhofen hat ein Sallenbrunnenbach, NO des Grafensitzes Sindelfingen (Martinskirche, Sommerhofen) findet sich ein Sallenwaldbach zwischen dem Essl. Spitalwald und dem Gemeindewald, usw. usw.

1. Reichskirche. Die Kirche zu St. Peter und Paul in Freudweiler bei Nusplingen

In einer Arbeit „Das Reichsgut im Landkapitel Zell a. d. Mosel“ berichtet Ferdinand

Pauly: „Unter dem Reichsbesitz erscheint der Vorort Kröv erstmals in einer zwischen 855 und 869 anzusetzenden Urkunde über die Schenkung einer königlichen capella in Kröv an die Abtei Echternach... Nach den päpstlichen Bestätigungsurkunden späterer Zeit haben wir uns unter der an Echternach geschenkten Capella eine Pfarrkirche vorzustellen, der eine Reihe von Filialkirchen unterstanden. Sie lag auf der Höhe über Kröv und war St. Peter geweiht. Noch 1656 wird sie anlässlich der Visitation als frühere Mutterkirche bezeichnet... Weiter moselabwärts, an die Nordgrenze des Kröver Reichs unmittelbar sich anschließend, lag der Pfarrbezirk der Reichskirche St. Peter bei Kaimt, zu der die Tochterkirchen Pünderich, Kaimt, Corray und Merl gehörten... Für Klotten bestätigt Ludwig der Fromme 814 der Abtei Stablo die von seinen Vorfahren geschenkten Kirche samt den Zehnten... Der Pfarrbezirk dieser königlichen Kirche — sie war wie in Kröv und Kaimt eine Peterskirche — reicht weit in die Eifel hinein“

Damit steht wohl außer Zweifel, daß im Gebiet der Mosel die Kirchen zu St. Peter königliche Kirchen Reichskirchen waren.

Haben wir nun auch in Württemberg Anhaltspunkte, daß hier die Peter (und Pauls)-Kirchen ebenfalls königliche Kirchen, also Reichskirchen waren?

Die OA.-Beschr. Heidenheim berichtet von der Peterskirche zu Dettingen, neben einem ‚Weiler‘ gelegen: „... im Jahre 1507 übte K(aiser) Maximilian die preces regales auf diese Pfarrei.“ Es steht somit außer Zweifel, daß die Peterskirche zu Dettingen eine Königskirche, eine Reichskirche war.

Eine Durchsicht des Werkes von G. Hoffmann „Kirchenheilige...“ ergab, daß noch weitere Peterskirchen Königskirchen, Reichskirchen waren. Das Patronat der Peterskirche zu Schömberg Kr. Balingen hatte Österreich, das Patronat der Peterskirchen Dußlingen und Reutlingen stand dem Reich zu usw. In sehr vielen Fällen war das Patronat von Peterskirchen in den Händen der Grafen, der amtlichen Vertreter des Reiches: So in Spaichingen, Hohenberg, Gößlingen (von Teck) Hausen a. T. über Tieringen-Hohenberg, Binsdorf — Grafen von Zollern; Mössingen — Grafen von Zollern; Gerlingen — Grafen von Württemberg; Owen — von Teck usw. usw. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch die meisten Peterskirchen im heutigen Württemberg königliche Kirchen, Reichskirchen waren. Soweit das Patronat, die Schutzherrschaft bei Peterskirchen von Hoffmann erwähnt wird, muß festgestellt werden, daß es überwiegend in Händen von Grafen bzw. der ihnen standesgleichen Edelherren liegt. Nur vereinzelt ist der niedere Ortsadel im Besitze des Patronates einer Peterskirche. So kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch die Peter-Pauls-Kirche zu Freudweiler-Nusplingen eine ehemalige Reichskirche war. Es dürfte sich doch trotz aller Bedenken der OAB. Spaichingen doch als notwendig erweisen, die Urkunde vom 20. Jan. 889 dahingehend zu überprüfen, ob sie nicht auf die Peter- und Pauls-Kirche zu Nusplingen im Beeratal Bezug nimmt. In dieser Urkunde schenkt nämlich K. Arnulf die Kapelle zu Nusplingen seinen Kaplan Eloff zu dessen Eigentum. Da es sich hier um eine kaiserliche, also Reichskirche handelt, Nusplingen im Beeratal in seiner Peter-Pauls-Kirche eine Reichskirche hatte, könnte die Urkunde doch hierher gehören. (Nusplingen hat außerdem einen Flurnamen auf Diet- Dietstein.)

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“

Die Staatsdomäne Bronnhaupten vom 17.—20. Jahrh.

Von Dozent Dr. Günther Stockmann, Tübingen

Vorbemerkung und Quellen

Unter den vier größeren Hofgütern des Landkreises (drei davon eigentliche landwirtschaftliche Großbetriebe mit rd. 120 bis 190 ha vollwertigem Feld) wurde Bronnhaupten für eine ausführlichere Beschreibung ausgewählt nicht nur, weil es das größte ist, sondern vor allem, weil über dieses Hofgut im 19. Jahrhundert häufiger und z. T. auch eingehender berichtet wurde, als über die beiden anderen.

Der Hof Bronnhaupten wurde nämlich, da er bis 1852 eine besondere kommunale Einheit mit eigener Markung war, im Primärkataster, in älteren Steuerakten und bei früheren Zählungen gesondert aufgeführt.

Das Staatsarchiv Ludwigsburg birgt aufschlußreiche Akten über Bronnhaupten, — bis um 1680 vorwiegend nur Kaufbriefe, — dann aber für einige Pachtperioden umfangreiche Verwaltungsakten, deren betriebs- und sozialwissenschaftlich interessanter Inhalt hier nur in den wichtigsten Punkten angeführt werden kann.

Ungewöhnlich gute, für seine Pachtzeit (1861 bis 1879) geltende Unterlagen hat zudem der Guts-pächter Gmelin, ehemaliger Schüller von Hohenheim, seinerzeit für landeskundliche Werke zur Verfügung gestellt und so die seltene Möglichkeit geboten, nun die damaligen Betriebsverhältnisse und -leistungen mit denen der Jahre 1950 bis 1958 zu vergleichen und die Veränderungen, Verbesserungen und Leistungssteigerungen herauszustellen. — Von Gmelin stammen nämlich

1. eine Betriebsbeschreibung aus den Jahren 1862 bis 1863¹⁾, die wir in einer späteren Folge dieses Berichts beifügen werden, und
2. eine Tabelle über die 18jährigen Erntedurchschnitte der erwähnten Pachtperiode 1861 bis 1879²⁾.

Zur Beschreibung des heutigen Zustandes und zur Hofgeschichte der letzten Jahrzehnte hat insbesondere Herr Domänenpächter Dipl.-Landwirt Friedrich Ernst viele Angaben geliefert, und die Buchführungsergebnisse des Hofgutes zur Verfügung gestellt. Sein Großvater übernahm als Nachfolger des Pächters Siegel (Pachtperiode 1879-1898) den Hof im Jahr 1898 in Pacht, und seitdem sitzt die Familie Ernst auf dieser, dem Land Baden-Württemberg gehörenden Staatsdomäne. (Zuständige Behörde: Finanzministerium Baden-Württemberg, Staatliches Liegenschaftsamt Rottweil.)

¹⁾ Veröffentlicht in: Ammann, Gustaf „Die Hofgüter in Württemberg...“ S. 45-46; sie ist die einzige derartige Betriebsbeschreibung, die Ammann in diesem „Güteradreßbuch“ bringt.

²⁾ Veröffentlicht in: „Oberamtsbeschreibung Balingen“, Stuttgart 1880, Seite 24.

Allgemeines

Die Staatsdomäne (Hofgut) Bronnhaupten liegt auf dem südöstlichen Teil der Hochfläche des „Kleinen Heubergs“, nur 3 km Luftlinie westlich der Stadt Balingen aber gut 100 m über dieser Stadt. Wegen des Steilhanges zwischen Bronnhaupten und Balingen führt aber die Haupt-Zufahrt von dort in großem Umweg über Erzingen und beträgt fast 7 km (Erzingen ist auch die nächste Bahnstation für das Hofgut). Die Hofstatt und der Kern der Nutzflächen liegen zwischen 615 und 625 m Meereshöhe.

Das Hofgut liegt zum weitaus größeren Teil auf Ölschiefer (Lias epsilon = „Posidonienschiefer“), also auf der von diesem gebildeten Platte, die im Kreisgebiet allgemein etwas Neigung gegen OSO aufweist, aber innerhalb der Feldmark Bronnhaupten fast eben gelagert ist. Der Ölschiefer bildet schwere, meist „hitzige“ und oft recht sehr flachgründige Böden auf undurchlässigem Untergrund (näheres siehe unter Feldbau).

An den Hängen und in den Mulden der zwei bei der Hofstatt und etwas nördlich

von ihr ansetzenden, nach Osten mit mäßigem Gefälle laufenden Talzügen treten dann sehr bald die unter dem Ölschiefer liegenden Schichten des mittleren Lias (zeta, delta, gamma) zu Tage; sie sind tiefgründiger als die Ölschieferböden, aber schwerer, nämlich meist toniger Beschaffenheit.

Boden wie Klima sind also wenig günstig. Der Hektar-Einheitswert (von 1935) beträgt daher nur 983 RM.

Einige Teile der Feldmark sind recht ertragsschwach: 12 ha Wiesen, flachgründig und am Südhang gelegen, erbringen in trockenen Sommern nur einen Schnitt. Weitere 15 ha, die noch etwas geringwertiger sind, wurden bis 1950 nur als Schafhütung genutzt, aber doch — wegen des großen Bedarfs an Schaffutter — bereits seit Jahrzehnten gut mit Handelsdünger gedüngt (diese letzteren 15 ha wurden im folgenden nicht mit zum „Landwirtschaftlichen Kulturland“ — abgekürzt: LK — gerechnet; erst nachdem, und soweit sie nach 1950 durch Einebnung und sonstige Verbesserung zu Rindviehweide gemacht wurden, sind sie von da an der LK zugezählt).

Der Betrieb war als Einzelhof mit eigener Markung von altersher im Kern arrondiert; um 1860 werden nur 22 ha von insgesamt 190 ha KL als in Streulage befindlich genannt und laut Landesvermessung und Primärkataster bestand Bronnhaupten um 1838 aus 69 Parzellen. Später wurde die Zahl der Streuparzellen stark verringert, teils durch Landtausch, teils auch durch Verkauf von kleinen, abgelegenen Parzellen; gegenwärtig bestehen Trepp- und Überfahrtrechte nur noch auf 2 in den Markungen Balingen und Endingen gelegenen Grundstücken.

Die Hofstatt selbst liegt im Übergang von der Hochfläche zum Osthang an einer kleinen Quelle, die dem Hofe den Namen gegeben hat. Die hofnahe, geschlossene Lage der Nutzflächen ist in Bronnhaupten von besonders großem Vorteil für deren zweckmäßige Bearbeitung, da diese an sich schon durch die ungünstigen Naturbedingungen recht erschwert ist.

Zur älteren Geschichte

Bronnhaupten als Adelshof und — ab 1667 — als herzoglicher Viehhof.

Der Hof war lange in Händen des Adels und wechselte mehrmals den Eigentümer (vergleiche unter „Erzingen-Bronnhaupten“ die Oberamtsbeschreibung von 1880 und die demnächst herauskommende Kreisbeschreibung). Im Dreißigjährigen Krieg wurde der Hof wiederholt geplündert und 1632 ganz niedergebrannt. Er lag dann lange Zeit öde und wüst.

1667 ging Bronnhaupten in herzoglich württembergischen Besitz über. Das Hofgut wurde nun zu einem Viehhof hergerichtet; zu diesem Zweck wurden drei große lange Viehhäuser mit Scheuer, ein Wohnhaus und ein Käshaus erstellt; 1703 waren 40 Milchkühe vorhanden. — Nach dem Wiederaufbau war das Hofgut offenbar stets verpachtet.

Auch später wurde Bronnhaupten als

Viehhof betrieben. Viele Jahrzehnte lang dienten seine Erzeugnisse vor allem der herzoglichen Hofküche. — Diese Sonderstellung des Hofes war sehr stark: um 1700 hatte der Herzog diesen Hof seinem Kammerjunker Forstner von Dambenoy als Mannslehen übertragen. Bald darauf wurde Forstner Hofmeister und schlug nun selbst vor (unterstützt durch ein Gutachten der Rentkammer) diese Belehnung rückgängig zu machen, damit der Hof weiter für die Hofküche zur Verfügung stand. Dies geschah und stattdessen wurde dem Hofmeister ein Rentkammer-Lehen zugebilligt, welches ihm und seinen Nachkommen eine feste jährliche Rente von 1000 Gulden in bar erbrachte. (Vgl. den damaligen Pachtzins, siehe unten, auf den diese Jahresrente offenbar abgestellt war, und zwar mit einem etwas niedrigeren Betrag, weil sie nicht wie jener durch Gebäudeunterhalt, Nachlässe wegen Mißwuchs oder Seuchen und dergleichen belastet war). Vermutlich bestand zwischen dem jeweiligen Pächter und der herzoglichen Hofhaltung ein Liefervertrag auf Käse und andere viehwirtschaftliche Erzeugnisse.

Der Pächter zahlte damals jahrzehntelang 1 200 Gulden Jahrespacht, dazu noch 5 % Nutzungszins vom Schätzungswert des ihm vom Verpächter zur Verfügung gestellten umfangreichen lebenden und toten Inventar. — Später (mindestens seit 1861) wirtschafteten die Pächter mit eigenem Inventar.

Als Hofgut hatte Bronnhaupten um 1600 einen beachtlichen Wert, auch im Vergleich zu anderen Hofgütern. Anlässlich einer Erbteilung in dem auf Schloß Geislingen sitzenden Geschlecht der Stotzingen im Jahre 1598 wurden dessen Hofgüter wie folgt veranschlagt: ¹⁾

Schloß Geislingen	42 000 Gulden
sogenannter neuer Burgstall zu Geislingen	38 300 Gulden
Bronnhaupten	24 000 Gulden
Beuron (bei Sigmaringen)	19 700 Gulden

Diese Anschläge waren offenbar reichlich hoch, denn 5 Jahre vorher, beim Ankauf von Bronnhaupten 1593, betrug der Kaufpreis nur 5 050 Gulden, und die herzogliche Rentkammer bezahlte 1667 für den damals noch sehr öden Hof gar nur 3 500 Gulden. — Der Ertragswert lag wohl zwischen drin — (wohl bei rund 12 bis 18 000 Gulden), denn der Pachtzins betrug um 1680 bis 1720 in der Regel 1 200 Gulden.

Um 1790/95 leistete der Pächter 3 100 Gulden Pacht und etwa 70 Jahre später (in der Pachtperiode 1861/79) 3 636 Gulden.

Die Pächter stammten bis um 1800 meist aus der nächsten Umgebung; neben Bauern und Landwirten von Endingen, Erzingen usw. findet sich unter ihnen auch ein Rotgerber aus Balingen.

Die Wahl Bronnhauptens zum herzoglichen Viehhof ist wohl vor allem daraus zu erklären, daß die große Mehrzahl der herzoglichen Hofgüter, nämlich die im Unterland und auf der mittleren Alb gelegenen, für Grünlandwirtschaft noch weniger geeignet waren als Bronnhaupten; letzteres weist zwar vorwiegend „hitzige Böden“ auf (weil weithin mittel- bis flachgründig auf

¹⁾ Vgl. dazu die Oberamtsbeschreibung von 1880, Seite 398 und 381.

Ölschiefer als Untergrund), es liegt aber doch in einem recht feucht-kühlen Landstrich.

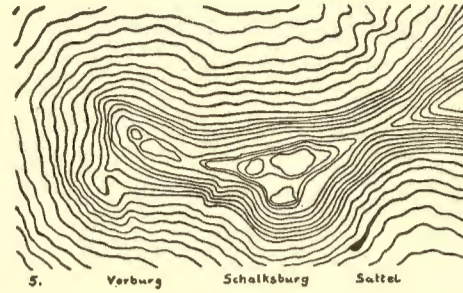
Um 1850 wurde Bronnhaupten zur Staatsdomäne gemacht und als Teilgemeinde dem Gemeindeverband Erzingen zugeteilt. Die Pächter waren und sind vertraglich zur Haltung eines angemessenen Viehbestandes verpflichtet.

Bis gegen die Jahrhundertwende blieb das Schwergewicht beim Futterbau als Grundlage der recht starken Viehhaltung; neben Rindvieh wurde auch eine meist starke Schafherde gehalten, vorwiegend auf den guteigenen Flächen (Schaffrutung; Stoppelweide und Herbstweide). Da Frischmilch vor 1915/16 nur in sehr beschränkter Menge (zeitweise überhaupt nicht) nach Balingen abgesetzt werden konnte, wurde die altein-

geführte Käsebereitung bis etwa 1900 fortgesetzt und von da an die Milch überwiegend zu Butter verarbeitet. In erheblichem Umfang wurde Schlachtvieh erzeugt, insbesondere Schafe und Mastochsen.

Um 1898/1900 wurde der Betrieb stärker auf Ackerbau umgestellt und die vorübergehend sehr zurückgegangene Schafhaltung wieder wesentlich vergrößert; der Rindviehbestand dagegen wurde stark eingeschränkt, aber dann in der Milchleistung allmählich erheblich verbessert. 1950 wurde die Schafherde, welche durch den Kriegsausgang 1945 besonders stark gelitten hatte, ganz abgeschafft, weil nach 1948 die Schafhaltung unrentabel geworden war. Die wichtigste Leistung des Hofes liegt seit mehreren Jahrzehnten in der Vermehrung von Hochzuchtsaatgut. Fortsetzung folgt.

wieder so ein eleganter, sehr schmaler, steilrandiger Sattel. Der Sporn, der diesmal für die Burg reichlicher Platz bietet, ist aber keine Verebnung, sondern eine Gruppe von Riffen, die der Sache ein etwas plumperes Aussehen geben.



Die „Hohe Schwabenalb“ eine Wanderung

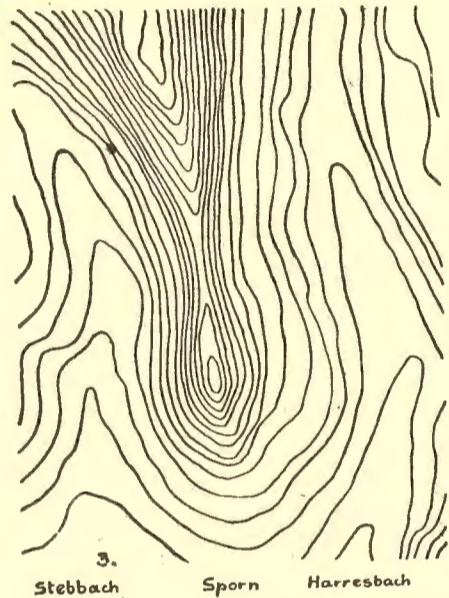
Von Hans Müller

Schluss

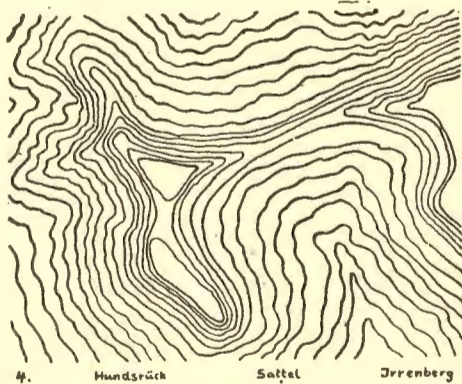
Die Alb im kleinen

Von Wehingen aus erklettern wir nun eine der lieblichsten und ruhigsten Alblandschaften, die Lützelalb (siehe Abb. 1). Wieder durchschreiten wir braune Opalintone, Eisensandsteine und Blaukalke, graue Impressamergel und helle Betakalke. Oben angekommen, weicht der dunkle Fichtenwald, in den hier auch einige Weißtannen und wenige Buchen eingestreut sind, plötzlich zurück, und wir stehen erstaunt vor einem Hochland mit Weiden, Wiesen und Buschwerk, das aus ganz flachgerundeten Buckeln besteht: Bol, Montschenloch, Wandbühl. Sie sind entweder völlig kreisrund oder schön oval oder auch von einem Tal angeschnitten. Man möchte es nicht glauben, daß diese flachen Wölbungen über 1000 m hoch sind, zumal wir uns immer noch im unteren Weißjura befinden. Der Weiße Jura liegt hier gerade noch zutage; was einst darüber war, ist wegen der Höhe der Lage abgeräumt. Als geschichteter Kalk bildet er „weitungsgemäß“ diese hingebreiteten Höhen. Wo aber ein Bach einschneidet, wie hier der Stebbach und der Harresbach, da gibt es infolge der senkrechten Klüftung scharfe Oberkanten und steile Hänge. Wegen der Feinkörnigkeit und Einheitlichkeit des Gesteins sind Berg und Tal fein ausgeformt, fast zierlich. Man staunt immer wieder über die Beobachtungsgabe der Alten bei der Wahl der Flurnamen. Lützelalb, die „kleine“ Alb, ist eine sehr gute Bezeichnung, ebenso wie ihr östlicher Teil, die Breitalb. Wenn ich Dr. Widmann in seinem Vortrag in Ebingen (Heimatkundliche Vereinigung) und in seinem Aufsatz in den Albvereinsblättern richtig verstanden habe, waren diese Teilbezeichnungen vor dem Namen „Alb“ (für das ganze Gebirge) und bedeuteten einfach Hochweiden. Diese Alb im kleinen ist ein Gebirgsteil für sich und vom Großen Heuberg schon so weit abgetrennt, daß sie nur noch bei Tanneck wie mit einer Art Brücke damit verbunden ist. Wie wir schon am Hochberg erkannten, engt die Arbeit des Wassers diese Hochflächen unversehens bis auf schmale Grate ein. Überall, wo im Betakalk zwei Täler einander nahe kommen (und es liegt wiederum im Wesen dieser Kalke, daß das oft geschieht) entsteht gern ein schmaler Grat, ein Sattel mit einem Sporn, wie geschaffen für die Anlage einer Burg. Stebbach und Harresbach haben auf diese Weise den Standort der ehemaligen Harrasburg herausmodelliert, deren beide Wallgräben man von unten aus im Gegenlicht gut erkennen kann. Die Abbildung 3 zeigt diesen Vorgang im Höhenlinienbild.

Es sieht geradezu elegant aus, was hier aus dem feinen Material vom Wasser plastisch gestaltet wurde. Denselben Eindruck hat man beim Betrachten in der Wirklichkeit. Das ist durchaus kein einmaliger Zu-



fall. Auch der Irrenberg westlich Tailfingen ist eine Beta-Verebnung, und auch hier schließt sich so ein schmalgratiger Sattel an, der sich zum Hundsrücken hinüberzieht, auf dessen Nordwestnase ebenfalls eine Burg stand. Nur ist der Hundsrücken noch kein einfacher Sporn, sondern erst ein doppelter, kleiner Plateau-Rest Abbildung 4. Man beachte die ruhige Linienführung oben (im unteren Weißjura) gegenüber der welligen unten (im oberen Braunjura).



Die Reihe der Beispiele möge durch die Schalksburg für diesmal abgeschlossen werden. Hier ist das Burgfelder Plateau die Beta-Ebene, an die gegen Westen die Schalksburg und die etwas niedrigere Vorburg angehängt sind. Die Verbindung bildet

Wir kommen durch solche Betrachtungen dem Bauprinzip der Alb immer näher, was uns keineswegs daran hindern soll, diese schöne Ordnung in der Natur auch immer wieder ganz gedankenlos und behaglich, ja gesundend auf uns wirken zu lassen.

An keiner andern Stelle ist die Schwäbische Alb so stark in einzelne Schollen zerlegt wie im Gebiet der Lützelalb und des Hochberges. Wer hat schon einmal beachtet, was bei der Fränkischen Alb anders ist? Da schneiden die Flüsse den Gebirgskörper ganz durch, sie kommen nicht von der Frankenalb, sondern sie durchqueren sie! Bei uns sind die Donauzuflüsse Kinder der Alb. Unter ihnen ist es wieder allein die westliche Bära, welche die eigentliche, „harte“ Weißjura-Alb bis auf den Braunen Jura durchfägt hat und sie somit zerlegt. Denn wir stoßen noch in Egesheim, tief im Albkörper auf den Dogger.

Die großen Blöcke

Der Große Heuberg, der in seiner Massigkeit in der Abbildung 1 unten rechts teilweise zu sehen ist, wird durch die beiden Bära-Flüsse zerlegt in einen westlichen (ab Dreifaltigkeitsberg und Klippeneck), einen östlichen um Obernheim herum und die Hardt-Landschaften bis zur Schmiecha.

Wir gehen von Harras aus das liebliche Bäratal hinab bis nach Reichenbach und steigen auf der rechten Talseite hinan gegen den Waldrand. Um den Anblick der jenseitigen Hänge richtig zu bezeichnen, müßte man schon das selten gewordene Wort wönig gebrauchen. Das friedliche, frischgrüne Tal, das auf der Alb so seltene rauschende und hier sogar saubere Wasser, die sich im Dunkel des Waldes verlierenden Täler, die schwungvoll und hoch ansteigenden Berge und darüber ein stetig wechselnder Himmel — das sind Gegebenheiten, die ein noch nicht abgestorbenes Gemüt beleben und erheben! Der Anstieg aus dem Tal hinauf beträgt fast überall um 300 m. Man spricht von einer großen „Reliefenergie“, und man fühlt sich wie im Gebirge. Aber wir hasten nicht gleich weiter, sondern versenken uns noch etwas tiefer in Betrachtungen. Da ist links über dem Weiler Harras der elegante Sporn und Sattel der Harrasburg und dahinter die Lützelalb. Alles fein herausziselirt. Vor uns haben wir den Aischwang und den Lauh mit mächtigen Kiesrutschen. Rechts setzt die Rote Halde, der Kirchbühl und in der Ferne der Staufenberg die Reihe fort bis zu der Stelle, wo sich die beiden Bärafüßchen vereinen. Aber nach rechts hin ändert sich der Landschaftscharakter erheblich. Der Buchenmischwald faßt Fuß und setzt sich zunehmend durch. Die Hochfläche löst sich in einzelne, in viele runde, plumpe Buckel auf, in der Ferne erscheinen die ersten Riffe. Und blicken wir ganz genau und mit etwas geübtem Blick hin, so erkennen wir wie eine ganz große Baulinie der Natur die Andeutung einer Terrasse, die sich, am Aischwang

weit oben beginnend, langsam und geradlinig gegen den Staufenberg hin senkt und somit die Gefällslinie der Bära in der Höhe noch einmal wiederholt (siehe Abb. 2). Es ist die Grenzlinie zwischen unterem und oberem Weißjura zwischen den schön geschichteten und den grob gebankten oder nur formlos massigen Kalken. Aus ihnen besteht großenteils die Oberfläche des dreigeteilten Großen Heubergs. Würden wir das liebliche Reichenbachtal hinaufwandern, so könnten wir alle Weißjuraformationen durchschreiten, und das Tal ändert dann jedesmal seinen Charakter. Wir würden auf die Quellhorizonte der wasserhaltigen Mergelschichten stoßen, würden erkennen wie der Bach früher weiter oben entsprungen ist (der Karstwasserspiegel hat sich erheblich gesenkt), wie sich das Tal von unten her in rückschreitender Erosion scharfkantig in ein viel älteres, verwaschenes Hochtal eingefressen hat, und endlich hätten wir bei Obernheim den Eindruck der ganzen buckligen Unruhe einer Massenkalklandschaft mit überall herausragenden Riffen. Was wir unten im Bäratal im Anschnitt sahen, das haben wir nun in einem Horizontalschnitt. Man hat sich schon viel um einen treffenden Namen für die Hochalbe bemüht; am besten sind noch die Ausdrücke Kuppenalb und Hügelhochland. Man lege noch einmal die Abb. 2 mit dem Querschnitt längs des Bäratals vor sich hin, und es kann einem daran vieles klar werden. Glatte Gestein gibt feinere, ruppige Gestein gröbere Landschaftsformen.

Nun wird es aber Zeit, von Reichenbach aus den Zickzackpfad hinaufzusteigen nach Bubsheim. Bei jedem Durchblick durch den prachtvollen Fichtenwald halten wir einen Augenblick, unwillkürlich, denn die Anblicke sind photogen, weil sie „psychogen“ sind. Wir blicken immer mehr von oben in den östlichen Heuberg hinein wie in einer Oberwelt. Da drüben ist auch der Westerberg, der gar kein Berg ist, aber dennoch berühmt wurde durch seine mesozoischen Funde. Sie waren in „unsre“ Solnhofener Plattenkalke eingehettet, das heißt, in den obersten Jura, der nur nesterweise auftritt, z. B. auch bei Kolbingen auf dem westlichen Heuberg.

Diesem wenden wir uns jetzt noch zu. Doch müssen wir bei Bubsheim erst noch vom Bäratal Abschied nehmen. Es hat hier ein sehr steiles und tiefes Nebental, das sich die Anhauser Mühlfläche geschaffen haben. Ein landschaftliches Kleinod ersten Ranges! Links wurde der Sporn der Oberburg abgetrennt, der oben einen schönen Felsenkranz aus Deltakalk trägt. Rechts schiebt sich eine steilwandige Bergkulisse nach der andern vor bis zum Kohiwald. An der Oberkante befinden sich einige Höhlen, auf einem Vorsprung steht, von einer Doline unterhöhlt, der vom Albverein wiederaufgebaute Turm der Ruine Granegg.

Wir müssen uns schon mit einem Ruck von all der Schönheit abwenden, wenn wir noch den westlichen Heuberg kennen lernen wollen. Das landschaftliche Bild will zunächst eintönig erscheinen. Aber sobald man sich eingelebt hat, ist es voller Reize. Immer wieder ziehen sich in weitem Rund Riffe mit Buschwerk und etwas Wald dahin. Gegen Königsheim sind noch Vergleiche mit dem Obernhelmer Heuberg und den Hardtlandschaften möglich. Diese können wir hinter uns lassen, denn sie wurden in den Heimatbeilagen vom Frühjahr 1957 beschrieben, ebenso das Ochsenbergmassiv am Ende desselben Jahres, und über das Gebiet zwischen Schmiecha und Lauchert liegt eine ganze Arbeit vor.

Wir können also unsere Schritte nach dem eigentlichen westlichen Heuberg lenken. Er ist völlig anders als alles bisher Erwanderte. Sein Charakteristikum ist nicht mehr Höhe und Tiefe, sondern ausschließlich die groß-

artigste Weite. Da sind nur noch zwei einheitliche Eindrücke: Die Erde und der Himmel. Weder von einem Berg noch von vielen Bäumen oder gar Felsen wird hier der Himmel eingeschränkt. Er spannt sich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne und wirkt in seiner vollen Größe. Man kann das Segeln der Wolken völlig verfolgen. Es ist auch ein netter Anblick, wenn wie silberne Motten ein Dutzend Segelflugzeuge lautlos in den Lüften kurvt. Auch wird man hier oben in immerhin fast 1000 m Höhe kräftig erfaßt von jenem „himmlischen Kind“, das als Luftströmung ungehemmt sein Wesen treibt. Dabei ist das Gehen eine Freude und Erholung, macht man doch eine stundenlange „Teppichwanderung“ über nichts als Wiesen. Acker und Wald treten fast ganz zurück. Das Gras ist im zeitigen Frühjahr noch kurz und trocken, man muß sich auch nicht an Wege halten, sondern kann sich einfach vom Sonnenkompaß leiten lassen. Frühlingsfingerkraut und Küchenschelle, Huflattich und dunkelblauer Enzian strecken sich dankbar der Sonne entgegen. Die nächsten Orte sind sehr weit entfernt und

dazu noch in einer Geländefalte verborgen. Der Große Heuberg von Bubsheim bis zum Dreifaltigkeitsberg ist trotz seiner Weite keineswegs „topfeben“ oder gar langweilig. Er ist nur völlig anders als weiter im Osten oder Norden. Wollte man eine einzige Bodenwelle aufnehmen, so müßte man 5 bis 6 Bilder nebeneinander fotografieren. Fast hat man den Eindruck riesiger Sanddünen in der Sahara. Aber es ist hier nicht nur viel freundlicher, sondern in der Entstehung auch ganz anders. Achtet man auf die zahlreichen Dolinen, so kann einem klar werden, daß man sehr stark verwaschene, sehr breite Urtäler vor sich hat, die sich alle zur Donau ziehen und ganz abgeflachte Rücken zwischen sich stehen gelassen haben. Hier ist der Heuberg ein wirklich „Großer“ Heuberg, alles ist weiträumig und hat einen ruhigen Atem. Wandert man als winziges Pünktchen zwischen Himmel und Erde, so weiß man nicht, ob man der erste oder der letzte Mensch ist, denn man trifft niemand. Es ist ja nichts „los“, es ruht alles noch in der harmonischen Bindung, die der Schöpfer den Dingen gegeben hat.

Die Nusplinger Kirche - ehemals Urkirche des linken Beeratales

Von Peter Reiser, Egesheim

(Fortsetzung)

2. Reichskirchen zu St. Peter und Paul — Kirchen königlicher Höfe, königlicher Villen

In der bereits erwähnten Arbeit von F. Pauly wird darauf hingewiesen, daß zu Kröv, wo sich eine Peterskirche befand, eine Art königliche Pfalz war. Von Kaimt, das ebenfalls Peterskirche hat, wird gesagt: „In Kaimt selbst... lag ein Reichshof“. Unter Klotten wird festgestellt: „Der königliche Hof wird, zusammen mit dem bereits erwähnten Hof in Merl 912 von Karl d. E. an den Einsiedler Fulrad geschenkt.“

Damit ist aber ausgewiesen, daß die Peterskirchen dieses Gebietes in engstem Zusammenhang mit den dortigen Königshöfen, königlichen Villen standen.

Haben wir nun auch in Württemberg Nachweise, daß die Peter- und Paulskirchen zu königlichen, staatlichen Höfen, zu Reichshöfen gehörten?

Im Schrifttum konnte ich hierfür keine Anhaltspunkte finden. Doch kann folgendes festgestellt werden: Spaichingen hat eine Kirche zu St. Peter und Paul. Die OAB Spaichingen stellt nun fest: „in villa publica qui dicitur Speichingas“. Die Bezeichnung „publica“ erscheint nun schon früher in der Lex Alamannorum, dem alamannischen Gesetzbuch (Abschn. 25, 26.) Sie bedeutet dort soviel wie Staat(sgut). Auch im Volksrecht der Bayern (Abschn. 12) heißt es: domus ducis domus publica est, d. h. daß das Haus des Herzogs, ein staatliches (öffentliches) Gebäude ist. Also hatte Spaichingen eine staatliche Villa, einen Reichshof. Die Kirche zu St. Peter in Spaichingen war Kirche eines Reichshofes. (Dieser ist hier übrigens noch in anderen Spuren nachweisbar.) A. Funk stellt in seiner Arbeit: Zur Geschichte der Frühbesiedlung des Hegaus d. d. Alamannen von Singen fest: Singa, villa publica 787... Peter-Paulskirche, Quartkirche. Reichsgut durch Schenkung Heinrichs I. 920 erwiesen. Quellenbelege daselbst).

In der gleichen Veröffentlichung wird für Bodman a. Bodensee die Königspfalz urkundlich belegt, daselbst war außerdem noch eine Peter-Paulskirche, Quartkirche, Mutterkirche für die umliegenden Orte... Auf weitere Beispiele sei verzichtet.

Es läßt sich weiterhin noch feststellen: Der Königshof in fisco regali Rotundavilla

liegt in der Altstadt. (Das ältere Recht der Reichsstadt Rottweil v. Pr. Dr. Greiner, S. 12 f.). Der von Jänichen erwähnte Königshof zu Wehingen, von König Ludwig dem Deutschen dem Kl. Reichenau geschenkt, kann nur zu Frohnhofen — Hofen — Vorstadt Wehingen gelegen haben. (Ala. Jahrb. 54, 165).

Die von den Urkunden belegte Form „villa“ wird in den Flurnamen als „Stadt“ wiedergegeben. (französisch ville gleich Stadt). Langenargen, ebenfalls eine villa publice, hatte eine „Stadt“ in der Mitte des Dorfes. (OAB. Tettng. alte, 199). Für die villa Ebinga publice, Martinskirche (Quartkirche) wird die „Alte Stadt“ bei Ehestetten, wo die alte Stadt Ebingen gestanden habe, ausgewiesen. (O. A. B. Balingen).

Diese königlichen Villen, Stadt genannt, waren in der Mehrzahl der Fälle mehr oder weniger stark befestigt, umwallt, so Altstadt Rottweil. Befestigte Anlagen auf sog. Altstadt finden sich bei der Altstadt Mühlheim, Altstadt über Beuron, Altstadt bei Meßkirch, Altstadt bei Rottenburg usw. Grafensitze finden sich neben oder in der Altstadt zu Rottweil, Rottenburg, Altenstadt Geislingen...

Nach obigem ist der Ort eines Reichshofes zu Nusplingen wohl in der ebenfalls befestigten „Heidenstadt“ zu suchen.

Für andere Gebiete scheint der Zusammenhang zwischen Fluren auf Stadt (Stadt) und Königshöfen bereits bekannt gewesen zu sein. So erwähnt Dr. Stoll: „-statt-Orte... gehen nach einer brauchbaren Arbeitshypothese K. Schuhmachers auf Gutshöfe merowingischer Könige oder Gatterhäuser am Rand großer Reichsforste zurück, so z. B. die lange Kette der Statt-Orte am Rande des Forstes Dreieich in Hessen und Starkenburg.“ (Alamannische Siedlungsgeschichte, archäologisch betrachtet.) Ob die Stadt-Orte bei uns in Württemberg auf merowingische Königshöfe zurückgehen, muß noch dahingestellt bleiben. Das alamannische Gesetz, zwischen 714 und 720 durch Herzog Lantfrid erneuert, erwähnt nirgends königliche Villen, sondern kennt nur die Bezeichnung in curte regis (im Hofe des Königs) und in curte duce, im Hofe des Herzogs (Ab. 31). Die Bezeichnung „villas“ kann ich nur einmal, A. 58 finden in der Bedeutung Höfen oder Dörfern, ohne jede Beziehung auf königlichen oder herzoglichen Besitz. Ich habe deswegen Bedenken, die Stadt-

Orte der merowingischen Zeit zuzurechnen. Sicher aber sind sie der karolingischen Zeit zuzuweisen, da uns da der Ausdruck „Villa“ begegnet. (856 Ulma villa regia.)

Mit der königlichen Villa dürften der Flurname Lissenbuckel, östlich der Dietstaig, der Flurname Königsbol, nördlich der Heidenstadt, zusammenhängen. Maurer wies eindeutig nach, daß auf diesen königlichen Villen, Halbfreie, Liten angesiedelt waren. Nun findet sich in der nach 600 entstandenen Einung der Alamannen „lisa“, d. i. Bezeichnung für Halbfreie (Abschn. 98). Da sich neben der staatlichen Villa Spaichingen ein Leidengraben, nördlich ein Littental bei Hinterhausen (Top. Karte) findet, neben der Altstadt bei Mühlheim ein Lippach, d. i. nach anderweitigen Urkunden ein Litebach, ein Bach der Liten usw. sich nachweisen läßt, dürften diese Flurnamen mit den auf der „Stadt“ angesiedelten Liten zusammenhängen. Der nördlich der Heidenstadt vorkommende Name Römelen — Remelen weist offensichtlich auf Römisches hin, zumal nach der OAB Spaichingen hier schon römische Münzen gefunden worden seien. Wie in vielen andern Fällen (Rottweil-Altstadt, Rotenburg-Altstadt... ist auch hier ehemaliges römisches Besitztum in fränkischer Zeit als Reichsgut übernommen worden.

Nördlich der Flur Remelen findet sich nun der Flurname Königsbol. Daß Flurnamen auf König nun tatsächlich mit königlichem Besitz in Zusammenhang stehen, läßt sich immer wieder erweisen: Der „Königshof“ zu Bodfeld war Jagdhof König Heinrich I. (Werner Radig, Heinrich I.). Der „Königshof Pippins“ zu Merseburg lag auf der Altenburg dort. Von ihm berichtet der Merseburger Chronist Brotuff 1557: „Der Königshof ist eine große lange Schanze (mit einem aufgeworfenen Wall) von beiden Seiten gegen morgen und abend, leit zwischen dem neuen Schloß und dem Kloster St. Petri.“ (a. a. O.) Man wird beim Lesen dieser Stelle unmittelbar an die wohl schon keltische Schanze bei der Heidenstadt und an die Kirche St. Peter in Freudenweiler erinnert. Für Merseburg wird die „curia regis“, der Königshof zur Zeit Heinrichs II. erwähnt (AaO.). Der Flurname Königsbol dürfte die Grenze des königlichen Besitzes gegenüber dem wohl gräflichen Besitz des Gettenweilers, d. i. wohl Gatterweiler, umgittertes Weiler, anzeigen. (Rottweil „Königsbreite“, königlicher Besitz).

Die Weiler liegen nämlich außerhalb des Bezirkes der „Stadt“, d. i. königlichen Villa: So zu Spaichingen: Steinweiler, so zu Bodmann (im nördlichen Teil, A. Funk, Hegau), so in der staatl. Villa Arguna, Langenargen, 2 km nordöstlich Niederweiler usw.

Wenn die königliche Villa für Nusplingen urkundlich zunächst auch nicht belegbar ist, so läßt der Name der Stätte der Kirche — Freudenweiler — Friedenweiler das einstige Vorhandensein einer Villa erkennen: Fritz Langenbeck sagt in seiner Arbeit: Beiträge zur Weiler-Frage, es seien „ja die villaria (Weiler) die zur villa gehörigen Anlagen“. Vorher belegt er, daß die terras .. villares das „zu einer villa gehörige Gelände“ sei. Ferner sagt er vom Weiler: „villare ist im Gegensatz zur Villa nicht die ländliche Herrenwohnung, sondern der Gutshof mit einer Mehrzahl von Gebäuden, auch von Wohngebäuden...“ Die aber zur Villa gehören. (Alam. Jahrbuch 54, daselbst die Nachweise für seine Behauptungen unter Erwähnung von Urkundstellen.)

3) St. Peter und Paul in Freudenweiler bei Nusplingen. Der Ortsteil östlich der Beera, in dem sich die Kirche zu St. Peter und Paul zu Nusplingen befindet, wird vom Volke als „Fraidweiler“ (Freudenweiler) bezeichnet. Herr Oberlehrer G. Miller hat nun im Staatsarchiv Ludwigsburg unter Hohenberg, B 38, Nr. 1250, folgende Notiz entdeckt: Vorzehnte der Kirchenpflegschaft St. Petri zu Nusplingen aus dem Fron- und Friedenweilerhof. Beide Namens-

formen Freudenweiler, durch die mündliche Tradition belegt, Friedenweiler durch Urkunde ausgewiesen, scheinen einander nun nicht zu entsprechen, da sich nach der üblichen Meinung der Sprachforscher das Wort Friede nicht zu Freude weiter entwickeln konnte.

Haben die Urkundenschreiber nun aus einem Freidenweiler nicht durch Umstellung ein Friedenweiler gemacht, so müßte untersucht werden, ob es wirklich ein befriedetes Weiler gegeben haben kann, wie der Name Friedenweiler ja ausweist. In dem urkundlich Friedenweiler genannten Ortsteil steht nun die alte Kirche zu Peter und Paul.

In dem sehr umfangreichen Werke G. v. Maurer: Geschichte der Frohnhöfe fand ich nun folgende Notiz: „Wer daher in einen eingefriedeten Hof oder in eine Wohnung oder in eine Kirche geflohen war, hatte daselbst Frieden (habeat pacem, Sächsisches Gesetz). Eine Durchsicht des Alamannischen Gesetzes ergibt nun, daß Abschnitt 3 sagt, daß ein in die Kirche Geflüchteter Frieden hatte. Verletzte nun der Verfolger den Frieden der Kirche, so wird dort festgestellt: „Wenn jener (der Verfolger) ihn aber mit Gewalt herausreißt und der Kirche die Un-

bill antut, büsse er 18 Schillinge an die Kirche und zahle als Friedensgeld an den Fiskus (Staat) 60 Schillinge“. Nach Abschnitt 71 dieses Gesetzes wurde aber ein Zugpferd auf 3 Schillinge geschätzt. Bei Verletzung des Kirchenfriedens hatte der Verfolger also den Wert von 6 Zugpferden an die Kirche, von 20 Zugpferden an den Staat als Friedensgeld zu bezahlen, also eine gewaltige Summe. Nun verweist Maurer darauf, daß in der fränkischen Rechtssprache das Friedensgeld als Fredum bezeichnet wird. Eine Durchsicht des Alam. Gesetzes (lat. Text) ergab nun, daß auch hier das Friedensgeld als Fredo erwähnt wird. Ein Friedenweiler war also (der fränkischen, auch im Alam. Gesetzbuch vorkommenden Bezeichnung Fredo entsprechend) ein Freidenweiler. Daß sich von hier aus das Freudenweiler der Volkssprache entwickeln konnte, dürfte andern Beispielen entsprechend, durchaus möglich gewesen sein.

Wie das Rottweiler Urkundenbuch u. a. Quellen belegen, ist der Frohnhof der Hof, mit dem das Patronatsrecht, d. i. das Recht, die Kirche mit einem Pfarrer zu besetzen, das Recht des Kirchensatzes verbunden war.

(Schluß folgt.)

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 21 Oberdigisheim

Bräuche

Neujahrschießen wie allgemein. — Neujahrsingen nach Mitternacht im Hausgang ist üblich.

Erscheinungsfest, Fasnacht nichts besonderes.

Karfreitagseier erhalten die Männer. Der Genuß eines Karfreitagseies schützt vor dem Bruch.

Am Aschermittwoch wurde früher „der Bach angebrannt“, eine schwimmende Kiste mit Stroh wurde angezündet. Sollte wohl ursprünglich das Verbrennen der Fasnacht bedeuten.

Rest der alten Lichtstuben: „z' Liacht“ gehen noch die jungen Mädchen und auch ältere Leute (Verheiratete).

Im Mai werden „Maientouren“, Auszüge zur frühen Morgenstunde, gemacht. Heukatz, Sichelhenke kaum mehr beachtet. „Kilbe“, viele Kuchen gebacken.

Bei Hochzeiten „Fürsäen“ (Fürspannen) üblich. Die Morgensuppe wurde im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts abgeschafft. Heute gibt es einen Kaffee eine halbe Stunde vor dem Kirchgang, der gewöhnlich um halb zwei stattfindet.

Die Brautführer erhalten einen „Brautstrauß“ (kleines Geschenkpaket), ebenso auch die Kinder. Von den Brautleuten eingeladen werden die Schulkameraden, Verwandten und Nachbarn. Die allgemeine Einladung erfolgt durch die Ortsschelle.

Die Brautleute erhalten die Hochzeitsgeschenke in die Hand gedrückt. Am Hochzeitstag schauen (heute noch) die Gäste das Brauthaus mit Einrichtung und Aussteuer an.

Früher nahm die Braut eine Herdglut aus dem Elternhaus mit ins neue Heim.

Kameraden oder Nachbarn des Ehemanns schießen die Taufe an. Die Paten sind stark an der Erziehung des Kindes beteiligt, sie können dem Kind oder den Eltern Vorhaltungen machen.

Die Totenwache wird noch durchgeführt.

Sagen

Zwischen „Schauren“ und dem Vohtal sitzt das „Schaurenweible“. Gottlob Zahner von Oberdigisheim faßte diese Sage in folgende

Verse: „E' Schaura sitzt a Hex; em Vohbach seine sechs. Seit tausad Johr send dia e' Gfohr, wo z Tiarena doba Brauta suachad ond d Tiarenger auh, wo s honna bsuachad“.

Im „Oberner Brühl“ sei ein Dorf versunken.

OAB Seite 254: „Hinter dem Ort ein ehemaliger Burggraben.“ Dieser ist auch heute noch zu sehen. War früher mit Wasser gefüllt, so daß die Kinder in einem „Brühzuber“ darin Nachen fuhren. Der dortige Flurname heißt „Hinter Burg“.

Bei der „Hülbe“ stand ein Schloßle, das im 30jährigen Krieg erstürmt wurde. Um eine silberne Glocke zu verbergen, warfen die Einwohner dieselbe kurzerhand in die Hülbe. Früher haben die alten Väter darnach gesucht, brachten aber das Wasser nicht heraus und fanden die Glocke nicht.

Wirtschaftliches

Früher sehr arme Gemeinde. Die Tieringer waren bodenständiger, waren größere Bauern. Die jungen Leute gingen ins Oberland zu den Bauern oder in die Schweiz in die Ziegelhütten. Zu jener Zeit wurde das „Nachtmahl“ (Abendmahl) gleich am Tage der Konfirmation gehalten, damit die Buben ohne Zeitverlust gleich am Montag nach der Konfirmation in die Ziegeleien gehen konnten.

Sehr viele Auswanderer verließen den Ort, so daß die Einwohnerzahl abgenommen hat.

Berichtigung

In dem Beitrag zur „Burgkapelle Hohenberg 1608“ aus der Feder von Fritz Scheerer in der April-Ausgabe der Heimatkundlichen Blätter ist ein sinnentstellender Fehler zu berichtigen. Im Zusammenhang mit dem urkundlich festgestellten Städtchen Hohenberg, das nur eine Fläche von etwa 170 auf 160 Meter umfaßte, muß es richtig heißen: Es darf angenommen werden, daß es sich um eine Siedlung für die Bediensteten und Handwerker der Burgherrschaft handelte.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Aus der Siedlungsgeschichte unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Als die Alamannen um 260 von unserer Heimat Besitz ergriffen, werden sie zunächst die Gebiete besiedelt haben, die schon vorher bebaut waren oder leicht urbar gemacht werden konnten. Zwischen diesen Rodungsflächen gab es Steppenheide und dunkle Wälder, denn Flurnamen, die auf alten Waldbestand hinweisen wie Hart, Loh und andere, finden sich noch heute für viele landwirtschaftlich genutzte Flächen. Über die Art der Landnahme und das Siedlungsverhalten geben uns aber leider schriftliche Urkunden keine nähere Auskunft. Die Bodenfunde sind fast bis zum Jahre 700 die einzige Quelle, die etwas Licht auf die Siedlungsgeschichte werfen. Nach 700 treten die Grabfunde zurück und hören bald ganz auf. Dafür werden die schriftlichen Quellen redseliger. Von Vollständigkeit kann jedoch keine Rede sein. Was sie aber liefern, sind kleine und kleinste Mosalksteinchen, die man erst mühsam zusammenlesen und -setzen muß. Für unser Gebiet haben die Klöster St. Gallen und Lorsch (Bergstraße) wertvolles Material aufbewahrt, auf das wir im folgenden immer wieder zurückgreifen wollen.

Bodenfunde als Urkunden

Um das Jahr 260 überrannten die Alamannen den Limes und drängten die Römer über den Rhein zurück. Wir können wohl die Jahre nach 280 als Beginn der „Landnahme“ annehmen. Auch das Land um Balingen muß schon im 3./4. Jahrhundert besiedelt gewesen sein. Bei Grabungen auf dem Lochenstein kamen Funde des 4. Jahrhunderts zutage. Unter den Funden von O. Fraas ragt besonders eine Bronzeschnalle aus dem Besitz eines Germanen hervor, eines Alamannen der Landnahmezeit. 1923 kamen ein bronzener Bügel und eine bronzene Riemenzunge desselben Stils hinzu. Sie dürften ein archäologischer Beweis für die von dem römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus erwähnte Tatsache sein, daß sich die Alamannen 377/78 vor den Römern auf die Höhen zurückgezogen, also alte natürlich geschützte, vorgeschichtliche Anlagen benutzt haben. Spuren von Gebäuden sind jedoch nicht erhalten, da die Häuser ganz aus Holz gebaut waren.

Für die folgende Zeit haben wir als einzige Urkunde die Alamannenfriedhöfe. Die Balinger Reihengräberfelder mögen als Beispiel dienen. Beim Bahnbau 1874 wurde in der Bahnhof- und Bebbeltgegend ein Hauptgräberfeld mit 59 Gräbern aufgedeckt, deren Beigaben dem 7. Jahrhundert angehören. Reich mit Silber eingelegte eiserne Rüstungs- und Schmuckstücke, Gewandhaften und Zierscheiben von Bronze und eine prächtige, scheibenförmige goldene Fibel mit Filigran, farbigen Steinen und einer Runeninschrift, die heute noch jede Frau mit Stolz tragen würde, legen Zeugnis ab von der Kunstfertigkeit jener Zeit.

In der Werastraße wurden 1927 3 Gräber und beim Bau der Kath. Kinderschule ein Grab freigelegt. Schon früher kamen einzelne Reihengräber mit Eisenwaffen und

hübschen bronzenen Schmucksachen in der Gegend der Hirschbrauerei auf „Walstetten“ zum Vorschein („Walstetten“ wird 1543 erwähnt, in dem Namen steckt wahrscheinlich „walah“ = Welsche). Zwei weitere Reihengräber wurden beim Bahnbau 1876 in der Nähe des Südbahnhofs auf „Stetten“ angeschnitten, deren Grabbeigaben in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts weisen. Es dürfte sich hier um Ausbaugräber handeln, während die oben genannten Gräber größtenteils der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts angehören.

Das Hauptgräberfeld und die drei kleineren zeigen sehr viel Übereinstimmung mit den großen alamannischen Reihengräberfeldern von Haillingen im Oberen Gäu, so daß man gleichzeitige Entstehung annehmen darf. Schade, daß früher die anthropologischen Befunde der Skelette unberücksichtigt blieben. Vielleicht hätte dann bewiesen werden können, daß es sich in dem Weiler auf „Walstetten“ um im Lande zurückgebliebenen Kelten handelt, die als Arbeitskräfte dienstbar gemacht waren. Die Toten mit reichen Grabbeigaben (goldene Fibel usw.) finden sich im Hauptgräberfeld. Der Anhänger in Form eines griechischen Kreuzes aus der Bahnhofgegend weist schon auf das Christentum hin.

Das Balinger Beispiel beweist uns, daß die Alamannen zunächst in Weilern, gruppenweise nahe zusammenliegenden Weilern mit kleineren Markungen siedelten. Die Markung Balingen ist dann aus vier Ursiedlungen zusammengewachsen. Warum gerade die Siedlung östlich der Eyach zum Dorf Balingen wurde, kann nicht mehr bewiesen werden.

Die Ortsnamen

Das Hauptmerkmal der volksmäßigen Siedlung der Landnahmezeit ist die Ortsnamengebung unter Verwendung eines Personennamens. Die Alamannen verwendeten zunächst Insassennamen, indem sie die eine Zugehörigkeit ausdrückende Endung „-ing“ dem Namen einer hervorragenden Persönlichkeit ihrer kleinen Gemeinschaft anhängten. So hießen sich die Leute des Balgo die Balgoline, die Leute des Gisilo, der mit seinem vollen Namen vielleicht Giselher hieß wie der treue Mann im Nibelungenlied, Gisoline. Diese Insassennamen übertrugen sie dann auf die Örtlichkeit ihres Wohnplatzes und erhoben sie damit zum Ortsnamen (Balgolingen, Gisolingen — Balgingen, Balingen, Geislingen). Auf der Alb und ihrem Trauf entlang finden wir heute gegen 200 frühe Siedlungen mit Ortsnamen auf -ingen, bei denen schon bei 75 Reihengräberfelder festgestellt wurden, bei fast der Hälfte 2, bei einigen sogar 4 (Balingen).

Vergleichen wir ihre Lage, so zeigt sich, daß auf der Albtraufseite alle Pforten der aus der Alb tretenden Flüsse und auf der Hochfläche aber nur geschützte Lagen mit Wasser besiedelt waren (Eyach - Balingen, Stärzel - Hechingen usw.), während die engen Täler gemieden wurden (s. Karte). Nur die am wenigsten durchgängige Pforte

der Schlichem blieb unbesetzt. Der Große Heuberg ist fast ganz siedlungsleer. Entlang der Römerstraße häufen sich die „-ingen“-Siedlungen.

In diesen Siedlungen sah man bisher solche von Sippen, deren „Haupt“ der Siedlung den Namen gegeben hatte, da man annahm, daß die Alamannen in Hundertschaften und diese wieder in Sippengemeinschaften gegliedert gewesen seien. Neuerdings wird aber durch den Vergleich mit andern germanischen Stämmen die Ansicht vertreten, daß Adels herrschaft mit Gefolgschaftsverhältnissen bestanden habe. Es wären daher in den Personennamen Grundherren zu sehen, welche der von ihnen gegründeten Siedlung ihren Namen verliehen haben.

Ursprünglich hatten sich die Alamannen auf Viehzucht und Weidewirtschaft, also auf düngerlose Feldgraswirtschaft verlegt. Die trockenen, humusarmen Kalkböden der Alb und ihres Vorlandes eigneten sich besonders dazu. In der Berührung mit den Franken, die in Gallien den entwickelteren Ackerbau kennen gelernt hatten, strömten neue Gedanken und Methoden ein. Die Zusammenlegung der Einzelweiler zu Haufendörfern nahm ihren Anfang. Balingen wurde auf die rechte Seite der Eyach in die Gegend der heutigen Friedhofkirche verlegt. Fast das gesamte Weideland lag rechts der Eyach gegen den Hirschberg, wie heute noch die zahlreichen Flurnamen ausweisen, die mit der Weide zusammenhängen (Etzelbach, Ochsenbrunnen, Ebergasse, Geißbühl, Am Gatter usw.). Den freien Bauern brachte die Hufe; das Gut des abhängigen Bauern in gewisser einheitlicher Größe und mit Abgabe an den Grundherrn. So werden schon 789 in Hechingen (Urkundenbuch der Abtei St. Gallen) und in Empfingen 799 (Codex Lauerishamensis, Schenkungsbuch des an der Bergstraße gelegenen Klosters Lorsch) Hufen erwähnt. Gruppen kleiner Weilersiedlungen scheinen bis ins 7. Jahrhundert hinein mit extensiver Wirtschaftsform das Siedlungsbild beherrscht zu haben.

Seit die Alamannen im alten Uferland von den Franken zurückgeschlagen und



nicht nur aus ihrem alten Raum südlich vom Main verdrängt wurden, sondern auch den großen nördlichen Teil dieses Landes verloren, wurden sie zum inneren Ausbau des restlichen Landes, in dem man endgültig heimisch werden mußte, gezwungen. Die Ausbausiedlungen, die in die vorhandenen Siedlungslücken hineingesetzt wurden, nahmen mit einer anderen Ortsnamengebung ihren Anfang.

Bei der Lage der Ingen-Orte fiel auf, daß der Große Heuberg um die Bära, die Schlichempforte und die Spaichinger Pforte Siedlungslücken aufwies. In diesen Gebieten finden wir gruppenweise zusammen Ortsnamen mit „heim“, die keine Besitzeramen vorgesetzt haben. Unter Zusatz einer Himmelsrichtung (Sontheim = Südheim) oder einfacher Sachwörter (Tal-, Riet-, Holz-, Alt-, Ober- und ähnliche) sind sie gebildet. So finden wir an der Schlichempforte die heute abgegangenen Orte Holzheim, Altheim, Nordheim, Südheim (heute Sonthof, alt Sunthain). Es hat den Anschein, daß diese Besiedlung staatlich gelenkt und geplant wurde. In Waldstetten (alt Walahstetten) finden wir entweder keltische Überreste oder scheint der Namen auf Verpfanzung von Welschen aus Westfranken hinzuweisen, wie solche aus Willmandingen in einer Urkunde von 772 bezeugt sind. Dort schenkt ein Herr eine Kirche mit 20 Gütern und 40 Unfreien an das Kloster St. Gallen. Die Unfreien, die alle einzeln aufgeführt sind, tragen sonderbare Namen und können keine Einheimischen sein, müssen wahrscheinlich aus der Gegend von Paris und Reims stammen.

Nach der Absetzung des letzten Alaman-

nenherzogs Lantfried 748 und der Beseitigung der alamannischen Großen durch das Gericht von Cannstatt 746 sicherten die Franken die Herrschaft über die Alamannen durch planmäßige Anlage von befestigten Königshöfen auf konfisziertem Gut, das dadurch zum Königsgut unter fränkischer Verwaltung wurde: Rottweil, Seedorf, Epfendorf, Oberndorf, Sulz, Neidingen im Fürstenbergischen. Hier fränkische Militärposten anzusetzen, lag in der Natur der Sache, da hier das alamannische Herzogshaus begütert war (s. unten Bertholdbar).

Um den Adelssitz Burgfelden konnten 7 Orte mit Hausen (Zill-, Stocken-, Bezen-, Wald-, Lützen-, Haubolds- und Hausen, das später zu Margrethausen wurde) nachgewiesen werden, und vom Burgsitz Winzeln aus (beim heutigen Oberhauser Hof) wurden 5 Hausen gegründet (Dottern-, Rats-, Kern-, Waltershausen und Hausen a. Tann). Dies alles deutet darauf hin, daß sich in fränkischer Zeit die Bevölkerung vermehrte und die Zahl der Siedlungen zugenommen hat, daß sich aber auch die Zusammensetzung der Bevölkerung änderte. Ins 8. Jahrhundert fallen die Gründungen auf „stetten“ und „hofen“, jedoch weisen eine Anzahl noch auf die Zeit der Reihengräberfelder zurück, so das abgegangene Hofstetten zwischen Geislingen und Rosenfeld. Der früheste Weiler-Ort ist Pettinwilare bei Nusplingen (abg.), der schon 735 genannt wird und wohl um 700 entstanden sein dürfte. Eine letzte Namengebung auf -ingen liegt vor in Pfeffingen, d. h. „bei den Leuten eines Pfaffen“, eines geistlichen Grundherrn.

Fortsetzung folgt

Die Staatsdomäne Bronnhaupten vom 17.—20. Jahrh.

Von Dozent Dr. Günther Stockmann, Tübingen

(Fortsetzung)

Feldwirtschaft

Wie schon angedeutet, ist in der Nutzung der Hofgutflächen in den letzten 100 Jahren eine erhebliche Umstellung erfolgt vom „Futter-Getreidebau“ zu einer ausgeglichenen, recht intensiven „Getreide-Hackfrucht-Futterbau-Wirtschaft“, die landwirtschaftlichen Kulturflächen des Hofes gliederten sich wie folgt (Anbau=100):

Jahr	Getreide		Hack-, Hülsen-, Öl-Früchte usw.	
	Rauhfutter	Anbau insges.	Anbau insges.	Schwarzbrache
1862/63	35		9	
1950/54	38		20	
	56		100	12
	42		100	8

Bis um 1850 wurde das Dauergrünland vermehrt, teils auf Kosten des Ackers, vor allem aber durch Verbesserung früherer Schafhaltung; es erreichte damit über 40 vH. der LK. — Der zweite Pächter, Herr Theodor Gmelin, der in Hohenheim ausgebildet war, verlagerte ab 1861 das Schwergewicht der Futterwirtschaft auf den Ackerfutterbau, der vor allem in mehrjährigen Schlägen betrieben wurde (Feldgras, Esper, Rotklee); so stellte er fast 30 ha frühere Wiesen um auf Feldgraswirtschaft (siehe Anhang: Beschreibung von 1862/63, Rotation 1). Um 1890 wurde das Wiesenland weiter gekürzt, indem 18 ha geringere Flächen abgetrennt und aufgeforstet wurden. Damit war der Tiefstand in der Ausstattung mit Dauergrünland erreicht. Die Wiesenfläche blieb seitdem die gleiche, dagegen wurden nach und nach seit 1912 aus Ackerland und durch Verbesserung von bisheriger Schafhaltung größere gutseigene Rindviehweiden geschaffen, — eine wichtige Grundlage für erfolgreiche Viehzucht. In futterwüchsigen Jahren kann ein Teil der Weiden als Mähweide genützt, also eine Heuernte davon gewonnen werden.

Eine „Vergrünlandung“ der Art, wie sie

nach 1905/16 auf den meisten Dorfmarken des Landkreises Balingen (selbst auf denen des Ölschiefers) in starkem, mitunter sogar überstarkem Maße vor sich ging — nämlich Umwandlung von Acker in Wiese — wurde weder auf Bronnhaupten noch auf den beiden anderen Hofgütern des Balinger Vorlandes vorgenommen.

Die Nusplinger Kirche - ehemals Urkirche des linken Beeratales

Von Peter Reiser, Egesheim

(Schluß)

St. Peter und Paul zu Nusplingen — Weilerkirche

St. Peter und Paul zu Nusplingen liegt in einem Weiler-Ort. Nun haben verschiedene Forscher schon versucht, das Alter der Weiler-Orte zu bestimmen. Pr. Bohnenberger weist darauf hin, daß die Weiler-Orte auf Grund ihrer Lage an bzw. in Wald- und Berglandschaften sich „als besonders jung erwiesen“. (Die Ortsnamen Württembergs.)

Im Fränkischen lassen sich nach Langenbeck schon um 500 Weilerorte nachweisen. Über die deutschen Weiler-Ortnamen sagt Langenbeck: „Ihre Entstehungszeit ist verschieden; zum mindesten die des Allgäu, der schwäbischen Keuperberge, des Ostschwarzwalds, ... dürften kaum früher als gegen Ende der Merowinger- und in der Karolingerzeit entstanden sein“. In der Tat weist K. Weller darauf hin, daß zum ersten Male in unserm Gebiet ein Weiler im Jahr 735 urkundlich belegt ist, Pettinwilare, Betenweiler. (Besiedlungsgesch. Württ.) Es dürfte also Weiler erst ungefähr zur Zeit der Auseinandersetzung zwischen den Herzögen der Alamannen, Godefried, Willehari, Lantfried, Theobald (709 bzw. 712—746) gegeben haben. Die Peter- und Paulskirchen dürften wenig später entstanden sein. In

Von der alten Schafhaltung verblieb bald nach Abschaffung der Gutsschäfererei, also kurz nach 1950, nur noch eine 4 bis 5 ha große, besonders hängige und abgelegene Fläche, die weder als Wiese noch auch (wegen Wassermangels) als Jungviehweide nutzbar ist.

So steht das Dauergrünland auch gegenwärtig stark gegen das Ackerland zurück (siehe Tabelle); die Rauhfutterfläche insgesamt (=Dauergrünland — ohne Schafhaltung — und Feldfutter) hingegen nahm noch bis um 1890 mehr Fläche ein als der mit Getreide, Hack- und Ölfrüchten und dergleichen angebaute Teil des Ackerlandes.

1861/79 wurde fast ebensoviel Feldfutter gebaut wie Getreide insgesamt (53 ha gegen 62 ha); dann wurde, im Zusammenhang mit der allgemeinen Betriebsumstellung, die Feldfutterfläche eingeschränkt, obwohl damals auch, wie oben erwähnt, eine große Wiesenfläche für den Betrieb verloren ging. Mit zunehmender Dränierung konnte aber auch der ertragsschwache, weil nur einschnittige Esper um die Jahrhundertwende ersetzt werden durch die auf dränierten Böden auch hier gut gedeihende, nun meist drei recht gute Schnitte erbringende Luzerne.

Einjährige Futterpflanzen werden nur wenig angebaut (rund 2 ha) und nur als Hauptfrucht (Mais, Erbsen, Wicken); eigentlicher Zwischenfruchtbau (z. B. Wasserriiben als zweite Frucht nach Getreide) kann wegen der Kürze der Vegetationszeit und der dadurch bedingten späten Getreideernte gar nicht eingeführt werden. Die Erzeugung von Saffutter zur Bereicherung des Winterfutters wurde vermehrt durch stärkeren Anbau von Futterriiben, später auch durch Einsäuerung von Grünfütter in Silos.

Trockenere Jahre ergeben oft eine sehr schwache Futterernte; mitunter bewirken sie sogar darüber hinaus, wie insbesondere 1952, daß die Neuaussaat von Feldfutter größtenteils verdorrt, am meisten bei Rotklee, 1953 wurde daraufhin der reine Kleebau ganz durch Klee gras ersetzt, der Luzerne-Bau dagegen wurde trotz des eingetretenen Rückschlags bald im alten Umfang weitergeführt.

der Urkunde Ludwigs des Frommen von 822, welche die Schenkung Karlmanns an Würzburg aus dem Jahre 741 bestätigt, werden unter 25 Urkirchen bereits zwei Kirchen der Apostelfürsten genannt. (Hoffmann, Urkirchen) Hoffmann sagt ferner: „Schon Karl der Große hat vom Papst Petrusreliquien erhalten, und 776 bestand bereits das Kloster St. Peter in Marchtal, das ein Angehöriger des gestürzten schwäbischen Herzogshauses gegründet hatte. Die meisten Peterskirchen sind Peter und Paulskirchen (mit Belegen). Die Vorstellung der Zusammengehörigkeit der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus kann sich nur in Rom gebildet und nur von dort aus verbreitet haben, kann also erst seit dem engen Anschluß der fränkischen Kirche an Rom bei uns aufgekommen sein. Solche Peters bzw. Peters und Paulskirchen erweisen sich oft als alte Kirchen schon durch den großen Pfarrsprengel, z. B. Öhringen, Gösslingen. Bossert hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß Peter und Paul an Kirchen auftreten, die als politische Mittelpunkte Bedeutung hatten wie zu Laupheim, dem Hauptort des Rammagaus, und zu Öhringen im Öhrngau, ... zu Mössingen, der Gerichtsstätte der Hattenhuntere usw. Als älteste Peterskirche erscheint nach Bossert Böllingen bei Heilbronn, urkundlich 823 genannt.

(Die Kirchenheiligen Württ. bis 1250; neben Frankenbach.) Erwähnt sei noch, daß der hl. Bonifazius eine Kirche zu Geismar und eine zu Fritzlar St. Petrus weihte.

So kann festgestellt werden, daß die Reichskirchen zu St. Peter und Paul in karolingischer Zeit errichtet wurden. Kirchen zu St. Peter und Paul bei Weiler-Orten lassen sich immer wieder nachweisen: St. Peter in Spaichingen — Steinweiler, St. Peter in Bietigheim, Weiler dort, St. Peter und Paul in Blaubeuren, Weiler dort, St. Peter zu Leidringen, Weilershalde dort usw.

Die Errichtung der Peter und Paulskirchen in karolingischer Zeit durch die fränkischen Herrscher — denn nur die fränkischen Könige konnten Peterskirchen in ganz Deutschland errichten — wird bei einer näheren Untersuchung über die Weiler nur bestätigt.

Die Kirche zu St. Peter und Paul in Freudenweiler — Chorturmkirche

Die alte Kirche in Freudenweiler-Nusplingen ist eine sogenannte Chorturmkirche, d. h. der Chor der Kirche befindet sich im unteren Teil des auf der Ostseite stehenden

Turmes. Prof. Manfred Eimer, Tübingen, berichtet in einer Arbeit: Die romanische Chorturmkirche in Süd- und Mitteldeutschland, daß diese Chorturmkirchen vor allem im fränkischen Siedlungsgebiet (nicht Stammesgebiet) und Thüringen vorkommen, so daß man die Chorturmkirchen „als die fränkisch-thüringischen Chorturmkirchen bezeichnen“ kann. Diese Kirchen müsse „man unbedingt als fränkisch anerkennen“. Eimer weist darauf hin, daß besonders im Bistum Eichstätt und im Bistum Freising die Osturmkirchen mit der „fränkischen Reichskirche“ im Zusammenhang stehen. Hoffmann sagt allerdings nicht, daß die baulichen Anlagen dieser Osturmkirchen in fränkisch-karolingischer Zeit entstanden sind. Nach E. Lehmann jedoch sollen die Osturmkirchen in salischer Zeit erbaut worden sein. Walter Zimmermann weist in seiner Arbeit: Kunstgeographische Grenzen im Mittelrheingebiet darauf hin, daß nach den von R. Egger erbrachten urkundlichen Zeugnissen die Chorturmkirchen schon frühzeitig auftreten. Zimmermann sagt, daß jedoch keiner der Türme älter als salisch sei.

weg“. Unter dem Altar befindet sich ein Christus in Lebensgröße im Grab beleuchtet.

Sagen

Auf dem „Hexenbühl“ neben dem Burgbühl seien früher die Hexen zusammengekommen. Auf dem Burgbühl stand früher das „Hexenbäumle“. — Auf dem Roßberg sei früher ein römischer Wachturm gestanden.

Aberglauben

Ein „Geist“ im Bärenthal entpuppte sich als Fischdieb. Ein Mann, der der Sache auf den Grund gehen wollte, wurde von ihm angeredet: „Ma, lauf zua. I hao' koa' Fischkaart!“

Wenn man einen Geißbock in den Stall stellt, haben die Hexen keine Gewalt mehr über das Vieh.

Auf Grund einer Wette nagelte einmal ein Schuhmacher auf einer Baumwurzel auf einem Felsen an der Grenze zwischen Tieringen und Obernheim ein Paar Schuhe. Beim letzten Nagel fiel ihm der Hammer hinunter, worauf er fluchte. Darauf stürzte er selbst in den Abgrund.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 22 Obernheim

Bräuche

Wenn am Vorabend des 6. Dezember die Nikolause herumspringen, sagt man hier: „Jetzt kommad de wilda Sante Klosa!“ — Pfeffern ist hier unbekannt. Früher kamen am Dreikönigstag Buben von Hartheim „ge dreikönega“. (Verb.)

Fasnacht

Am Fasnachtssonntag findet ein Umzug statt, in dem Hexen die Hauptgestalten sind. Anschließend an den Umzug durchs Dorf findet auf dem Rathausplatz ein Hexenprozeß mit Folterung und Verbrennung einer Hexenpuppe statt.

Ein junger Mann zu Pferd, der den „Ritter Konradin von Oberhan“ (der eine Urkunde vom 28. VIII. 1281, in der Obernheim zum erstenmal erwähnt sein soll, unterzeichnet hat) wird am Ortsausgang gegen Wehingen von einem Prinzen (Karneval, Fridolin), der Prinzengarde (kostümierte junge Mädchen), dem Elferrat und der Hofkapelle empfangen. Der Zug stellt sich am Ortsausgang auf und zieht in folgender Reihenfolge herunter zum Rathaus: Kapelle, Prinzengarde, Elferrat (in blaueidnen Mänteln mit blau-weißen Kappen), Gericht (drei Mann in schwarzer Amtstracht), Hexen mit Hexenbaum, jede Hexe mit einem Besen und in Strohshuhen, einige „Strohbarren“, zum Schluß einige Wagen, z. B. im Jahr 1955 eine Altweibermühle und ein Traktor. Der Hexenbaum, den das Dorf früher im Wappen geführt habe, wird vor dem Rathaus aufgestellt. Hernach zieht der Zug weiter „auf die Stühle“ hinab (die ihren Namen davon haben sollen, daß auf diesem Dorfplatz einst die Richterstühle bei den früheren Hexenprozessen gestanden seien). Der Zug kommt zum Rathaus zurück. „Ritter Konradin“ gibt in einer Ansprache die Regierungsgewalt in die Hände des (ebenfalls berittenen Prinzen Fridolin, der die Hexen anklagt. Eine Hexe wird darnach verhört, ob sie eine Hexe sei, an den Hexenversammlungen teilgenommen und mit dem Teufel verkehrt habe. Sie verneint alle Fragen, worauf sie auf die Folter gespannt wird. Nun bejaht sie die wiederholten hochnotpeinlichen Fragen, wobei die anderen dabeistehenden Hexen ein klägliches Geheul anstimmen. Die Hexe wird zum Verbrennungstode verurteilt, entwischt aber im letzten Augenblick in eine Scheuer. Die Schergen des Prinzen laufen ihr nach und bringen eine lebensgroße Puppe aus der

Scheuer heraus, die nun an den Hexenbaum gehängt und mit dem darunter liegenden Scheiterhaufen verbrannt wird. Der Zug sammelt sich wieder und zieht ins Dorf hinab. Dann geht man allgemein in die Gasthäuser. Am Abend habe in den letzten eine „Walpurgisnacht“ in einem Gasthaus stattgefunden, aber die Wirte „wollen es nicht mehr haben“, weil durch das Hüpfen der Fußboden beschädigt werde.

Am Montag wird der Umzug wiederholt. Die Obernhemer Hexen hatten am Sonntag zuvor eine Art Propagandafahrt nach Ebingen, Tailfingen, Balingen unternommen, wo sie großes Aufsehen erregten.

Ein alter Mann erzählt, daß einst ein einzelner „Fasnadsnarr“, ein „Krattenschmied“ von Nusplingen in der Zeit vor der Fasnacht nach Obernheim zu kommen pflegte. Er sang: „Holla, holla, bli-bla-, bläterle-Haarz i bitt om an Zeantner Schmalz; i be' auh zfrieda ama Pfond oder ama halbs, oder auh ama-n Eßlöffel vol“.

Er sang auch gern ein Lied: „Josefs Brüder, böse Buben, warfen ihn in eine Grube, zogen ihm den Rock noch aus, schickten ihn ins Vaterhaus“. Eine weitere Strophe folgte (vgl. Nusplingen).

Das Aufsagen an der Fasnacht heißt hier „hecheln“. Es gab einen „Hechelmöoster“, der die Verfehlungen der Leute anprangerte und einen „Narrenkasten“, in den das Jahr über Zettel gelegt wurden, auf denen diese Verfehlungen beschrieben waren. Da diese Sitte viel Verdruß und Unfrieden brachte, wird sie nicht mehr geübt.

Am Funkensonntag wird noch ein Feuer angezündet, und zwar auf dem „Scheibenbühl“, früher auf dem „Bergwasen“. Der Name Scheibenbühl zeigt jedoch, daß dies der ursprüngliche Platz war.

Prozessionen (kirchliche Bräuche)

1. Am Markustag (25. 4.) nach Thanneck zur Wendelinskapelle. 2. An Christi Himmelfahrt eine Eschprozession (an den drei vorhergehenden Bittgänge wie anderwärts). 3. An Alexius (17. 7.) geht man „hinter die Linde“ (Flurname), wo früher eine Kapelle stand, welche bei der „Glaubensspaltung“ (=Reformation) abgebrochen wurde. Die schöne Madonna dieser Kapelle sei in das „Pilgerhäusle“ (bei der „Bläslesfabrik“, Harmonikafabrik) gekommen, wo sie jetzt noch ist. Es gibt auch ein Lied, das bei dieser Prozession gesungen oder zitiert oder rezitiert wird. („An dieser gottgeweihten Stelle, wo früher die Kapelle stand . . .“) 4. Zur Wolfgangkapelle (am 31. 10.) auf dem Scheibenbühl. Dort ist auch ein „Stationen-

Nr. 23 Onstmettingen

Sitten und Gebräuche

Das neue Jahr wird an Silvester mit allerhand Knallwerk angeschossen. Den 20ern (das sind die, welche im kommenden Jahr ihr 20. Lebensjahr vollenden) ist sowohl der Silvesterabend, als auch der Fastnachtsdienstag als besonderer Festtag vorbehalten. Am alten Jahrabend (mit dem 12. Glockenschlag) gehen die Burschen der 20er bei ihren gleichaltrigen Mädchen von Haus zu Haus und wünschen ein gutes neues Jahr. Mit allerhand Mummenschanz; mit Feuerwerkskörpern und mit aufgeblasenen Schweinsblasen werden die Mädchen geweckt. Die Mädchen beschenken die Burschen je nach Vermögen mit mehr oder weniger viel Geld. Dieses Geld wird zusammengehalten und davon im Laufe des Winters ein 20er-Fest gefeiert, zu welchem sich Buben und Mädchen treffen. Es ist das Recht der 20er, die ganze Silvesternacht durchzuziehen und erst nach Hause zu gehen, wenn die Kirchgänger bereits unterwegs sind. Am Neujahrstag ist traditioneller Neujahrstanz, welcher von den 20ern beherrscht wird.

Am Fastnachtsdienstagmorgen gehen die Kinder mit ihrem „Spieß“ bewaffnet zu ihren Bekannten. Auf die Aufforderung: „Küchle raus oder i stich dr a Loch ins Haus“ wird an den „Spieß“ ein Fastnachtsküchle angespießt. Bei den Bäckern erhalten die Kinder vielmals eine Mutschel und bei den Metzgern eine Scheibe Wurst. Der Stolz ist, am meisten Küchle oder sonstige eßbare Sachen am „Spieß“ zu haben. Mittags veranstalten die 20er einen Umzug und wer von den Einwohnern im Laufe des Jahres irgendetwas Lächerliches unternommen hat, wird hier sein Tun und Lassen nochmals sehen. Deshalb geht auch die Redensart: „Dich spielen sie an der Fasnacht“ oder „Dich bringen sie im Kalender“. Und es gibt dabei immer etwas, das die lieben Zuschauer auf ihre Kosten kommen läßt. Den Tanz am Fastnachtsdienstag beherrschen wieder die 20er.

Am Karfreitag haben noch vor wenigen Jahrzehnten die ledigen Burschen den Mädchen Brezeln verehrt und diese jenen Eier. Die Mädchen haben diese Brezeln im Schrank an einem Nagel aufgehängt; solange die Brezel nicht schimmelte, war die Liebe echt und das konnte oft viele Jahre dauern.

An Ostern gehen die Kinder zum Eierschucken. Auf einer Wiese werden die buntgefärbten Eier so weit als möglich in die Höhe geworfen und wenn alle kaputt sind, werden sie miteinander verzehrt.

In der Nacht vom 30. April auf 1. Mai tun die jungen Leute Maienstecken. Wegen der strengen Forstgesetze haben allerdings die alten Sitten aufgehört. Doch ist dafür die Sitte oder Unsitte? aufgekommen, daß die ledigen Burschen in dieser Nacht allerhand Schabernack treiben, der dann heißt, man hat den Maien gesteckt. Beispiele: Man hängt in ganzen Ortsteilen die Gartentürchen aus und trägt sie alle auf einen Haufen, damit die Besitzer anderntags etwas zu suchen haben. Wenn irgendwo ein Bauer einen leeren Wagen über Nacht stehen läßt, muß er damit rechnen, daß er anderntags die einzelnen Teile desselben im ganzen Ort suchen muß. Wenn irgendwo ein Fahrrad steht, muß der Besitzer damit rechnen, es an irgend einem Fahnenmasten hoch oben zu finden. Ganze Leiterwagen werden teilweise dem Bauern aufs Dach gesetzt (unten auseinander genommen und oben wieder zusammengesetzt), kurzum, was in der ersten Maiennacht nicht niet- und nagelfest ist, ist meistens anderntags nicht mehr am gewünschten Ort zu finden. Die Geschädigten haben zum Schaden meistens auch noch den Spott zu hören.

Nach Beendigung des Heuet wird die „Heukatz“ gefeiert. Die Bauersfrau bäckt Küchle und kocht einen Festtagsschmaus. Wenn die Ernte eingebracht ist, wird die „Sichelhänget“ auf die gleiche Weise gefeiert. Dasselbe wiederholt sich nach Beendigung des Dreschens, wenn die „Flegelhänget“ gefeiert wird.

Am 3. Sonntag im Oktober ist die „Kilbe“ (Kirchweih). Was an der Kilbe noch nicht eingebracht ist, ist ohne Besitzer und kann mitgenommen werden, von wem es will, so geht die Sage. Was sagt die Polizei dazu? Schon mehrere Tage vor der Kilbe werden je nach dem persönlichen Wohlstand alle möglichen Sorten von Kuchen, bis zu sechs Stück pro Kopf, gebacken. Auch beim Ärmsten werden, wenn irgend möglich, pro Kopf mindestens 2 Kuchen gebacken. Es gibt Familien mit mehreren Familienangehörigen, die auf die „Kilbe“ bis zu 30 und 40 Kuchen backen. Übermäßig gegessen und getrunken wird aber an diesem Tag nicht. Es werden jedoch alle Bekannten eingeladen und jeder muß den Kuchen kosten. Mittags ist meistens ein Hammeltanz, bei welchem die Paare im Kreise gehen und über ein Brett wegsteigen müssen. Das Paar, das auf dem Brett steht, wenn der Wecker klingelt, hat den Hammel gewonnen.

Am Nikolaustag, dem 6. Dezember, sieht man schon in der Dämmerung Kinder, als „Santi Klaas“ verummt, auf der Straße umher wandeln. Wenn dann die Kinder kurz vor dem Zu-Bett-Gehen sind, kommt der „Santi Klaas“ mit einem Sack voll Geschenken und mit einer Rute. Wer brav war, wird beschenkt, wer unfolgsam gewesen ist, bekommt die Rute. Die eigentliche Beschenkung der Kinder findet jedoch erst am Heiligen Abend statt, meistens sogar in der Weise, daß die Kinder am Weihnachtsmorgen die Geschenke finden, die das Christkind in der Nacht gebracht hat.

Sämtliche vorhandene Vereine halten um die Weihnachtszeit, meistens vorher, teilweise auch noch nachher, für ihre Mitglieder und für die Öffentlichkeit sogenannte Weihnachtsfeiern ab, bei welchen ein in die Zeit passendes Theaterstück aufgeführt wird.

Bei der Taufe war es immer Sitte, zu schießen. Durch die allgemeinen Schießverbote ist diese schöne Sitte leider zur Zeit zum Erliegen gekommen. Döte und Dote zu sein, ist ein Ehrenamt. Oft haben Kinder zwei Döte und eine Dote (Gevatter und Gevatterin, oder Pate und Patin). Wenn Döte und Dote aus der Kirche kommen, tun die befreundeten Kinder „vorspannen“, das ist: man spannt einen Strick über die Straße und die Gevatterleute müssen sich und das Kind loskaufen. Die bekannten Frauen

kommen nach der Entbindung zum Weisen, d. h. es werden Geldgeschenke oder auch etwas zum Essen gebracht, so daß selbst in den ärmsten Familien während der Zeit des Wochenbetts keine Not herrscht.

Am ersten Schultag erhalten die Kinder eine Mutschel, Bonbons und Gebäck, um ihnen das Zur-Schule-Gehen angenehmer zu machen. Zur Konfirmation erhalten die Kinder von Verwandten und Bekannten Geldgeschenke, die sich oft zu namhaften Beträgen summieren. Dieses Geld wird in der Regel auf ein Sparkonto angelegt oder werden davon bereits Aussteuerartikel gekauft. Von seinen Taufpaten erhält der Konfirmand ein Gesangbuch zum Geschenk.

In der Oberamtsbeschreibung von 1880, Seite 122, ist in Bezug auf die Eheschließungen vorgebracht worden, daß ein Mangel an Ehr- und Schamgefühl bei den meisten hochzeitlichen Paaren bestehe, weil man sich nicht scheue, Ehen zu schließen, bei denen bereits 2 bis 3 Kinder, oft von verschiedenen Vätern, vorhanden seien.

In Bezug auf unsere Gemeinde kann hier allerdings festgestellt werden, daß dies in keiner Weise zutrifft. Nur äußerst selten kommt es vor, daß ein Paar die Ehe eingeht, und bereits ein eigenes oder gar ein Kind von einem anderen Vater vorhanden ist. In jedem Fall legt das Paar seine Ehre darein, daß die Ehe geschlossen wird, bevor die Folgen sichtbar sind. Ein lediges Mädchen mit einem Kind war früher hier verpönt. Allein der Umstand, daß durch die Wohnungsnot, die in den Jahren seit 1946 eingetreten ist, die jungen Paare infolge Fehlens einer Wohnung nicht sofort heiraten können ist in den meisten Fällen schuld, daß dann bei der Eheschließung schon Kinder vorhanden sind. Wenn auch das religiöse Bewußtsein in den letzten Jahrzehnten und vor allem seit Ende des 2. Weltkriegs, vor allem bei der jungen Generation, sehr in den Hintergrund getreten ist, so sind doch in sittlicher Hinsicht die jungen Menschen sich ihrer Pflicht als zukünftige Staatsbürger bewußt. Äußerst selten sind die Ehescheidungen. Im Vergleich zu den geschlossenen Ehen werden jährlich etwa 7 % durch richterliches Urteil wieder geschieden.

Verlöbnisse werden nur in engerem Rahmen gefeiert. Dagegen ist die Hochzeit, vor allen Dingen bei jungen Leuten, ein Erlebnis, an welchem immer ein großer Teil der Gemeinde teilnimmt. Nur selten wird eine sogenannte Familienfeier gemacht. In der Regel finden die Hochzeiten öffentlich in einem großen vorhandenen Saal, oder bei solchen Ehen, wenn ein Teil von auswärts ist, ab und zu in einem kleinen Saal statt.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten werden regelmäßig an einem Samstag gehalten, die standesamtliche Trauung dagegen oft schon am Tage vorher. Nach der kirchlichen Trauung geht das Hochzeitspaar mit den kirchlichen Teilnehmern in den Saal, in welchem die öffentliche Hochzeit stattfindet. Dort haben inzwischen Freunde und Bekannte ihre Hochzeitsgeschenke auf dem Brauttisch niedergelegt. Nachmittags sitzt man dann vergnüglich beisammen und schaut, daß man beim Essen und Trinken nicht zu kurz kommt. Die engsten Verwandten und Bekannten werden vom Brautpaar zechfrei gehalten. Abends ab 8 Uhr spielt eine Tanzkapelle, zu deren Klängen sich jung und alt im Kreise drehen. Jeder neue Gast geht als erstes zum Brautpaar und gratuliert und sucht sich hernach unter den oft bis zu 600 Gästen einen Platz aus. Wer dann genug gefeiert hat, der verabschiedet sich vom Brautpaar. Während des Händedrucks wechselt dann ein Geldstück seinen Besitzer. Man hat damit „geschenkt“. Alle Gaben, die eingehen, werden von einem Protokollführer in einem Heft aufgeschrieben, damit das Brautpaar sieht, ob alle, die von ihm beschenkt wurden, nun auch geschenkt haben und darüber hinaus, wem in

Zukunft wieder geschenkt werden muß. Es kommen dabei oft sehr schöne Summen zusammen und mancher Arme hat erst mit seiner „Hochzeitschenke“ Möbel- oder sonstige Aussteuerschulden bezahlen können. Diese Sitte herrscht bei reich und arm und nur ältere Paare, die keinen Wert auf Lustbarkeiten und Geschenke legen, sondern unter sich sein wollen, feiern ihre Hochzeit in engerem Familienkreis.

Im Allgemeinen geht eine öffentliche Hochzeit bis nachts 2 Uhr. Dann macht sich das Brautpaar auf den Heimweg. Je nach Veranlagung der Freunde erwartet dann das Ehepaar zu Hause eine größere oder kleinere Überraschung. Zum Teil legt man großstäbliche Disteln, zum Teil stellt man auch gefüllte Wasserschüsseln unter das Leintuch. Oft hängt man die Bretter, die die Matratzen tragen, aus. Fast immer gibt es eine Gaudi, wenn das junge Ehepaar zum ersten Mal gemeinsam die Betten aufsucht. Am Tag nach der Hochzeitsfeier hält man dann das sogenannte Rettichfest ab. Dasselbe soll für allerhand Zwecke dienlich sein, vor allem soll dabei der Kater vertrieben werden, den die Gäste sich am Abend vorher aufgeladen haben.

Da, wer nicht mit 40 Jahren ein eigenes Haus besitzt, von den Menschen nicht voll genommen wird, ist es das Bestreben eines jeden jungen Ehepaares, so bald als möglich entweder ein älteres Gebäude zu kaufen oder aber ein neues zu bauen. Zwei Feste sind beim Neubau zu feiern. Das erste ist die Maurerebene, d. h. wenn der Sockel vom Gebäude steht und die Decke auf denselben aufgelegt ist, dann erhalten die Maurer als Anerkennung ein Vesper und einiges zum Trinken. Sodann wird das Richtfest gefeiert, wenn die Zimmerleute das Dach aufgerichtet haben. Von denselben wird ein kleines Bäumchen, in der Größe eines Christbaums, oben auf den First gesetzt und in den meisten Fällen mit Taschentüchern behangen; für jeden Zimmermann ein Stück. Ein Zimmergeselle spricht den Richterspruch und dann gehen die Zimmerleute mit dem Bauherrn und den Bauführern zum Fest, welches je nach der Größe des Geldbeutels des Bauherrn ausfällt.

Ist dann der Lebenslauf vollendet, dann versammeln sich die Trauergäste vor dem Trauerhaus. Vier Altersgenossen tragen den Toten vor das Haus und stellen den Sarg in den Leichenwagen. Unter Vorantritt einer Musikkapelle zieht der Leichenzug zum Friedhof. Nach dem Leichenwagen kommen die Träger, anschließend die nächsten weiblichen Verwandten und die Frauen, die den Zug begleiten. Hinter den Frauen kommen die nächsten männlichen Verwandten unter Anschluß der männlichen Trauergäste. Vor dem Friedhof wartet der Pfarrer auf den Leichenzug. Der Sarg wird auf einen Rollwagen umgeladen und von den Trägern zum Grab geschoben und das letzte Stück getragen. Nach der Predigt halten die Vorstände der Vereinigungen, denen der Verstorbene angehört hat, ihre Leichenreden. Die ganze Trauerfeier wird umrahmt von den von der Musikkapelle gespielten Trauerchorälen. Besondere Sorgfalt wird der Grabpflege gewidmet. Das Schönste ist hier gerade gut genug. Es grenzt oft an Verschwendung und Luxus, was hier alles für ein Aufwand getrieben wird. Die Grabsteine kosten in vielen Fällen Tausend und mehr Mark. Daß das Grab den ganzen Sommer über im Blumenschmuck prangt, ist selbstverständlich und wer die Grabpflege vernachlässigt, wird über die Schulter angesehen.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die schöne Apollonia aus Bickelsberg

Ihr Abenteuer im Hause des berühmten Tübinger Professors Martin Crusius
Von Dr. J. Forderer, Tübingen

In dem soeben herausgegebenen 3. Band des von Professor Martin Crusius 1600 bis 1605 geschriebenen Tagebuchs liest man nicht nur von dem Leben und Streben der Tübinger Universität, sondern auch von den Sitten und Gebräuchen bei Tisch und in der Geselligkeit, aber auch von seinem Umgang mit der Mitwelt. Dazu gehörten nicht nur die Professorenfamilien und Studenten, sondern auch seine Zeitgenossen in allen Ständen.

Geboren 1526 in Grebern bei Bamberg, war er nach seinem Schulbesuch in Ulm und seinen Studien in Straßburg, Rektor der Lateinschule in Memmingen. 1559 erhielt er die Professur für lateinische und griechische Sprachen an der Universität Tübingen. Im Jahr 1559 war er zum dritten Mal Witwer geworden. Seine erste Frau Roner aus Memmingen hatte er schon zwei Jahre nach seiner Übersiedlung nach Tübingen verloren. Auch die drei Kinder aus dieser Ehe waren ihm bereits im zarten Alter gestorben. Die zweite Frau, Katharina Vogler, Tochter eines Tübinger Handelsmannes, starb ebenfalls nach wenigen Jahren. Die Tochter aus dieser Ehe Maria Magdalena heiratete den Pfarrer Johann Jakob Maier in Berg bei Donauwörth, später in Schwaigern. Mit dieser Tochter blieb Crusius bis zu seinem Tode in inniger Liebe verbunden. Zwei ihrer Söhne nahm er in sein Haus auf und ließ sie die Tübinger Lateinschule und Universität besuchen. Von seinen 11 Kindern aus seiner dritten Ehe mit Katharine Vetscher, Tochter des Rats und Konstanzer Pflegers in Eßlingen, überlebte nur die Tochter Theodora ihre Mutter. Ihre Heirat mit dem Magister Markus Necker sah Crusius höchst ungern, da der Mann keine Anstellung hatte und Crusius den Unterhalt des jungen Paares bestreiten mußte, bis Necker die Pfarrei Königsschaffhausen im Markgräler Land 1604 erhielt.

In den letzten Abschnitt seines Lebens fällt die Begegnung mit einem 20jährigen Mädchen namens Apollonia aus Bickelsberg über Balingen, in der der 74jährige Greis in den schweren Tagen, die er mit seiner Tochter Theodora durchmachen mußte, eine zuverlässige, „redliche“ Wirtschaftlerin gefunden zu haben meinte und sein Haus aufs Beste bestellt sah. Trotz seiner beruflichen und gesellschaftlichen Inanspruchnahme hatte Crusius, wie er seinen Namen Krauss nach damaliger Gepflogenheit latinisierte und sich auch nannte, noch Zeit für den Kleinkram des Lebens. Auch dieser erscheint ihm wichtig genug, um ihn in seinem Tagebuch festzuhalten. So enthält dieses Diarium Aufzeichnungen der ihm bekannten, bemerkenswerten Ereignisse, aber auch der nebensächlichsten Dinge aus dem Alltag. Zu jener Zeit trieben die Professoren, deren Besoldung außer in Geld auch in Naturalien bestand, auch Landwirtschaft, in die auch die Hausangestellten einzutreten hatten. Abkapselung vom Volk und Klassenhochmut kannte man damals nicht. Die Mägde saßen mit ihren Dienstherrschaf-

ten an einem Tisch und gehörten zur Familie. Begreiflich, wenn Crusius auch von ihnen berichtet, da man sich im Leben so nahe stand. Crusius hatte überhaupt ein Herz für Leute, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens sich befanden. Seine Mägde waren im allgemeinen gerne in seinem Hause und kamen, auch wenn sie ihren Dienst bei ihm längst aufgegeben hatten, öfters auf Besuch. Aber nicht mit allen hat er die besten Erfahrungen gemacht. Zu diesen letzteren gehört auch die genannte Apollonia.

Auf Lichtmeß 1600 von der Tochter Theodora gedungen, hat sie sich bis März 1601 „redlich“ gehalten, „so schien es wenigstens“, schreibt Crusius in einem Nachtrag in sein Tagebuch. Sie war, so lesen wir weiter, für ein Mädchen vom Lande ziemlich hübsch, lebhaft und redegewandt. Das Milieu, in das sie in Tübingen und im Hause des Gelehrten kam, war ihrem Temperament wie auf den Leib geschnitten. Bei der Familie Crusius verkehrten auch Studenten und junge Magister. Je nach der Veranstaltung gab es dort auch ein Tänzchen, bei dem Apollonia nicht weniger wie die Haus-tochter Theodora aufgefordert wurde.

Allein Theodora sollte ihr dabei bald keine Konkurrenz mehr machen. Wegen der Auseinandersetzung mit ihrem Vater, der sich weigerte, ihr das verlangte Heiratsgut herauszugeben, kam es bald zu einer Entfremdung zwischen Tochter und Vater. Apollonia war natürlich auf der Seite des Letzteren. Das trug ihr die Feindschaft des Schwiegersohnes Necker und seiner Theodora ein. „Sie hassen diese Apollonia ärger

als ein Hund und eine Schlange,“ klagt Crusius, wissen aber keinen Grund anzugeben, als daß sie Brei mit Butter gekocht habe und alles ihm „zutrage“.

Allein so ganz harmlos war diese Unschuld vom Lande auch nicht. Sie war sich ihrer Reize voll bewußt, und daß für sie auch die Umwelt Augen hatte, merkte sie und Crusius, den sie, was ihm überaus schmeichelte, nur „Vater“ nannte in kürzester Zeit. Die begehrliehen Blicke und Anbiederungen der vielen Verehrer brachten sie keineswegs in Verlegenheit. Tübingen stand damals wegen des dort herrschenden übermäßigen Trinkens und der sittlichen Zustände nicht im besten Ruf. Die Senatsprotokolle wissen von der skandalösen Entfaltung des Triebens, von Freudenhäusern und Schwangerschaftsklagen manches zu erzählen. Auch Crusius dritte Frau hatte einen schlechten Leumund, war als Xanthippe verschrien, die fluche, trinke, wenig zur Kirche gehe und mit ihrer Schwester, Frau Professor Hamberger viel nach Derendingen und Lustnau hinausziehe und sich ziemlich verdächtig verhalte. Viele Eltern ließen im Hinblick auf diese Mißstände ihre Söhne nicht nach Tübingen, sondern schickten sie an andere Universitäten zum Studium.

Auch der Apollonia, kurzweg „Seitzen-Appel“ genannt, blieb diese Atmosphäre nicht verborgen, wenn sie dieselbe nicht schon vorher in Bickelsberg vom Hörensagen her kannte. Trotz aller väterlichen Mahnungen und Weisungen seitens des Gelehrten stürzte sie sich von einer Liebes-affaire in die andere, die Crusius in seinem Ansehen so abträglich schienen, daß er sie kurzerhand entließ. Allerdings veranlaßte ihn dazu schließlich ein Vorgang, bei dem es ihm wie Schuppen von den Augen fiel.
(Fortsetzung folgt)

Aus der Siedlungsgeschichte unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Politische Verhältnisse vom 5. — 9. Jahrhundert

In der Frühzeit scheint bei den Alamannen keine herzogliche Zentralgewalt, sondern eine weitgehende Selbständigkeit der Gaufürsten bestanden zu haben. Um 600 dürfte die alamannische Expansion ihren Höhepunkt erreicht haben. Damals wurde wohl gegen Süden die Volksgrenze zwischen Alamannen und Burgundern im schweizerischen Mittelland gebildet. Nach 496 bzw. 536 wurde im Gefüge des alamannischen Stammes nichts geändert, außer daß dieser den nördlichen Teil des Siedlungsraumes den Franken überlassen mußte (bis Hornsgrinde, Hohenasperg, Hesselberg). Von den Alamannen wurde nur Heerfolge verlangt. Es wurden weder fränkische Beamte, Grafen oder Herzöge eingesetzt, noch große Enteignungen und die Schaffung fränkischer Krongüter vorgenommen, noch fränkische Besatzungen nach Alamannien gelegt. Was tatsächlich geschah, sagt Agathius klar: König Theudebert gab 2 Fürsten aus alamannischem Geschlecht die volle Gewalt über ihr Volk, also die herzogliche Würde. Die Absichten der Franken gingen bei die-

ser „Unterwerfung“ nicht auf Landgewinn: sie brauchten Heere, um ihren italienischen Plänen nachgehen zu können. Leutharis und Butilinus (gestorben 553), die alamannischen Herzöge, waren daher Theudeberts Verbündete. Schon 539 führte er alamannische Truppen über die Alpen. Die Gründung des Bistums Konstanz, zu dem ganz Alamannien gehörte, dürfte wohl auf den alamannischen Herzog zurückgehen.

Erst unter den Karolinger Hausmaiern ist der große Einschnitt festzustellen. Unter Karl Martell und Pipin wurde Alamannien in den fränkischen Staat eingeschmolzen, seine innere Struktur völlig geändert. Es war folgerichtig, daß nun auch die herzogliche Würde, der bisher stärkste Faktor innerhalb des Stammes, beseitigt wurde. Ein ansehnlicher Teil des alamannischen Landes ist nach dem Sturz des Herzogshauses (letzter alamannischer Herzog Lantfried II. 748) und der Besetzung der alamannischen Großen durch das Gericht von Cannstatt 746 in die Hände fränkischer Herren gekommen. In Rottweil taucht 789 ein Graf Ratolf auf, der sehr wahrscheinlich einer thüringischen Herzogsfamilie entstammt. Wir finden also

mitten in dem ehemaligen Hausbesitz der alamannischen Herzöge einen Fremden. Weitere fränkische Adelige sind im 9. Jahrhundert im Besitz von Gütern und Grafenschaften (s. unten). Auch an den König fiel Land, die Königshöfe entstanden (Rottweil, Neidingen usw.).

Das Karolingerreich unter Pipin und Karl dem Großen wurde mit überlegter Kunst und geistigem Aufwand regiert. In Europa ist wohl bis zum 12. Jahrhundert nirgends wieder ein ebenso hohes Niveau politischer Gestaltung und Planung erreicht worden. Bei der Expansion des Frankentums im 8. und 9. Jahrhundert handelt es sich nicht um „einen robusten Imperialismus, der in barbarischem Ansturm mehr niederreißt als aufbaut, sondern um eine kunstvolle politische Strategie, die sich vergleichend an den zahlreichen Fronten beobachten läßt, in Alamannien, Bayern, Sachsen, in Aquitanien, im Avarerland und in Italien“ (Gerd Tellenbach). Wie die Gewinnung dieser Länder erfolgt, so auch mit überlegten Methoden ihre Durchdringung und Sicherung.



Bertholdsbar

Grafschaften:

A=Adalhardsbar, B=Bara bei Oberndorf, C=Scherra, D=Anteil Gerolds.

Huntaren, Centenen, Sonderbezirke: 1=Hattenhuntare, 2=Aitrachtal, 3=Rottweil, 4=Klengen.

Einzelne urkundlich erwähnte Orte sind eingetragen.

Die Franken Ruthard, Warin, Cancor, später Gerold und seine Söhne Gerold und Udalrich, die Brüder der Königin Hildegard, erscheinen als Pfeiler der Königsmacht. Die Gründung der Abtei Reichenau, der Sturz des alamannischen Herzogshauses, die Einsetzung von Grafen und die Einbeziehung der Kirche in den Dienst des fränkischen Staates sind in diesem Zusammenhang als die hervorragendsten Ereignisse zu nennen.

Die politische Gliederung

Im 6. Jahrhundert hebt sich als erstes greifbares, einheitliches Herrschaftsgebiet die Baar ab. Den Namen Baar, wahrscheinlich von „ber“ =tragen, deutet Franz Beyerle als Zinsland, das die alamannischen Herzöge in der Hand hatten. Eine Parallele dazu wären die Hōri am Bodensee =das jemand irgendwie „gehört“. Die Baar umfaßte von der Wußach ab das Gebiet der heutigen Baar, die westliche und mittlere Alb bis Zainingen und Blaubeuren und stößt bis an das Neckarknie bei Horb vor. Von zwei Schwerpunkten aus im Westen und Osten zerfällt die Baar in eine Fochtsbar, die sich um Bussen und Marchtal gruppiert, und in eine Bertholdsbar mit dem Kern der heutigen Baar an der oberen Donau und dem oberen Neckar. Bei Umwälzungen im Innern Alamanniens schufen nach Hans Jänichen die Franken um 630 ein Besatzungssystem, das den Zweck hat, die Baar in Schach zu

halten (in „Baar und Huntari“). Rund um die Baaren werden Huntaren oder Centenen eingewiesen, Reitereinheiten, die einem Centarius oder Huntari unterstanden.

Die Umgestaltung der Bertholdsbar durch den Hausmaier Karlmann wird von Jänichen in die Zeit der Unterwerfung der Alamannen 742—746 gelegt. Nach Feger spricht nichts für, alles gegen das Vorhandensein einer intensiven fränkischen Okkupation, da kirchliche Quellen schweigen, von Martyrien bei Enteignungen nichts berichtet wird und Klostergründungen bis ins 8. Jahrhundert nur an der Peripherie Alamanniens vorgenommen wurden. Fest steht, daß die Zeit von 746 bis 800 die Umgestaltung aller Bezirke in Grafschaften brachte.

Die alte Bertholdsbar war um 800 in drei Grafschaften eingeteilt: die Grafschaft Adalhardsbar um Donaueschingen, die Bara bei Oberndorf und die Grafschaft Scherra auf dem Großen Heuberg, einem Teil der Zollernalb und dem oberen Donautal (Ostgrenze war etwa die Römerstraße von Laiz gegen Burladingen). Die Adalhardsbar hat schon 763 bestanden, und die Grafschaften Scherra und Bara sind 797 vorhanden. Balingen lag in dieser Bertholdsbar, die sich von Rottweil in die Oberndorfer Gegend und vom Schwarzwald bis über Balingen nach Bisingen erstreckte (s. Karte). Die Entstehung der Scherragrafschaft und der Grafschaft Bara bei Oberndorf dürfte mit der großen Unruhe und Bewegung, die wir für dieses Gebiet von 786 ab feststellen können, zusammenhängen, vermutlich aber auch mit den riesigen Schenkungen, die gerade in diesem Raum zwischen 786—797 gemacht wurden.

786 macht Graf Gerold, der Schwager Karl des Großen, in Nagaltuna (Nagold) dem Kloster St. Gallen eine große Schenkung in der Perihiltinpara (u. a. Seedorf, Isingen, Dormettingen, Bisingen, Hechingen usw.) 793 nimmt Graf Peratoldus, Berthold, seinem Wunsch gemäß die Besitztümer, die er vorher dem Kloster St. Gallen übereignet hatte, gegen eine jährliche Steuer als Lehen zurück (Ebingen, Lautlingen, Pfeffingen, Tailfingen, Zillhausen, Laufen, Frommern, Waldstetten, Endingen, Heselwangen usw.). Eine weitere Schenkung Graf Gerolds ist 797 an die Abtei Reichenau, so in Tuttlingen, Bickelsberg, Zillhausen, Weilheim, Waldstetten. Zeichnen wir diese Orte auf einer Karte ein, so zeigt sich, daß sie sich über das Gebiet Scherra, Bara und des Nordteils der einstigen Bertholdsbar, der in der Hand Gerolds war, zerstreut liegen und beweisen, daß vor den Umwälzungen diese Teile die

Perihiltinpara bildeten. Brittheim, Bickelsberg und Oberndorf werden noch 779 und 782 als in pago (Gau) Bertoldipara gelegen bezeichnet. Daraus dürfte hervorgehen, daß Bertholdsbar der ältere Namen der Gegend war.

An Grafen werden urkundlich erwähnt: Berthold 786—803, Cunthard 817—820, Ato 831, Hiltibald 994—1007. Die Bertholdsbar wird in der Zeit von 741 bis 890 in verschiedener Schreibweise öfters urkundlich genannt, so 786 im Urkundenbuch von St. Gallen (Nr. 108) Peterale (Beta), Purrom (im Beurener Tal?), Usingum (Isingen), Wildorof (Weildorf) in pago Perihiltinpara. Von 843 ab wird das Gebiet der ehemaligen Bertholdsbar landschaftlich als Bar (Tota Para) bezeichnet, ausgenommen des südlichen Teils um Bonndorf im Schwarzwald, des Waltgaus um Dornstetten und Sulz. In der späteren Zeit gelangt die Sitte, nur den Grafen, nicht den Gau zu nennen, zur Alleinherrschaft.

Die Grafen von Hohenberg schreiben sich öfters als Grafen von Haigerloch (Graf Albert, der Minnesänger 1258—1298), so daß eine selbständige Grafschaft Haigerloch angenommen werden darf. Der Umfang der kirchlichen Verbände weist in dieselbe Richtung. Es ist anzunehmen, daß man sich bei der Einführung der Kapitelsverfassung im Bistum Konstanz, die Baumann in die Zeit von 786 bis 789 verlegt, an die weltlichen Grenzen hielt. Nach dem Liber decimationis (1275) gehörten folgende Orte zum Landkapitel Haigerloch: Trillfingen, Bietenhäusen, Wachendorf, Bierlingen, Bieringen, Sulzau, Nordstetten, Isenburg, Stetten, Owingen, Heiligenzimmern, Weildorf, Empfingen, Bergfelden, Ostdorf, Balingen, Engstlatt, Erzingen, Isingen, Rosenfeld, Binsdorf, Bubenhofen, Kirchberg. Wir kommen damit wieder auf die Ostgrenze der Bara um Oberndorf.

Ein weiterer Beweis für die Zugehörigkeit Balingens zu Haigerloch bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts dürfte die Tatsache sein, daß Balingen Haigerlocher Maß hatte. Auch die Grenze des Hohenberger Forstes gegen den zollerischen wird am Ende des 14. Jahrhunderts noch beschrieben „von Erzingen gen Engstlatt in die alte Zolrstaig“ und verläuft somit auf derselben Linie.

Damit dürfte bewiesen sein, daß Balingen und die Gebiete westlich davon nie zur Scherragrafschaft gehört haben. (Die Scherragrafschaft soll einer späteren Abhandlung im Zusammenhang mit den Hohenbergern vorbehalten sein.)

(Schluß folgt!)

Heimatkunde / Von Dipl.-Ingenieur R. Kerndter

Die „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ hatten von Anfang an ein festumrissenes Programm und boten inzwischen eine Fülle des angelegentlichsten Materials über Geographie, Geschichte, Geologie, Volkskunde oder über Fragen „eines jener vielen Gebiete, deren Kenntnis jedem Aufgeschlossenen Freude bereitet.“ Da man aber unserer Zeit mit Recht zum Vorwurf macht, daß sie sich viel zu sehr in isoliertes Fachwissen verliere und sich damit von einer gewissen Lebenstotalität ausschließe, erscheint es angezeigt, in Rückschau und Ausschau sich immer wieder auf das eigentliche Wesen der Heimatkunde zu besinnen.

Nach Eduard Spranger ist Heimatkunde „das geordnete Wissen um das Verbundensein des Menschen in allen seinen naturhaften und geistigen Lebensbeziehungen mit einem besonderen Fleck Erde, der für ihn Geburtsort oder mindestens dauernder Wohnplatz ist.... Heimat ist erlebte und erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden. Und noch mehr: Heimat ist geistiges Wurzelgefühl... Heimatkunde ist das bisher eindrucksvollste Beispiel einer Über-

windung der abstrakten Fächertrennung... Denn die Welt ist ein objektiver Organismus, ein Lebensganzes.“

Ähnlich äußerte sich einst Alexander von Humboldt: „Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als ein lebendiges Ganzes“. Es gilt, „der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt“.

Die Umwelt des Menschen als Inbegriff dieser Erscheinungen war für Pestalozzi das Insgesamt der „Realverbindungen der Menschennatur“, an dem das Werk des Emporbildens den entscheidenden Angriffspunkt fand. Die pädagogische Individualität erweiterte sich also zur Geistigkeit auf der Grundlage heimatlicher Kultur. „Heimat“, sagt August Winnig, „ist die Pforte, durch die uns das Ewige in das Zeitliche entließ, und unsere Heimatliebe ist die Sehnsucht nach diesem Ewigen. Landschaft und Volkstum sind nur Gleichnisse dessen, dem un-

sere tiefste Sehnsucht gilt. Das letzte Gleichnis der Heimat aber ist die Mutter.“

Man kann für die Pflege des Heimatgedankens verschiedene Ziele bereit haben und man kann demgemäß auf die Vertiefung in der Natur, auf ehrfürchtiges Betrachten und organisches Denken, auf geschichtliche Würdigung, auf sinnvolles Einordnen und Unterordnen hinweisen. Aus dem Gefühl, der Vergangenheit verpflichtet zu sein, ist Oswald Spenglers Wort zu verstehen: „Ohne Tradition ist man Barbar“. Eine Tradition freilich, die nicht zu einer den Fortschritt hemmenden Einseitigkeit führen darf und vor der Nietzsches Ausspruch warnte: „Gefährlich ist es, Erbe zu sein.“ Noch krasser formulierte Le Corbusier: „Erinnerung ist Gimpelfang“. Nun, das Neue und das Alte wurzeln für uns im Heimatboden und es wäre nach Spranger eine Selbsttäuschung, „wenn wir glauben, davon jemals loskommen zu können, eine Selbsttäuschung, die aus einem rationalistischen

und mechanisierenden Denken erwächst... wir alle küssen den Boden unserer Muttererde, wenn wir Könige werden wollen, Könige nicht über die anderen, sondern im eigenen Reich... Und Bildung heißt: über sich hinauswachsen dadurch, daß man zu sich selbst gekommen ist.“

Die „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ wollen in volkstümlicher Form vor den Lesern gediegenes Wissen über die heimatliche Kultur und deren Beziehungen zu anderen Ländern und Lebensformen ausbreiten. Im Sinne dieser Bildungsarbeit erschien es zweckmäßig, zunächst reichen Wissensstoff zusammenzutragen, um überhaupt Diskussionsunterlagen bereitzustellen. Wie aber jede Grundlagenforschung über sich selbst hinausweist, muß auch das heimatkundliche Wissen seine Vertiefung erfahren. Welche übergeordneten Gesichtspunkte dabei maßgebend sein können, soll im folgenden dargelegt werden. (Fortsetzung folgt)

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 23 Onstmettingen

Kirchliche Sitten

Ein eigenartiger Gebrauch fand bei Kindstufen bis gegen das Jahr 1860 statt. Traten nämlich die Taufpaten rechts und links vom Geistlichen vor dem Taufstein zur hl. Handlung, so stellten sich die verwandten Frauen des jungen Erdenbürgers der Reihe nach hintereinander im Gange des Schiffes auf, um bei der Namensgebung ein „Vater unser“ für den Täufling zu beten. Fanden mehrere Taufen statt, so füllte sich der Gang natürlich ganz mit Frauen, so daß oft nur noch wenige saßen.

Eine Art erzieherische Tätigkeit oder Strafe übte die weibliche Jugend auch unter sich aus. Diese saß nämlich in der Kirche unter der Kanzel herum bis gegen den Taufstein und Altar eng gedrängt beisammen. Entdeckten nun die jugendlich scharfen Augen, daß eine der ihren sich gegen das 6. Gebot verfehlt habe, so wurde ihr der Sitz unter den Reihen unmöglich gemacht. Blieb sie nicht von selbst weg, so setzten sich die bisherigen Kameradinnen von einer Seite her neben sie, die nachfolgenden rückten auch ein, bis sie aus dem Stuhl hinausgedrückt war. Dann blieb ihr nur der Sitz hinten an der Wand bei den andern früh gefallenen Jungfrauen übrig. Die Erzeuger dieser Sache, die jungen Männer, wurden nach Balingen einberufen, wo sie im Arrest mehrere Tage über ihre Verfehlungen nachdenken konnten.

Bis zum Jahre 1888 waren die Sitzbänke erblich oder gingen von Eltern oder Schwiegereltern auf eines der Kinder über. Vakante Plätze mußten neu erworben werden. Diese Anordnung gab viel böses Blut und hielt den Kirchenkonvent öfters tagelang auf dem Rathaus fest. Nach Einweihung der

neuerstandenen evang. Pfarrkirche im Jahr 1888 wurde deshalb die neue Ordnung eingeführt, wonach jeder Altersklasse der notwendige Raum in den Kirchenbänken angewiesen wurde. Mit Freuden wurde es begrüßt, daß jeder nun innerhalb seiner Altersklasse Platz nehmen konnte, wo er wollte.

Sagen

Wenn in früheren Jahren Grenzsteine gesetzt wurden, kamen die Ortsvorsteher der angrenzenden Gemeinden nebst einigen Gemeinderäten, Geometern und Bauern, letztere mit Hauen und Schaufeln bewaffnet, zusammen und brachten in ihrer Begleitung auch einige Schülerbuben aus der Oberklasse mit. War das Loch für den Markstein hergerichtet, so bekam einer der Schüler ein Stück von einer Ziegelplatte in die Hand, das er mit einer Haue zerschlagen mußte. Dann wurde den Buben gesagt, jeder von ihnen müsse ein Stück der zerschlagenen Platte in die Hand nehmen und es auf den Grund der Grube legen, denn 3 Plattenstücke seien für spätere Marksetzungen die Zeugen dafür, daß der Stein nicht verrückt worden sei und der neue Stein auf die rechte Stelle komme. Nun bückten sich die Buben in die Grube hinunter und legten die Steine an den Ort, den der Geometer mit der Meßstange bezeichnete. Wie sie sich aber aufrichteten, erhielten sie von den Bauern solche Ohrfeigen, daß ihnen Hören und Sehen verging. „So“ sagte man zu ihnen „jetzt behaltet ihr den Ort im Gedächtnis, an dem die Marksteine gesetzt worden sind“.

Ehedem ließ sich hier das wilde Heer vernehmen. Die Sage erzählt, daß es die schönste Musik machte und über Jockelis Bauernhaus dahinzog.

Fortsetzung folgt.

Metternich prägte das Gesicht einer Epoche

Seine Konzeption vom Gleichgewicht der Kräfte in Deutschland und Europa zu seinem 100. Todestage am 11. Juni 1959

Die neuere Geschichte kennt neben Wallenstein und Talleyrand kaum eine Gestalt, für die das Schillerwort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ eine so prägnante Geltung hätte, wie für den Fürsten Clemens Lothar Wenzel Metternich, dessen Todestag sich am 11. Juni zum hundertsten Male jährt (geb. am 15. Mai 1773 in Koblenz, gestorben am 11. Juni 1859 in Wien). Nach ihm hat — ähnlich wie später nach Bismarck auch — selbst die internationale Geschichtsschreibung eine ganze Epoche europäischer Geschichte benannt. Die geschichtliche Erscheinung Metternichs ist nicht zu trennen von der Entmachtung

Napoleon Bonapartes, nicht zu trennen auch von der Herstellung des innerdeutschen und des europäischen Gleichgewichts und von der Geschichtstatsache, daß eine nach dem Wiener Kongreß fast 40 Jahre währende Friedenszeit dem alten Kontinent mancherlei Segen gebracht hat.

Die Historiker Hormayr, Gervinus und Droysen sahen in Metternich nur den prinzipienlosen Erfolgsjäger auf dem europäischen diplomatischen Parkett, den aalglatten, flexiblen Positivist, den entwurzelten Weltmann, der die deutschen Volkskräfte gering schätzte, weil er sie nicht kannte, und ihr sittlich tief fundiertes Wollen für bloße Begehrlichkeit hielt. Er war für sie der

„Erzreaktionär“, der zudem charakterlich höchst fragwürdig erschien. Kein Wunder: die allzulangen aufgestauten neuen Gedankenmächte, die von der Philosophie des deutschen Idealismus, von der Aufklärung und vom Neuhumanismus inspiriert, der Überwindung des drückenden deutschen Partikularismus und der Mitverantwortung des sittlichen Individuums am staatlichen Leben sowie der Gleichheit aller vor dem Recht entgegengedrängt, in diesem Streben aber unterdrückt worden waren, prägten sich post festum auch in der Geschichtsschreibung aus. Das also entstandene einseitige Bild Metternichs wurde offensichtlich unhaltbar, als der Sohn des einstigen Staatskanzlers 1879 dessen Denkwürdigkeiten veröffentlichte. Das aber veranlaßte Treitschke, Metternich noch einmal anzuklagen. Für ihn blieb er der Verächter des deutschen Nationalgeistes, der die Interessen des deutschen Volkes beim Wiener Kongreß in folgenswerer Weise geschädigt und sich zudem durch charakterliche Unlauterkeit einen fragwürdigen Namen gemacht habe. Doch auch Treitschkes Auffassungen wurden erschüttert, als es zu weiteren Aktenveröffentlichungen kam. Letztlich aber blieb es dem großen österreichisch-historischen Historiker Heinrich Ritter von Srbik vorbehalten, unter Zugrundelegung seiner langjährigen Forschungen und unter wohlausgewogener Bewertung aller persönlichen und zeitbedingten Gegebenheiten, die Gestalt des Staatsmannes Metternich in seiner 1926 erschienenen zweibändigen Biographie ins volle Licht geschichtlicher Wahrheit zu rücken.

Bis zu seiner Ehe mit Eleonore, der Enkelin des Fürsten Kaunitz (1795), kannte Metternich, abgesehen von einem kurzen medizinischen Studienaufenthalt in Wien, die engeren österreichischen Erbländer des Hauses Habsburg und ihre Staatsstruktur nicht. Der in gewissem Sinne „unstaatlich“, in katholischer Weltbürgerlichkeit erzogene Rheinländer hörte in Mainz bei Vogt, einem Schüler Montesquieus, Justus Möser und Herders, Reichsgeschichte. Vogt pflanzte ihm die Vorstellung ein, daß der Bestand eines einheitlichen Deutschlands mit einer Universalherrschaft im Geiste Karls des Großen oder Karls V. unvereinbar sei.

Deutschland als „Gedankenstaat“, ausbalanciert durch den österreichisch-preußischen Dualismus, wurde ihm schon damals Modell und Voraussetzung für das Gleichgewicht Europas zwischen den fünf Großmächten. Der rationale Charakter seiner späteren Politik, die nichts als die Staatsvernunft und die mit ihr in Einklang gebrachte „Europa-Vernunft“ als eine Art doppelstrahlige Richtschnur anerkannte, ist in ihren Ansätzen damals in Mainz vorgeformt worden.

Es ist charakteristisch für Metternich, daß seine persönliche Neigung den empirischen Wissenschaften, vor allem aber der Anatomie gehörte. Man möchte ihm und seiner Politik in den späteren Jahren förmlich bescheinigen, daß er eine rationale Virtuosität an dem von ihm für leblos gehaltenen Gesellschaftskörper entwickelte, eine förmliche technokratische Konstruktionskunst, wie sie ein Jahrhundert später, unter völlig anderen Begleitumständen allerdings, die großen Diktatoren, freilich in revolutionärer Weise und Absicht entwickelt haben. „Alles Lebendige war ihm als ein Stoff, in dem er nicht zu arbeiten verstand, verdächtig.“ Nur so ist zu verstehen, daß dieser merkwürdige Mann nicht allein ein entschlossener Feind der Revolution, der Volkssouveränität, einer Verfassung und des Nationalgeistes, daß er ebenso auch ein Feind des Organisch-Konservativen, des Traditionalismus gewesen ist. Erstaunlich auch, daß der streng katholische Rheinländer ein erklärter Feind des Ultramontanismus und ein Verfechter des nationalkirchlichen Gedankens war, der beispielsweise aus dieser

Einstellung heraus, den zum Katholizismus konvertierten Friedrich Schlegel als Legationsrat aus dem österreichischen Staatsdienst entfernte.

Zwar hatte Metternich als Rheinländer ein ausgeprägtes deutsches Kulturgefühl (er forderte Goethe zur Mitarbeit an den von ihm gegründeten „Jahrbüchern der Literatur“ auf und liebte bis zu seinem Sturz den Plan der Errichtung einer „Deutschen Akademie“ in Wien), aber er besaß keine echte innere Beziehung zum Wesen der Reichsgeschichte, zur Reichsverfassung und ihren Traditionen. Obwohl der vielgehaßte Staatskanzler in seinem Wesen noch Gestalt des 18. Jahrhunderts ist, trägt sein staatspolitischer Rationalismus in seiner Fremdheit gegenüber dem Wesen der Geschichte als stets in Bewegung befindlichem Werdefluß überraschenderweise schon Züge des modernen Industriezeitalters. Metternich sieht im Bestehenden das Optimum erreichbarer staatlicher wie europäisch-kontinentaler Ordnung. Er identifiziert deshalb in unhistorischer Weise den Status quo mit der Zukunft, die er, (wie viele Menschen des späteren industriellen Zeitalters) für rational vorausbestimmbar hält.

Konstruktive Politik der Mitte

Auf diplomatischer Ebene — auch hier ließ er sich allein von der ratio leiten — war Metternich ohne Frage Meister. Als Napoleon zuerst Österreich niederwarf und daran anschließend Preußen, beherrschten die beiden Flügelmächte Frankreich und Rußland die europäische Mitte. Es war jene Konstellation, die späterhin als bloße Möglichkeit, Bismarck schlaflose Nächte bereitete. Als aber der Konflikt zwischen Ost und West, zwischen den beiden Flügelmächten selbst ausbrach, erkannte Metternich sogleich die sich anbietenden Möglichkeiten für eine konstruktive Politik der Mitte (wie sie später auch Bismarck meisterhaft zu nutzen verstand).

„Metternich mußte österreichische Truppen als Verbündete Napoleons nach Rußland marschieren lassen, sicherte aber geheim dem Zaren zu, die Österreicher würden nicht gegen die Russen kämpfen. Dieses unheimliche, höchst gewagte, wenn man will, machiavellistische Doppelspiel war die richtige, also die pflichtgemäße Politik der Mitte, wenn diese nicht durch den riesigen Rivalitätskampf zwischen West und Ost ermalmt werden wollte. Metternich führte sie am Wiener Kongreß meisterhaft zu Ende. Im Geheimbündnis mit England und Frankreich stärkte er Österreich den Rücken gegen das Vordringen Rußlands gegen die deutsche Mitte, in der Heiligen Allianz mit Rußland und Preußen sicherte er zugleich die Machtstellung Österreichs in Deutschland und Italien. Da Österreich auf die Erneuerung der Kaiserwürde verzichtete, blieb für Deutschland nur die Organisation eines völkerrechtlichen Staatenbundes übrig, in welchem allerdings Österreich den ständigen Vorsitz führen sollte. Metternich gewährte aber mit größtem Geschick der anderen Großmacht in Deutschland, Preußen, am Deutschen Bunde eine ihrem Rang und ihrer Macht entsprechende Sonderstellung, indem er in allen wichtigen Fragen jeweils mit Preußen eine Verständigung herbeiführte, bevor er sie an den Bundestag brachte.“

Niemand in Deutschland und Österreich verstand ihn, als er nach der schwersten Niederlage Napoleons diesem einen Frieden anbot, in welchem Frankreichs alte Grenzen unberührt bleiben sollten. Metternichs Konzept aber erwies sich als richtig: Er hatte geahnt, daß Napoleon ablehnen, daß der Korsen sich damit aber seinem eigenen, in zwischen kriegsmüde gewordenen Volk gegenüber ins Unrecht setzen und verhaßt machen würde. Seine Berechnung erwies sich als richtig.

Im übrigen gehörte Metternich zu den stillen Bewunderern Napoleons. Er sah in

ihm nicht nur den Genius, der die blutige Revolution gebändigt, sondern — und hier zeigt sich Metternichs rationalistische Neigung ebenfalls — den Rationalisten der Macht und Schöpfer einer bewundernswerten Staatsmaschinerie. Das hinderte ihn freilich nicht, Napoleon zu bekämpfen, als dieser das von Metternich für unverletzbar gehaltene europäische Gleichgewicht aus den Angeln hob. Und in diesem lautlosen Kampf gegen den übermächtigen Usurpator drängte Metternich seinen eigenen Monarchen, Franz I. von Österreich (der wenige Jahre vorher die römisch-deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte) dem auf Befehl Napoleons aus preußischen Diensten vertriebenen Reichsfürsten vom Stein und dessen aktiv gegen Napoleon wirkenden Freunden, Asyl in Prag zu gewähren. Franz I. widerstrebte, weil ihm berichtet worden war, daß Stein und seine Gesinnungsfreunde „Umstürzler“ seien. Metternich aber wußte, weshalb er diesen Männern, zu denen auch er innerlich nicht die geringste Beziehung besaß, Schutz gewährte, denn sie waren im Kampf gegen Napoleon unentbehrlich, und sie erwiesen sich, als sie ein Jahr später in die Dienste des Zaren traten, für ihn auch als dankbare Bundesgenossen.

Österreichs europäische Aufgabe

Heinrich von Srbik zeigt, daß Metternichs Politik nach dem Sturz Napoleons vorwiegend von der Sonderstaatsräson Österreichs bestimmt war. Er stellte sich Österreich als „Agglomerat von Nationalitäten“ gleichsam als einen Förderativstaat „in politisch-administrativer Hinsicht“ vor. Er sah Österreich „als Schlüsselstein des vielgeteilten deutschen Landes, das seine Mitwirkung zur geistlichen Entwicklung des allgemeinen deutschen Unternehmers erforderlich und für Österreichs Ansehen im (Deutschen) Bund wie für die Förderung der Wissenschaft im Inland und seiner industriellen Entwicklung von höchster Bedeutung sei“. An anderer Stelle sagt Srbik: „Österreich vereinte nichtdeutsche Völker mit seinem deutschen Kernvolk, und das war bis zum Ende der Monarchie einer ihrer größten Werte für das Deutschtum, daß sie innerhalb ihrer Grenzen eine fremdnationale Welt festhielt und an die deutsch-bestimmte Mitte Europas band.“

Doch die Stunde universeller Staatsmächte hatte mit der Aufklärung, hatte namentlich mit den Herderschen Ideen, durch die die Slawen, wie im gewissen Sinne auch die Italiener, aufgeweckt worden waren, ebenso geschlagen, wie mit dem Ende des Ersten Weltkrieges die Stunde des europäischen Kolonialismus in der arabisch-afrikanischen Welt geschlagen hat. Metternich selbst war bisweilen von tiefer Skepsis geplagt, denn er ahnte wohl, daß die jungen Ideen eines Tages siegen würden. In solchen Zweifeln war es oft der Historiker Friedrich Gentz, gebürtiger Schlesier und Schüler Immanuel Kants, der nach eigenem Zeugnis zum „Stock-Österreicher“ geworden war, der Metternich darin bestärkte, nicht nachzugeben.

Freilich war der Fürst durchdrungen von der Vision, daß der Sieg des Nationalgedankens und des Strebens nach demokratischen Formen, Österreich die Schicksalsfrage stellen werde. Die spätere Geschichte des österreichischen Parlamentarismus gab ihm recht. Mit der Schaffung des Zentralparlaments (Reichsrat) durch die Verfassung von 1867 ward dem offenen Kampf der verschiedenen Nationalitäten der Monarchie erst die willkommene Tribüne errichtet, auf der deren Exponenten unter dem Schutz der Immunität öffentlich an der Auflösung des Habsburger Reiches wirken konnten. So kühn aber Metternichs Diplomatie gegenüber Napoleon war, so steril war letztlich seine auf dem Status quo beharrende Staatspolitik, und also spricht Paul Müller in enger Anlehnung an Srbik von der „geschichtlichen Schuld dieser Zeit“,

weil sie sich in der bloßen Negation erschöpfte und nicht den geringsten Versuch gemacht hat, die elementaren neuen Kräfte, deren sittlich-idealer Antrieb nicht bestritten werden kann, konstruktiv in eine vielleicht kühne, gleichwohl aber notwendige Staatspolitik einzufügen, wie es später Bismarck getan hat.

Ob ein solcher Versuch angesichts des panslawistischen und des italienischen Irredentismus erfolgreich hätte sein können, ist eine andere Frage. Tatsache bleibt, daß der nationale Einheitsgedanke wenigstens zeitweilig in Deutschland und in Italien einigend und kräftigend wirkte. Im habsburgischen Vielvölkerstaat aber erwies sich der gleiche Gedanke als Sprengladung, da die Epoche universeller Staatsbildungen am Ende angekommen zu sein schien. Erst die Jüngst-Vergangenheit hat nach der Auflösung der alteuropäischen Ordnung durch die Nationalstaatserei die supranationale Zusammenordnung, wie sie in Altösterreich zuletzt entstand, in einem geeinten Europa als unabdingbare Notwendigkeit erkennen lassen.

Johannes von Müller hat darauf hingewiesen, daß es letztlich der deutsche Partikularismus war, der die nationalrevolutionären Kräfte nach den Befreiungskriegen und nach der französischen Julirevolution in Deutschland nicht zum Zuge kommen ließ. Metternich hatte daran sein unbestreitbares „Verdienst“. Er hatte sehr frühzeitig erkannt, daß die neuen Ideen um so rascher siegen würden, je einheitlicher Deutschland gegliedert sei. Das Fehlen einer echten Mitte, einer Hauptstadt mit dem Sitz einer Regierung, war eines der Haupthindernisse für revolutionäre Bestrebungen im Sinne der Volkssouveränität. Die Bewegung hätte sich gegen viele Territorialfürstentümer richten müssen, wobei sie sich verzettelt hätte. Es scheint, daß gerade dies einer der Gründe war, daß Metternich eine Wiederherstellung des alten Reiches nach dem Sturz Napoleons ablehnte und der Schaffung des Deutschen Bundes den Vorzug gegeben hat.

Metternichs diplomatische und staatspolitische Konzeption vom Gleichgewicht der Kräfte in Deutschland und Europa war also ein rationales Kunstwerk von hohem Grade, allein der unaufhaltsame Gang der Geschichte hatte es anachronistisch werden lassen. Was der Fürst fürchtete, war das Überbetonen der nationalen Individualitäten bei gleichzeitiger Unterwertung der übernationalen Zusammenhänge und einer sich verstärkenden Unduldsamkeit der Nationen untereinander.

Vaterland Europa

So sehr Metternich dem gesellschaftlichen Umsturzprinzip sein Leben hindurch unterschiedenen Widerstand entgegengesetzt hat, also — wie hinterher festgestellt wurde — eine sogenannte gesunde demokratische Entwicklung durch seine antiliberalistische Restauration tragisch verhinderte, so wenig trifft dies in seinem menschlichen Bereich zu. Im Lebensstil und der Lebensauffassung war dieser eifrige Schüler und Grandseigneur des aufgeklärten 18. Jahrhunderts mit seinem lebhaften Interesse für den naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritt stets liberal, in seiner Politik aber ebenso streng konservativ, wie es sein Biograph Heinrich Ritter von Srbik meisterhaft nachgewiesen hat.

Aus der liberalen Lebensauffassung eines Grandseigneurs heraus war sich Metternich andererseits im klaren über die Notwendigkeit einer neuen Grundlage für sein „Vaterland Europa“, wie er dies ohne falsches Pathos 1824 zum Herzog von Wellington sagen konnte: „Mein geheimster Gedanke ist, daß das alte Europa am Anfange seines Endes ist. Ich werde entschlossen mit ihm untergehen, meine Pflicht zu tun wissen . . . das neue Europa ist andererseits noch im Werden; zwischen Ende und Anfang wird es ein Chaos geben.“

Der Kappadocier von Thieringen

Zur Geschichte der Hohenberger / Von Rektor Kurt Wedler

Albert II., Graf von Hohenberg (1258 bis 1298) hatte einen Notar, der in Thieringen Kirchrektor war und allgemein Kappadocier genannt wurde. Er war ein aufrechter und klardenkender Mann, der es aber auch verstand, mit Witz und Schläue sich und seinem Herrn Ansehen und Recht zu verschaffen. Vielfach begleitete er Albert II. auf die Reichstage, denen dieser als königlicher Landvogt von Niedersachsen angehörte. Der König selbst, Rudolf von Habsburg, der Schwager Alberts, unterhielt sich gern mit diesem lustigen, witzigen Gesellen, von dem in der „Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg“ von Dr. L. Schmid einige nette Begebenheiten verbürgt sind.

Als ihn der König einmal fragte, ob er eine gute Kirche habe, wobei er meinte, ob die Einkünfte aus derselben reichlich und gut seien, da antwortete er unverhohlen, „die Kirche sei gut und fest gebaut, auch habe sie gute Glocken, aber — er wünschte nur, sein Herr möchte weniger häufig die Einkünfte derselben für sich behalten.“ Darauf versprach ihm der König, sich bei seinem Schwager dafür zu verwenden, daß dieser ihm die Kirche mit allen Einkünften belasse.

Auf einem Reichstag in Ulm, als man auf das teure Nußöl zu sprechen kam, stellte der Kappadocier unter besonderen Betonungen die Behauptung auf, daß sein Herr in seiner Grafschaft mehr Nußbäume habe, als im ganzen Elsaß und Wasgau wachsen würden. Diese offensichtliche Lüge hinterbrachte man auch dem König, der ihn zu sich rufen ließ. „Was sagst du da von den

Nußbäumen meines Schwagers?“, fragte ihn Rudolf. „Mein Herr hat in seiner Grafschaft mehr Nußbäume als im ganzen Elsaß und Wasgau wachsen — nur sind es Haselstauden“. Der König entließ den Schalk mit den Worten: „Du bleibst eben immer der Alte“.

Ein andermal kam unser Kirchrektor von Thieringen zum Reichstag nach Frankfurt und stattete zuerst dem Kanzler seinen Besuch ab. Dort fand er die anderen Notare an der gedeckten Tafel bei üppigem Schmaus. Er setzte sich — hungrig wie er war — ohne Umschweife mit zu ihnen, aber es wurde ihm nur wenig vorgesetzt, obwohl der köstlichen Speisen genug vorhanden waren. Da rief er seinen Diener, sagte ihm leise ins Ohr, er solle ihn nach kurzer Zeit eilig zu seinem Herrn abrufen und verwirkelte unvermerkt die Sporen seines einen Stiefels in das Tischtuch. Als ihn nun sein Diener abrief, stand er eilig auf und riß bei seinem Weggehen mit dem Tischtuch alle Speisen, Teller und Becher in den Schmutz, daß sie ungenießbar waren. Zum Glück gab es damals zinnernes Geschirr und kein Porzellan und Glas. Auch dieser Streich kam dem König zu Ohren, und er stellte ihn mit den Worten zur Rede: „Was hast du da wieder getan?“ Er aber antwortete: „Als ich bei dem Kanzler und Eurem Notar zu Tische kam, haben sie mir so wenig vorgesetzt, daß es ein Kranker ganz gut hätte essen können und ich nüchtern von dem Tische weggegangen wäre, darum habe ich gemacht, daß sie auch mit mir fasten mußten.“ Der König lobte ihn darum, und der Kanzler und die Notare sollen den Kappadocier künftig herrlich bewirtet haben.

des Kaisers bezeichnet. Ihr Vater Unruoch muß auf jeden Fall einer der bedeutendsten Paladine Karl des Großen gewesen sein, denn er gehört neben den sächsischen zu den 5 fränkischen Grafen, die 811 an der Eider im hohen Norden einen Frieden mit den Dänen schließen, und der mit andern Großen das Testament des Kaisers bezeugt. Eberhard ist 858 auf dem Hoftag in Ulm unter Ludwig dem Deutschen anwesend.

Ob die Unruochinger altalamannischer Herkunft sind, kann nicht bewiesen werden. Sicher ist nur eine Verflechtung mit Alamannen. Die Beziehungen Unruochs zu Autchar und seinem Sohn Alpkar, der in den fränkischen Reichsannalen Unruochi nepos genannt wird und urkundlich von 807 bis 840 öfters alamannischer Abstammung (ex Alamannorum genera) bezeugt sind, dürften verwandtschaftliche Bande vermuten lassen. Vielleicht stammte auch nur seine Gattin aus einem in Alamannen ansässigen Hause, und die Familie ist erst im Zuge der fränkischen Durchdringung ins Schwabenland gekommen. Die großen flämischen und nordfranzösischen Besitzungen könnten durch die Heirat Eberhards mit der karolingischen Prinzessin an die Unruochinger gekommen sein.

Das Testament Eberhards von Friaul und seiner Gattin Gisela zeigt erneut, daß die Unruochinger in Alamannen stark verwurzelt sind, denn die alamannischen Güter mit Ausnahme von „Balguinet“, „Balghingha“ (Balingen) erhielt der älteste Sohn Unruoch. Die flandrischen Güter u. die Familienabtei Cysoing (bei Lille) erbte der Sohn Adalhard. Ob sich unter dem schwäbischen Besitz auch Burc=Straßberg befand, ist umstritten. Wo die übrigen schwäbischen Besitzungen Unruochs lagen, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden.

Uns interessiert dieses Testament von 863 vor allem, weil hier erstmals der Name Balingen urkundlich genannt wird. Die für Balingen entscheidende Stelle lautet: De filibus vero nostris volumus ut Ingeldrud habeat Ermin et Mareshem. Judith vero volumus ut habeat Balgingam et cortem nostram in pago Moila. Die Tochter Ingeltrud soll E. und M. besitzen, Judith dagegen Balgingen und den Hof im Gau Moila (ein Gau zwischen Maas und Mosel — s. auch Heimatblätter 1954 Seite 27). Das Testament wurde ausgestellt in Comitatu (Grafschaft) Taryisiano in corte nostra Musiestro.

Aus dem Testament geht auch hervor, daß sich die adligen Familien oft bedroht fühlten. Es bestimmte, die Teilung der Güter solle bestehen bleiben, außer wenn ein König der Langobarden, Franken oder Alamannen, „was ferne sei und, wie ich glaube, nicht geschehen werde“, einem der Brüder nicht gewaltsam und ohne Grund wegnehmen sollte. Das quod absit et frieri con credo ist ein Euphemismus oder eine „Höflichkeit“ gegenüber den Verwandten des karolingischen Herrscherhauses. Denn wir wissen, wie häufig solche Enteignungen aus politischen Gründen im 9. Jahrhundert erfolgten.

Wie die Unruochinger in den Besitz von Balingen kamen, können nur Vermutungen angestellt werden. Es könnten die Möglichkeiten bestehen, daß es aus dem Erbe der Mutter Eberhards stammt, oder daß es sich

Aus der Siedlungsgeschichte unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Schluß

Die Unruochinger und Balingen

Größere Besitzungen von Adeligen werden vor allem sichtbar, wenn Klostergründungen und -Dotationen oder Erbteilungen von ihnen vorgenommen wurden. Die Besitzbasis der sogenannten „Bertholde“ lag am Oberlauf von Neckar und Donau. K. S. Bader und vor ihm mehr intuitiv A. Bauer haben Heimat und Herrschaftsmittelpunkt in der Bertholdsbaar zu bestimmen versucht. H. Jänichen spricht in seiner Arbeit „Baar und Huntari“ von der Baar als einem System von Alloidherrschaften (Eigenbesitz), die schon im 6. und 7. Jahrhundert in der Hand des führenden Geschlechts der „Bertholde“ lagen. Nachdem aber das alamannische Herzogsgeschlecht gestürzt war, finden wir im alamannischen Raum fränkische Adelige als Grundherren. 782 weilte Pipin auf der Burg Wehrstein bei Fischingen und datiert am 27. Mai dort eine Urkunde. Mit den fränkischen Herren kamen auch weitere Adelige ins Land, die für ihre Verdienste belohnt wurden. Daneben dürften zwischen alamannischem und fränki-

schem Adel auch verwandtschaftliche Bande geknüpft worden sein.

Unter Karl dem Großen wanderte mit der Eroberung des Langobardenreiches Adel aus dem bisherigen fränkischen Machtbereich nördlich der Alpen in den neugewonnenen italienischen Raum. Auch aus dem alamannischen Gebiet liefen zahlreiche Verbindungen nach Oberitalien. Es fällt auf, wie in Verona und in Friaul Familien von Bedeutung sind, die auch im alamannischen Raum ansässig sind. An historischem Gewicht übertrifft alle das Haus, aus dem der spätere italienische König und Kaiser Berengar von Friaul hervorging, das man die Unruochinger nennt. Luitfrieds I. Tochter Eva war die Gattin des mächtigen Unruoch von Friaul. Sein Sohn Eberhard wurde nach 828 Markgraf oder Herzog von Friaul. Bald danach heiratete dieser die Tochter Ludwig des Frommen und der Welfin Judith, die Schwester Kaiser Karl des Kahlen. Es muß sich bei den Unruochingern um ein hochangesehenes Geschlecht handeln, denn der Bruder Eberhards, Berengar, Markherzog in dem Spanien benachbarten Gotien, wird in einer erzählenden Quelle als Verwandter

um aus politischen Gründen konfisziertem Gut der Karolingerzeit handelt. In wessen Hände Judith Balingen später übergab, kann ebenfalls nicht festgestellt werden, da die schriftlichen Quellen bis ins 13. Jahrhundert schweigen. Eine schon vermutete Ehe Judiths, der Erbin von Balingen, mit Heinrich von Otsfranken ist unbewiesen.

Der Name Adalhard im Hause der Unruochinger legt eine Verbindung nahe zu dem Grafen Adalhard, der 763 bis 765 urkundlich erwähnt wird und vielleicht derjenige ist, nach dem die Adalhardsbau um Donaueschingen genannt ist und der 765 auch als Graf im Breisgau erscheint. Leitnamen sind jedoch nicht unbedingt ein hinreichendes Beweismittel. Dieser Adalhard, der schwäbischen Besitz verschenkt, ist nach

Decker-Hauff durch eine Enkelin mit den Hunfridingern, den ersten Herzögen in Schwaben, verbunden und durch einen anderen Sohn Stammvater der Grafen von Achalm, die als Stifter des Klosters Zwiefalten bekannt sind. Im Kloster Zwiefalten gedachte man alljährlich am 18. November des proavus Uuruch. Der Sohn des Erbauers der Achalm, Eginio II., führt den Titel eines Grafen von Urach. Eine Tochter dieses Grafen ist mit dem Grafen Friedrich von Zollern (gestorben um 1120) verheiratet, auf den sich die späteren Angehörigen des Hauses Zollern und die Grafen von Hohenberg zurückführen lassen. Damit hebt sich wieder ein umfangreicher Hausbesitz heraus, in dem die Burgen Zollern, Haigerloch, Hohenberg und Fürstenberg liegen.

PS, die man bei gegebener Geschwindigkeit und Größe des Meßprofils aus dem Bach gewinnen könnte. Ein Maler entdeckte, daß sich das Himmelsblau wunderschön im Bach spiegle und daß der dunkle Wald im Hintergrund einen malerischen Kontrast zu den lichten Ufern bilde. Der Letzte — nun, man kann auch so erleben — sagte: „Sehen Sie, solche Forellen wie da unten gibt es drüben im Hotel gebraten!“ Wer zweifelt da noch, daß die Heimat eigentlich alles beinhaltet und Heimatkunde universell ist?

Man sagt, unser Zeitalter habe viel Wissen, aber wenig Gewissen, und man hebt damit die Wissenschaft in einen Bereich, der nicht nur über das äußere Wissen hinaus Erleben bieten, sondern moralische Kriterien zum Wertmesser machen soll. Wohl im Hinblick auf die Atombombe macht der Verein Deutscher Ingenieure seine Mitglieder für die Verwendung ihrer Konstruktionen verantwortlich und fordert zum Nachdenken auf, „ob immer mehr, immer schneller, immer größer nun wirklich sinnvoll für die menschliche Entwicklung sei.“ Als neue Leitsterne werden genannt: die „reverentia“, die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen; die „universitas“, die Schau in das All, somit das Ganzheitsstreben, die Besinnung auf den begrenzten Wert isolierten Fachwissens und der technischen Überzüchtung; die „humanitas“, die Gesinnung edlen Menschentums, das sich metaphysischen Werten verpflichtet fühlt. Und hier ist es erstaunlich, zu welcher seelischen Verödung es heute zu Gunsten einer perfektionierten Technik und nur intellektualistisch betriebenen Wissenschaft gekommen ist. Wir verstehen heute unter „Theorie“ eine verifizierte Hypothese, also eine durch die Erfahrung gesicherte wissenschaftliche Lehrmeinung. Wörtlich heißt aber Theorie „Gottschau“ und damit Blick auf den Zentralpunkt, in dem alle Ansichten und Einsichten zusammenlaufen. Man kann auch mit Plato sagen, Philosophie ist Bemühung um Erkenntnis des Ewigen. Und der berühmte Physiker Max Planck hoffte „auf eine stetig fortschreitende Vertiefung unserer Einblicke in das Walten der über die Natur regierenden allmächtigen Vernunft.“

Was die „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ bisher mit vollem Recht brachten, entstammte im wesentlichen der Wissensstufe: Man trägt mit Scharfsinn und Fleiß das Material zusammen, man sichtet, man erklärt durch verfeinerte Beschreibung, kurz, man schafft Wissensgrundlagen. Als nächster Bereich wäre die Erlebnisstufe anzustreben: Das Wissen um die Heimat, um interessante Einzelercheinungen, führt zur Vertiefung und Wertsteigerung etwa im künstlerischen oder religiösen Erleben. Es geht also nicht um Schulwissen oder materielle Zwecke, sondern um „das innige Ergreifen des Lebens“. Die letzte, metaphysische Stufe, ist zwar im ganzen fernes Ziel, aber doch in Einzelfällen durch den Hinweis auf kosmische Hintergründigkeit zu verwirklichen: „Das Leben ist ein Urphänomen“, sagte der Forscher J. von Uexküll. „Wer nie einen Blick in das Universum der Umwelten getan hat und sich damit begnügt, seine eigene Umwelt zu einem unendlichen Weltall aufzublasen, hat keine Ahnung von der Weltmacht Leben.“ Und, möchte man mit E. Dennert sagen, „vom göttlichen Gewebe“.

Besinnliche Menschen geben sich natürlich mit reinem Registrieren nicht zufrieden. „Jedes Ansehen“, erläutert Goethe, „geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren.“ Dabei können wir „Theorie“ in dem umgreifenden Sinne nehmen, wie wir ihn oben angegeben haben. Wer also auf einer Wanderung eine Silberdistel findet, kann zunächst feststellen, daß es sich um einen kalkliebenden Korbblütler handelt. Weitere Beobachtungen faßt v. Bronsart so

Heimatkunde / Von Dipl.-Ingenieur E. Kerndter

Schluß

Wenn es nach Humboldt gilt, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt, dann ist damit eine Betrachtungsweise gekennzeichnet, die über die übliche Methodik der Wissenschaft bereits hinausweist. Erfahrung gründet sich auf Beobachtungen und damit auf eine Fülle von Erscheinungen, die man als phänomenologisches Material sammelt, sichtet und beschreibt. Diese erste Stufe jeder Wissenschaft bildet als sog. deskriptive Systematik die Voraussetzung für die weitere Arbeit, die sich um die kausalen Zusammenhänge, um die Aetiologie, also um die sog. Erklärung der Erscheinungen bemüht. Man vergesse aber nicht, daß „Erklärungen“ meist nichts anderes sind als verfeinerte Beschreibungen: Empirisches Material des Astronomen, Beobachtung der Bewegungserscheinungen am Himmelsgewölbe, führt zunächst zu der Möglichkeit, gewisse Konstellationen zu berechnen und vorauszusagen. Über diesen rein praktischen Standpunkt führen dann die Untersuchungen hinaus, die nach tieferen Zusammenhängen fragen und damit „Erklärungen“ versuchen beispielsweise für die Drehung des Himmelsgewölbes oder das Vorrücken des Frühlingpunktes. „Wahrheit“ definiert man bekanntlich als die Übereinstimmung des Denkens mit dem Sein. Man glaubt also dem wahren Sachverhalt nahegekommen zu sein, wenn die mit der „Erklärung“ verbundenen Vorstellungen möglichst kongruent mit der beobachteten Erscheinung sind. Da aber die Naturprinzipien in ihrem innersten Wesen nicht zu enträtseln sind — eine gelöste Frage bedeutet schon wieder zahlreiche neue! —, bleiben die meisten Wissenschaften bei der Deskription, bei der Beschreibung der Erscheinungen, stehen und versuchen Erklärungen im Sinne von verfeinerten Beschreibungen nur insoweit, als damit praktischen Bedürfnissen genügt wird. Man kann vorzügliche elektrische Apparate bauen, ohne letzten Endes zu wissen, was Elektrizität eigentlich ist; man kann beste Heilerfolge haben, ohne das Wesen einer Krankheit und den Chemismus einer Arznei in den letzten Tiefen zu kennen. Die Wissenschaft, die zwar immer tiefer in die Rätsel eindringen will, ist oft gezwungen, vereinfachende Annahmen zu machen, obwohl sie um die Hintergründigkeit der Probleme weiß. Und in manchen Fällen ist die kluge Beschränkung auf die zweckmäßige Anwendung des wenigstens deskriptiv gesicherten wissenschaftlichen Materials der vernünftigste Weg.

Auf die vielfältigen Disziplinen der Heimatkunde übertragen bedeutet dies, daß man das reiche Beobachtungsmaterial aus dem naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, kulturkundlichen Gebiet usw. sichtet und durch genaue Beschreibung der Einzelheiten und Zusammenhänge wenigstens insoweit zu einer sogenannten Erklärung kommt,

als dadurch die gedankliche Einordnung der Erscheinung gelingt und damit ein Wissen aus zahlreichen gesicherten und geordneten Beobachtungen sich aufbaut. Wer eine Versteinerung findet, läßt sie sich gerne vom Fachmann „erklären“ und ist vielleicht hochofret, wenn er nun seinem Freund stolz mitteilen kann, daß es sich um eine Austernschale aus dem Dogger Gamma handelt. Hat er noch mehr in Erfahrung gebracht, dann ergeht er sich in Auslassungen über die eisenschüssigen Sandsteine des Braunjuras, über die Tierwelt des Jura-meers, über Unterschiede der rezenten und fossilen Austernformen usw. kurz, er „weiß“ um die Sache und steigert dieses Wissen, indem er vielleicht noch das Mikroskop zu Hilfe nimmt oder chemisch untersucht. Ist dieses scharfsinnige Aufnehmen aber eine befriedigende Erklärung?

Bei dem Heimatfreund, der sich nicht von Berufs wegen mit schwierigen wissenschaftlichen Problemen zu befassen hat und dem das oben charakterisierte Schulwissen nicht das Wesentliche ist, stehen seine Erlebnisse z. B. bei Wanderungen im heimatlichen Gebiet im Vordergrund. Und man hat hier wieder zu unterscheiden zwischen dem Urerlebnis als einer ziemlich ursprünglichen Reaktionsform und zwischen dem Bildungserlebnis, das sich als gelenkt ausweist durch geformte Anschauungen des Kulturkreises, in dem der Erlebende drinsteht. Man kann mit dem Forscher Klages behaupten, daß der Geist der Widersacher der Seele sei, daß also das echte Erleben dort aufhöre, wo der Intellekt einsetzt. Man kann aber auch gerade auf dem Gebiet der Heimatkunde darauf hinweisen, daß Wissenssteigerung zu Bekanntheitsgefühlen und damit zu intensiverem Erleben verhelfen kann: Man pflegt von einem Konzert mehr zu haben, wenn man das Musikstück kennt und eine Örtlichkeit erleben wir viel stärker, wenn wir z. B. um ihre Geschichte wissen. Tot ist also das Wissen nur dann, wenn es tieferes Erleben verhindert.

Der wissenschaftlichen Definition nach ist Erleben „die erstrebte oder unerwartete geistig-seelische Hinnahme bewußtseinsbeeindruckender Inhalte, die zugleich in nachhaltiger Weise die Entwicklung der Person bestimmen und das Ichbewußtsein fördern“. Die ganz verschiedene Wirkung auf das Gefühls- und Willensleben läßt Typen des Erlebens unterscheiden, die gerade bei heimatkundlichen Studien als solche beobachtet werden können. Ein Beispiel soll das klarmachen: Auf einer Brücke, die über einen Bach führte, standen mehrere Heimatfreunde und schauten auf das Wasser. Aus ihrem Gespräch war abzuleiten, daß jeder die Welt anders erlebte: Der Geologe sah nur die Bachwindungen und die lokale Ausformung der Landschaft. Der Botaniker sprach von einer soziologischen Aufnahme der Ufergewächse und damit von einer charakteristischen Pflanzengesellschaft. Der Ingenieur machte sich Gedanken über die Begradigung des Wasserlaufs und über die

zusammen: „Die kleinen silbernen Sonnen der Wetterdistel sind die abgeblühten Köpfchen mit flugbereiten Samen, umgeben von den toten häutigen Blättern des Hüllkelchs. Diese stehen bei trockenem Wetter weit offen, um den Früchtchen die Segelfahrt in die Lüfte zu erleichtern. Bei feuchtem Wetter dagegen neigen sie sich nach innen und decken die Früchtchen zu. Diese Bewegung geschieht rein mechanisch und beruht nur auf der hygroskopischen, d. h. wasseranziehenden Beschaffenheit der toten Zellwände.“ Wer nun den Quellungs- und Kohäsionsmechanismen des hygroskopischen Verhaltens nachgeht und Lust am Experimentieren hat, kann in einem einfachen Modell das Öffnen und Schließen der Silberdistel nachahmen: Man schneidet aus einem Bogen Schreibpapier zwei etwa 15 cm lange, 3 cm breite Streifen, und zwar den einen längs, den andern quer, weil das Papier in der Walzrichtung anders strukturiert ist. Indem man beide Streifen aufeinander klebt, ahmt man zwei verschiedene Zellschichten nach, die sich bei Wasseraufnahme und Verdunstung etwas anders Verhalten. Der Doppelstreifen wird zu einem Ring zusammengeklebt und es werden entlang einer Randlinie etwa 1,5 cm tiefe Kronenzacken eingeschnitten. Bringt man nun diese Krone in einen feuchten Raum (Waschküche!) oder setzt sie im Freien der Sonnenbestrahlung aus, dann neigen sich die Kronenzacken wie bei der Silberdistel nach innen oder außen.

Pflanzen spielen auch in Sage und Geschichte eine Rolle. Die Silberdistel heißt auch Karlsdistel, weil angeblich Karl der Große in ihr eine Heilpflanze entdeckte. Während einer Pestzeit, die viel Opfer forderte, träumte ihm, daß man einen Pfeil in die Luft schießen müsse: Dort, wo er niederfalle, finde man das entscheidende Heilkraut. Der Kaiser schoß und der Pfeil wies auf eine Silberdistel. — Die Sage hebt die Pflanze also über das Botanische hinaus und man kann an ihr nun auch außer dem Nützlichkeitsmoment das Schöne, das Proportionierte entdecken. Wie wundervoll sind die silbernen Sonnen in die disteligen Blätter eingebettet, wie wehrhaft steht hier Edles in der Welt!

Wir stellen dichterische Schau höher als botanische Betrachtung und entziehen uns dadurch allen Nützlichkeitserwägungen, die

selbstverständlich auch notwendig werden können. Aber der wahre Heimatfreund will ja das Materialistische überwinden und vom Wissen zum Erleben kommen. Die Frage taucht nun auf: Was könnte ihn über das botanische Untersuchen und das künstlerische Entzücken hinaus an die Grenze des Metaphysischen führen? Dies in vorsichtigem Herantasten zunächst nur soweit, daß man das Tellurische, die nur irdische Bezogenheit, ein bißchen vergißt, indem man daran erinnert wird, daß es kosmische Lenkerkräfte für die Lebewesen gibt. Der Begriff „Fernlenkung“ ist ja für unser Zeitalter nichts Ungewöhnliches, und man hat auch auf biologischem Gebiet hierfür schöne Beispiele. Von den Termiten, den weißen Ameisen, weiß man, daß sie sozusagen selbstständige Organe sind, die von der Königin durch eine Art Radarsteuerung ferngelenkt werden. Siedlungsschwierigkeiten in Afrika beweisen es, daß man mit den Termiten erst fertig wird, wenn man ihre Schaltzentrale in Gestalt der Königin lahmlegt. Und jetzt noch bei den Überlegungen ein kleiner Schritt: Muß die Zentrale unbedingt auf der Erde sein?

Bei der Silberdistel untersuchte man die Anordnung der Löcher des Blütenbodens und fand dabei Kurven, die der Venusbahn, geozentrisch gesehen, in acht Jahren entsprechen. Sternrhythmen können sich also als Baupläne von Pflanzen wiederfinden, man ist aber zunächst so vorsichtig, hier von Kongruenz und nicht ohne weiteres von Kausalität zu sprechen. Immerhin, es gibt anscheinend „Venuspflanzen“ auf der Erde und damit merkwürdige Formen kosmischer Verbundenheit. Wir rühren damit an Geheimnisse, die sich freilich den Rationalisten und Atheisten niemals erschließen. Spottend läßt Goethe den Mephisto sagen: „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben, sucht erst den Geist herauszutreiben!“

Es gilt aber, nach A. v. Humboldt, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Und so erweitert sich die Heimatkunde, und dies ist zugleich das höherführende Programm für die Heimatkundlichen Blätter, zu einer großen Schau, deren Fundamente das Wissen, deren Säulen die Wonnen des Erlebens und deren Bekrönung die beglückenden Einsichten in göttliche Weisheit sind.

gekommen war und nicht, wie er seiner Familie vorgetäuscht hatte, sich bald wieder entfernt, sondern wahrscheinlich irgendwo im Hause versteckt hatte, bis er glaubte, mit der Magd allein zu sein. Crusius fuhr ihn hart an: es sei gemein, nachts, wenn er schlafe und sein Haus für sorgsam geschlossenen halte, wieder öffnen zu lassen. Nicht minder schroff wandte er sich an seine Familie: „Das euch mit die frantzosen ankumen (der Teufel soll euch holen), das ihr also wider mich seit und mich alten betriegt.“ Im Wiederholungsfalle werde er beim Magistrat Anzeige erstatten. Der Magd aber erklärte er, sie habe doch erklärt, den Freier nicht nehmen zu wollen, habe ihn also glatt getäuscht. Wenn sie ihn wolle, so möge er dann und wann kommen, aber nicht bei Nacht.

Anderntags kam Crusius nochmals auf diesen nächtlichen Besuch zurück und ließ es an Zurechtweisungen nicht fehlen. Damit schien diese Angelegenheit für ihn erledigt. Dafür aber wuchsen seine Sorgen, die ihm seine Tochter und sein Schwiegersohn bereiteten. Sie hatten sich in dem Streit um die Herausgabe des Heiratsgutes in einen solchen Haß gegen den alten Mann hineingesteigert, daß sie entschlossen waren, aus dem Haus zu gehen. Sie nannten ihn nur den „Alten“ und hätten ihn gern tot gesehen. Apollonia versäumte nicht, diese und ähnliche Äußerungen dem „Vater“ zu hinterbringen und sich so in seine Gunst zu setzen, während sie andererseits Necker mit seiner Frau damit zu ihren Feinden machte. Die Folge davon war, daß die beiden jungen Leute auszogen und Crusius allein bei der Magd ließen.

Nun lastete auch auf Apollonia ein schwerer Druck, der ihr die Kehle schnürte und sie schließlich zwang, sich auf irgendeine Weise Luft zu machen. Und das geschah am 10. März 1601.

Als Crusius von der Prüfung von acht Kandidaten nach Hause kam, eröffnete ihm das Mädchen unter Tränen, daß sie heute von der Mutter ihres Bräutigams Bratholmäuß Sauter, eines Kübler-(Küfer)-Lehrlings, zu sich beschieden und ihr eröffnet worden sei, daß sie mit der Heirat nicht einverstanden sei. Was sie jetzt machen solle. Der Gelehrte riet ihr, zu der Frau zu gehen und ihr zu erklären, wenn sie die Heirat nicht wolle, so stehe auch sie davon ab. Die Frau war damit einverstanden und Apollonia gab dem jungen Mann das Handgeld — es waren ganze zwei Batzen — zurück. Crusius tadelte sie wegen ihres Leichtsinns. Sie versprach ihm, von nun ab mehr auf ihn zu hören. Allein, was das Mädchen hier vorgebracht hatte, war Theater.

Wenn Crusius bei dieser Gelegenheit, als er befürchten mußte, „auch seine treue Köchin“, eben diese Apollonia, zu verlieren, angesichts der Entfremdung mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn und nun dieser Heiratsgeschichte ausrief: „Herr verlaß mich alten schwachen, verlassen Menschen nicht“, so sollte er nur zu bald erfahren, daß auch die Tage der Seitzens-Appel in seinem Hause gezählt waren. Mit ihrer fabulösen Geschichte kann sie nur das eine bezweckt haben, anzudeuten, daß auch auf sie kein Verlaß sein könne, da sie ihre Rolle im Hause Crusius längst anderweitig verspielt hatte.

Schon am 5. Mai schreibt der Gelehrte in sein Tagebuch in griechischer Sprache (wir wollen die Worte sofort ins Deutsche übersetzen): „Heute nacht hat das Mädchen einen jungen Mann zu sich ins Haus gelassen. Der junge Mann — er heißt Bartholo. Sauter — ist aus meinem Haus geflohen, und ich habe seinen Hut und seine Halskette an mich genommen (damals trugen auch die Männer Schmuck). Weil das Mädchen das schon öfters getan hat, habe ich ihr gesagt, sie solle mir aus dem Hause gehen!“ Anderntags ließ er durch seinen Enkel Joh. Jacob die frühere Magd, das alte Deinlein aus

Die schöne Apollonia aus Bickelsberg

Ihr Abenteuer im Hause des berühmten Tübinger Professors Martin Crusius
Von Dr. J. Forderer, Tübingen

(Schluß)

Es fing harmlos an. In voller Eintracht hatte Crusius am 19. September 1600 seinen 74. Geburtstag mit seiner Familie, seinem Schwiegersohn Necker und dessen Frau Theodora, gefeiert. Auch Apollonia, die mit der Haustochter das Mahl Weißkrautsalat, Hammelbraten und Gebackenes zubereitet hatte, war unter den Festteilnehmern, zu denen noch fünf Magister vom Stift, der Sohn des Pfarrers Sigwart, der Organist der Tübinger Stiftskirche Reichard Magnon, der Student Reihing von Martinstift und ein Baccalaureus von der Burse als Diskantsänger gehörten. Es wurde acht- und vierstimmig gesungen. Crusius liebte nämlich Musik und schlug in der Kirche manchmal selbst die Orgel. In heiterer, von den drei Maß gereichten edlen Weins angewärmter Stimmung wurde der Nachmittag, der mit einem Tänzchen beschlossen wurde, verbracht. Theodora und Apollonia waren dabei die einzigen Partnerinnen.

Zwei Tage darauf mußte Crusius erfahren, daß es für seine Magd auch in der Tübinger Bürgerschaft Interessenten gab. In einem wüsten nächtlichen Auftritt verlangten zwei Weingärtner, der Schatzegörglin

und Bastle Lutz auf der Straße fluchend und randalierend Zutritt zur Seitzens-Appel und drohten im Falle der Weigerung, die Fenster einzuwerfen. Der Gelehrte wußte die beiden schließlich zur Vernunft zu bringen, hielt es aber doch für angebracht, sie anderntags beim Untervogt anzuzeigen.

Mehr überrascht aber dürfte er schon gewesen sein, als einen Monat darauf Apollonias Vater bei ihm vorsprach und ihm eröffnete, daß um seine Tochter der Bruder des Müllers im Mühlgraben (heutige Mühlstraße), der Witwer Langhans angehalten habe. Zuerst wollte es nicht recht klappen, da der Freier mit Rücksicht auf seine vielen Kinder eine Mitgift von 10 Gulden verlangte. Die konnte Appels Vater nicht aufbringen. Schließlich willigte der Heiratslustige ein, das Mädchen auch ohne Mitgift zu nehmen. Zwei Tage darauf erklärte Apollonia aber dem Gelehrten, sie werde ihn nicht heiraten, da sie befürchte, daß er sich zum Kriegsdienst melde.

Wie verhielt es sich aber in Wirklichkeit? Noch am Abend des gleichen Tages sah sich Crusius, der sich bereits zur Ruhe begeben hatte, gezwungen, wieder aufzustehen, da der Freier zu seiner Magd in die Wohnung

Pfäffingen, kommen und besprach mit ihr den Fall. Nur ihrer Vermittlung hatte es Appel zu verdanken, daß sie noch acht Tage bleiben durfte. Sie habe ihr unter Tränen geschworen, sagt Crusius, von dem jungen Mann unberührt zu sein.

Maga Crusius ihr geglaubt haben oder nicht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls zog er die Folgerungen und verpflichtete sich in der 50jährigen Witwe Katharina Pistorius, geborene Hefe, aus Eningen, wo ihr Mann Pfarrer war, eine andere Wirtschafterin, die bereits am 21. Mai gegen jährlich 8 Gulden und täglich ein halbes Maß Wein aufgezogen ist. Ihre Vorgängerin hatte nur 5½ Gulden pro Jahr.

Am 23. Mai vormittags 8 Uhr ist Apollonia aus dem Hause Crusius geschieden. Auch dabei hat sie wieder Theater gespielt. Crusius vermerkt nämlich diesmal in lateinischer Sprache, das Tagebuch ist nämlich in lateinischer, griechischer und zum kleineren Teil in deutscher, italienischer und französischer Sprache geschrieben: „Quam invita abiit! Sed conscientiae suae contraire non potuit“, d. h. wie ungern ist sie gegangen! Aber ihrem Gewissen konnte man nicht entgegentreten. Hat er geahnt, was das Mädchen bedrückte und ihr Gewissen belastete? Jedenfalls war er seiner Sache nicht sicher. Sonst hätte er ihr auf den Kopf zugesagt, was, ihm anzuvertrauen, ihr Scham und Unaufrichtigkeit verboten. Bereits am 29. Mai kam Crusius zu Ohren, das

Mädchen liege todkrank beim Bruder ihres erhofften Bräutigams Barth. Sauter, den er am 5. Mai in seinem Hause überrascht hatte. Allein Apollonia ist nicht gestorben. Am 16. August erschien der Verlobte im Hause des Crusius, um ihn zur Hochzeit mit der „ungetreuen Magd“, wie der Gelehrte schreibt, einzuladen. Das schlechte Gewissen hatte den Freier bewogen, zu diesem Besuch eine Zeit zu wählen, in der Crusius nicht zu Hause war.

Die Hochzeit fand am 25. August bei Mockel im „Goldenen Schaf“ (heutigen Lamm) statt. Crusius war selbst nicht erschienen, schickte aber durch seinen Enkel Johann Jacob der Magd 6 Batzen. Allein auch ihr Gespons (trudo) Bartholomäus Sauter sollte nicht leer ausgehen: er bekam seinen Hut und die Halskette wieder, die ihm Crusius bei der peinlichen Begegnung in seinem Haus abgenommen hatte. Offenbar gab dieser sich damit zufrieden; denn er ließ nicht eher vom Enkel des Gelehrten, bis er den vom Bräutigam ihm gereichten Becher Wein ausgetrunken hatte.

Einen Monat darauf, am 27. November, zieht Crusius den Schlußstrich unter das Kapitel „Seitzen-Appel — Kübler-Barthol.-Sauter“ mit folgendem lapidarem Satz: „Die Huren-Appel, quae fuit mea nequam ancilla: puerpera est!“ D. h.: Die Huren-Appel, meine einstige nichtsnutzige Magd, hat einem Buben das Leben geschenkt!

Forstmarken in gerader Linie von den Ebinger Bergen bis vor Pfulleshardt und den Gockeler setzen und bekannt machen, daß niemand mehr das Recht habe, innerhalb dieser Marksteine zu jagen. Später erweiterte der Herzog dem Fürsten sein Recht dahin, daß er in den jagdverdächtigen Gemeinden mit Forsthütern und Stadtsoldaten Haussuchungen vornehmen lassen durfte. Aber die Bürger der Bergdörfer ließen sich das Recht zur Ausübung der Jagd nicht so ohne weiteres rauben, sondern nützten die Jagd nunmehr gesellschaftsweise aus, um einander hilfreich beispringen zu können. Da ließ der Fürst Wildzäune vor dem Bremelhardt wie an anderen Wildwechselstellen bis unter das Zellerhorn anbringen und setzte an letzterem Ort noch einen Forstknecht in ein Häuschen auf den Steig, der das Wildtor öffnen und schließen mußte, wenn die Leute aus dem Schmiechatal auf die Märkte nach Hechingen gingen oder zurückkamen. Die Grenzwiese dort heißt heute noch Jäger- oder Schützenwiese.

Da nun den Klagen der oberen Orte um Wegschaffung der lästigen Wildzäune kein Gehör geschenkt wurde, öffneten sie durch Aushebung der Zaunlatten und stärkerer Schwartenstücke dem Wild den Weg ins Freie, oder sie rissen ganze Zaunstücke um, damit Wild und Menschen durchkommen konnten. Der Forstknecht auf dem „Steig“ haben selten ein ganzes Dach gehabt, immer wurden ihm die Platten zerworfen, zerschossen oder gestohlen. Auch Wagenladungen voll Bretter und Schwartenstücke, die zur Ausbesserung des Zaunes dienen sollten, wurden weggeführt. Wenn ein solcher Coup ausgeführt werden sollte, so umstellten etwa 10 Schützen das Haus des Forstknechts und luden ihn mit kräftigen Worten zum Herauskommen ein. Dieser wußte, daß Folgsamkeit der Tod sein würde und blieb zwischen den schützenden Mauern. Und in der Zeit trugen die mitgelaufenen Bauern die Bretter vor dem Hause samt den aufgeschichteten Ziegelplatten fort. Mit diesen Ziegelplatten deckte man gern die Hinterseite der Dächer. Sie waren etwas schmaler als ihre andern Schwestern, fast so lang wie die Biberschwänze und trugen auf der Rückseite den Namen Dürrwangen samt der Jahreszahl ihrer Herstellung.

Die Onstmettinger Freipirschler glaubten mit gutem Recht, ihre Pirsch in früherem Umfange ausüben zu dürfen, während die fürstlichen Forst- und Jagdhüter, die „Grünen“ genannt, jeden als Wilderer ansahen, der im hohenzollerischen Jagdgebiet angetroffen wurde.

Die Folgen waren unausbleiblich. In unseren Totenregistern aus jener Zeit ist zu lesen: „Den 25. Juli 1702 ist Johannes Keinath, ein junger Ehemann, begraben worden. Er wurde von den hohenzollerischen Jägern in der Freien Pirsch erschossen und ist also unschuldiger Weise ums Leben gekommen!“

Ein 1735 von fürstlichen Forsthütern auf der Jagd ertappter Onstmettinger Freipirschler wurde, da er sich in den fürstlichen Waldungen befand, auf einem lebenden Hirsch gebunden. Bei Bechtholdsweller, einem zwischen Hechingen und Bodelshausen gelegenen kleinen hohenzollerischen Dörfchen wurden Mann und Hirsch tot aufgefunden.

In den Totenregistern vom 22. Juli 1755 steht: „Martin Alber, ein scharfer Wildschütz und Glaser allhier, wurde im Forst von einem Jäger angeschossen. Da der Arm durchschossen war, trat Brand hinzu und in 14 Tagen starb er.“

Fortsetzung folgt.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 23 Onstmettingen

Sagen

Die Sage vom Linkenbolder ist heute noch in aller Munde. Darnach hat ein Sohn des Zollerngrafen Fritz, genannt der „Ötinger“ als er um seiner Forderung willen, ihm die anererbte Burg Hohenzollern wieder zu übergeben, von den Grafen auf den Burgen Zollern, Schalksburg und Ochsenberg verfolgt wurde, in der Linkenboldshöhle eine Zuflucht gefunden. Dort sammelte er eine verwegene Schar Räuber um sich und befandete und brandschatzte die Burgen seiner Feinde. Die Bauern der umliegenden Dörfer schonte er, da er ihres Beistands oder Einverständnisses sicher war. Einmal nun hatten sich seine Feinde gegen ihn zusammengetan und das schöne Burgfräulein Agnes von der Schalksburg, das ihm heimlich zugetan war, wollte ihn vor dem Überfall warnen. Weil sie in Männerrüstung war und sich nicht sofort zu erkennen gab, wurde sie von einem Wachtposten des Linkenbolders tödlich verwundet. Auf ihrem Grab wurde eine junge Buche gepflanzt die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer mächtig ausragenden Wasenbuche entwickelt hat und noch heute den Namen Fräuleinsbuche führt. Der Linkenbolder selbst wurde kurze Zeit später durch Verrat eines seiner Kumpanen vernichtend geschlagen und verlor sein Leben dabei.

In Dättling weist noch heute ein Gedenkstein den Ort, wo am 25. Juli 1702 ein Bauer Johannes Keinath, Vater von 12 Kindern, auf der freien Pirsch von einem „Grünen“, einem fürstlichen Forstknecht, erschossen wurde. Über einen Mann namens Feuer, angeblicher Pflegesohn des Erschossenen hat sich bis heute eine Sage erhalten. Darnach soll Feuer in der Mitte von Roschberg, am Steilabfall, dem sogenannten „Katzensteig“ nach dem „Grünen“ geschossen haben. Er soll ihn jedoch nicht tödlich getroffen haben. Feuer sei daraufhin zunächst in einem Loch 3 Tage lang versteckt worden und nach erfolgloser Suche durch die „Grünen“, verstärkt durch Hechinger Stadtsoldaten, entflohen. Eine andere Sage erzählt, daß etwa 1707 der Pflegesohn Feuer den „Grünen“ an derselben Stelle unter Dättling erschossen habe, an welcher sein Pflegevater von dem

„Grünen“ fiel. Von Stund an hörte man von dem Pflegesohn des Johannes Keinath nichts mehr. Endlich kam ein aus dem Polenkrieg zurückgekehrter Soldat und brachte von einem russischen Quartiergeber Grüße an die Barbierer-Luis. Daraufhin wurde die Vermutung rege, daß jener russische Bauer der verschwundene Feuer gewesen sei.

Die freie Pirsch war der Altbewohner altes freies Recht, das Ihnen auch beim Übergang von der Zollern- und Schalksburg herrschaft an Württemberg von Graf Eberhard dem Milde bestätigt wurde. Ein Teil der Gemarkung Onstmettingen gehörte zum hohenzollerischen Jagdgebiet. Die hiesigen Freipirschler bereiteten deshalb dem Oberamt große Verdrießlichkeiten, als sie das uralte Recht, auf der ganzen Gemarkung Onstmettingen jagen zu dürfen, behaupten wollten. Dieses Recht wurde ihnen von den Fürsten von Hohenzollern unter Beihilfe der württembergischen Herzöge streitig gemacht. Sie mußten deshalb unterliegen. Am 5. 11. 1596 verglichen sich der Herzog Ludwig von Württemberg und Graf Eitel Friedrich von Zollern unter anderem auch darüber, daß der Graf die Landstraße, genannt Ernststeig, zugeworfen und einen Wildzaun im Bremelhardt in württ. Gebiet, d. h. in die Onstmettinger Gemarkung, hinein gemacht hatte. Die Landstraße wurde wieder fahrbar gemacht, aber der Wildzaun blieb bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts bestehen.

Der Distrikt Bremelhardt mit den Dellen, Bernloch Schnaidt, Bronnenbühl und Pfulleshardt, samt den dazwischen liegenden kleineren Parzellen gehörte zur „Freien Pirsch“, auf welcher die Bürger von Onstmettingen das Recht zur Jagd hatten. Doch Herzog Ludwig von Württemberg (1568 bis 1593) hob die Freie Pirsch für kurze Zeit auf.

Als später eines Tages der Herzog Alexander von Württemberg (1733—1737) bei den Fürsten von Hechingen zur Jagd weilte, soll er abends gesagt haben: „Bruder, Du hast eine gute Jagd!“ Worauf jener erwiderte: „Sie wäre noch besser, wenn die freie Pirsch auf den Bergen droben nicht wäre“. Darauf entgegnete jener: „Ich habe nichts dagegen, wenn Du diese freie Pirsch zu Deiner Jagd schlägst“. Nun ließ der Fürst sogenannte

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Schillers Vater / Von Friedrich Sanner

Es ist ein Geschenk des Schicksals, der Vater eines Genies zu sein. Aber es kann auch eine Bürde sein. Der Weg aus der engen Herkömmlichkeit des Elternhauses zu den Höhen des Olymp ist oft gepflastert mit Konflikten, die wir Nachgeborenen, aus der Voreingenommenheit für das Genie, nur allzu leicht dem Unverständnis der Eltern zur Last zu legen bereit sind.

Auch Schillers Vater steht im Schatten seines großen Sohnes. Wäre Friedrich Schiller, dessen 200. Geburtstag wir in diesen Wochen begehen, nicht gewesen, wüßten wir vom Leben dieses bemerkenswerten Mannes nichts. Wenn es, wie heute oft humorvoll gesagt wird, ein charakteristisches Wesensmerkmal der Schwaben ist "zu schaffen, zu schaffen, zu sparen, ein Häusle zu bauen . . .", dann ist Schillers Vater geradezu der Prototyp des Schwaben. Daß er dem anfänglich überschäumenden dichterischen Temperament seines Sohnes mißtraute, muß man verstehen. Man ist dem allzu Genialischen im Ländle nie sehr hold gewesen. Vielleicht kommt diese geringe Geniegläubigkeit daher, daß man hierzulande an Genies nie Mangel hatte. Das im siebten Buch von Dichtung und Wahrheit stehende altersweise Wort Goethes, über einen andern Dichter gesprochen, mag wohl das ausdrücken, was Vater Schiller insgeheim bei seinem Sohn befürchtete: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

In zwei Bildern steht uns Schillers Vater Kaspar Schiller Auge in Auge gegenüber. Das eine zeigt ihn im Alter von etwa fünf- unddreißig, das andere im Alter von etwa siebzig Jahren. Das erste zeigt den befehlsgewohnten, keinen Widerspruch duldenden Mann, unter dessen „schneller Hitze“ und Heftigkeit namentlich die Mutter oft gelitten hat. Das zweite entspricht der Schilderung, die ein Besucher dem kranken Professor Friedrich Schiller 1791 nach Jena schickte: „Ihr Herr Vater hat einen wahren, ächten, biederen, teutschen Charakter, voll von Gütmütigkeit und ein Herz, das im stillen äußerst weich ist.“ Gar viele Ecken und Kanten hatte das Leben in der zwischen den Bildern liegenden Zeit dem für seine Umgebung nicht immer bequemem Mann abgeschliffen. Nicht jede Besserung ist Tugend, oft ist sie nur ein Werk der Zeit!“

Johann Kaspar Schiller stammte aus einer alten, schwäbischen Bauernfamilie. Seine Vorfahren saßen in Waiblingen, später in Bittenfeld, zwei Stunden von Marbach. Dort wurde Kaspar 1723 als das sechste von acht Kindern eines Bauern geboren, der zugleich Bäcker und Schultheiß war. Da der Junge begabt war, sollte er studieren und es wurde zu diesem Zweck ein Hauslehrer für den Lateinunterricht ins Haus genommen. Aber das Schicksal wollte es anders. Der Vater starb, als Kaspar zehn Jahre alt war und hinterließ die Familie „bei sehr mittelmäßigem Vermögen“. Der Traum vom Studieren war ausgeträumt. Der Bub mußte bei der Feldarbeit helfen. Weil seine Mutter sein Lernen nicht gern sah, versteckte er sich mit seiner Grammatik „hinter dem Holz“. So hat er's später seinen Kindern erzählt, um



Reproduktion: Foto-Schmid, Balingen

ihnen zu zeigen, wie viel leichter sie's im Leben hätten. Nicht einmal zur Ausbildung als Schreiber reichten die Mittel. Nach fünf Jahren endlich konnte Kaspar die Mutter bewegen, ihn wenigstens die Wundarzneikunst lernen zu lassen. Er kam in die Lehre zum Klosterbarbier von Denkendorf, wo damals der große Johann Albrecht Bengel, das Haupt der „schwäbischen Pietisten“ wirkte. Daß Kaspar „die verächtlichsten Arbeiten“ verrichten mußte, hinderte ihn nicht im Umgang mit den Klosterschülern das vergessene wenige Latein wieder aufzufrischen. Er hat zeitlebens seine zahlreichen schriftlichen Äußerungen gern damit verziert.

Dann führten ihn seine Wanderjahre in verschiedenen Stellungen als Barbiergehilfe im Land umher. 1745 war er in Nördlingen „in Kondition“. Da zog ein neu aufgestelltes Husarenregiment durch die Stadt, und Kaspar Schiller ließ sich als Feldscher anwerben. Er erlebte im Österreichischen Erbfolgekrieg in den Niederlanden abenteuerliche Jahre. Aufgeschlossen und lernbegierig erwirbt er sich mancherlei Lebenserfahrungen und Kenntnisse. Neben seinem Feldscherdienst ritt er „aus angeborenem Drang zur Tätigkeit mit den Wachtmeistern auf Unternehmung aus“. Die Beutegelder ergaben zusammen mit dem Ertrag von Extrakuren so viel, daß er 1749 den Abschied nehmen und mit eigenem Pferd und schönen Ersparnissen heimkehren konnte.

Der Sechszwanzigjährige quartierte sich im „Goldenen Löwen“ in Marbach, wo er eine Schwester verheiratet hatte, ein und hielt Ausschau nach einer Frau. Was lag näher als die Tochter des Wirts, die damals erst siebzehnjährige Dorothea Kodweiss zu wählen. Schon im Juli 1749 wurde geheiratet. Kaspar Schiller ließ sich als Chirurgus prüfen, wurde Bürger zu Marbach und betrieb die Wundarzneikunst mit schönem Erfolg. Die Ehe blieb zunächst kinderlos.

Da traten Verhältnisse ein, die Kaspar Schiller den Aufenthalt in Marbach verleideten. Sein Schwiegervater, der nebenher mit Grundstücken und Häusern handelte, machte Bankrott und Schiller wich der „Schande“, wie er den Zerfall des schwiegerelterlichen Besitzes nannte, aus und wurde wieder Soldat. 1753 trat er als Fourrier — eine Feldscherstelle war nicht frei — in das Herzoglich Württembergische Korps ein. Er sollte in diesem Dienste bleiben bis zu seinem Tode.

Zunächst machte er den Siebenjährigen Krieg mit, gegen Preußen, für Frankreich, von dem Herzog Karl Eugen Subsidien für die bereitzuhaltenden württembergischen Truppen erhielt. Es ist dies ein trauriges Kapitel württembergischer Geschichte. In „Kabale und Liebe“ hat der junge Schiller diesem schamlosen Soldatenverkauf ein Denkmal gesetzt. Der Herzog hatte die von Frankreich bezahlten Gelder längst verbraucht. Die Maitressen, die Tänzerinnen, Schauspieler und Architekten, die Lustschlösser, Marställe und Jagden, mit denen der württembergische Herzog den französischen Sonnenkönig nachzuahmen suchte, waren ihm wichtiger gewesen als die Soldaten und die Einhaltung des Truppenvertrags. Man mußte mit gewalttätigen Werbungen das Versäumte rasch nachholen. Mit dieser disziplinenlosen, gegen ihren Willen zum Militärdienst gepreßten Truppe zog der bald zum Lieutenant avancierte Kaspar Schiller in den Krieg. Die Erzählungen des Vaters mögen später auf den Sohn einen starken Eindruck gemacht haben, und manches mag in den farbigen Szenen des „Wallenstein“ seinen Niederschlag gefunden haben.

1763 wird Kaspar Schiller, inzwischen zum Hauptmann befördert, als Werbeoffizier in die Freie Reichsstadt Gmünd kommandiert. Er wohnt aus Ersparnisgründen in dem nächsten württembergischen Dorf Lorch. Sein Sohn Friedrich ist jetzt vier Jahre alt. Trotzdem es eine Zeit äußerster Einschränkung ist, der Herzog blieb mit dem Gehalt dauernd im Rückstand, war es eine glückliche Zeit für die Familie Schiller.

Ende 1766 wird Schiller nach Ludwigsburg in die Garnison zurückversetzt. Es beginnt wieder der Gamaschendienst. Da militärisch nichts los ist, verlegt sich Vater Schiller neben seinem Dienst auf die Obstbaumzucht. Hinter seiner Ludwigsburger Wohnung legt er in einem großen Garten eine Baumschule an. Das war, wie er bemerkte, die einzige landwirtschaftliche Betätigung, die ihm als Offizier erlaubt war. Wir müssen annehmen, daß diese Tätigkeit immerhin so viel Aufsehen erregte, daß der Hauptmann Schiller im Dezember 1775 als Leiter der herzoglichen Hofgärtnerei auf Schloß Solitude versetzt wurde. Mit dem Soldatenberuf war es jetzt aus. Das neue Amt gab dem schaffigen Mann die Möglichkeit, seine Kräfte sinnvoll zu gebrauchen. Mit Stolz hat Vater Schiller später immer wieder nachgewiesen, wieviele Zehntausende von Bäumen er dort aufgezogen und für das ganze Land geliefert hat. Er wurde der Begründer einer, man möchte sagen, modernen Obstbaumzucht, und wenn Württemberg heute das obstreichste Land Deutschlands ist, so geht das, jedenfalls zu

einem Teil, auf Friedrich Schillers Vater zurück. Als praktisch denkender Schwabe hatte er eine Verachtung für die exotischen Feigen- und Orangenbäume, für die kunstvoll geschnittenen Hecken und Zierbäume, die nach der Laune Karl Eugens auf der Solitude gepflanzt waren. Geradezu modern sind seine Ansichten, wenn er schreibt: „Pflanzen sind keine Pariser Hauben und lassen sich unmöglich in die Mode zwingen, sondern man sehe bei einer jeden Gegend sorgfältig nach, welche Gattungen Obst daselbst am liebsten, sichersten, schönsten und besten wachsen. Dieselben wähle man und wende seinen Fleiß daran.“ Württemberg war schon vorher ein obstreiches Land gewesen, und die Vorschrift, daß alle Landstraßen auf beiden Seiten in vorgeschriebenem Abstand mit Obstbäumen zu bepflanzen seien, war schon alt. Aber Kaspar Schiller war es zu verdanken, daß die „Sortenwut“, wie er es nannte, durch eine bewußte Auswahl von Luiken, Borsdorfern, Fleinern, Schafnasen und unter den Birnen die Geisshirtle, abgelöst wurde. Aber auch

literarischen Ehrgeiz besaß der eifrige Pomologe.

Nachdem er in seiner Ludwigsburger Zeit eine Schrift veröffentlicht hatte, „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg, aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier“, schrieb er jetzt einen Aufsatz „Gedanken über die Baumzucht im Großen“, den er im Manuskript an den Sohn nach Jena schickte mit der Bitte, ihn durchzusehen und stilistisch zu feilen. Durch Vermittlung des Sohnes erschien der Aufsatz ein Vierteljahr später bei Göschen in Leipzig. Aber die erhoffte Wirkung trat nicht ein. Nicht einmal die wegen der Übernahme einer weiteren, 40 000 Bäumchen umfassenden Baumschule von der herzoglichen Kammer erbetene Zulage zu dem schmalen Gehalt wurde ihm gewährt. Seine Eingabe wurde nicht einmal, was ihn am meisten kränkte, einer Antwort für wert gehalten. Trotzdem arbeitete er weiter. „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun“.

Fortsetzung folgt

Die Scherragrafschaft / Von Fritz Scheerer

Im 5. bis 8. Jahrhundert sind im alemannischen Raum die Grundlagen für den ganzen weiteren Verlauf der südwestdeutschen Landschaftsgeschichte geschaffen worden. Diese Entwicklung verläuft aber weitgehend im Dunkeln, da die zeitgenössischen Nachrichten sehr dürftig sind. Wir können uns daher nur eine Vorstellung darüber verschaffen, wie es gewesen sein kann. Trotzdem mögen im folgenden die wenigen vorhandenen Aussagen wie Dominosteine geordnet werden, damit wir ein Bild erhalten, das einen mehr oder weniger hohen Wahrscheinlichkeitsgrad erhält.

Wenn wir auch über die politische Organisation der Alemannen für das ganze Frühmittelalter von der Landnahmezeit bis zu den Karolingern wenig wissen, darf doch aus den verstreuten Nachrichten der Schluß gezogen werden, daß es im Laufe des 5. Jahrhunderts zum Zusammenschluß des ganzen Stammes gekommen ist, an dessen Spitze ein rex (König) als militärischer und politischer Führer stand. Unter den Königen erfolgte dann die große alemannische Expansion nach Osten, Westen und wohl auch nach Süden und Südwesten. Die Franken rheinaufwärts, die Alemannen rheinabwärts vorstoßend gerieten aufeinander. Genannt wird 496 eine Schlacht bei Zülpich, südlich Köln, aus der als Sieger der Merowingerkönig Chlodwig hervorging. Damit nahm die Eingliederung der Alemannen in das Merowingerreich ihren Anfang.

Darüber hinaus mußten die Alemannen nach ihrer Niederlage den nördlichen Teil ihres Landes an die Franken abtreten. Eine 536 gezogene strategische Linie, die vom Donon über die Hornisgrinde, den Engelberg und Asperg, über Markgröningen und Marbach, von da über die Wasserscheide zum Hohenberg bei Ellwangen und zum Hesselberg zum Fränkischen Jura ging, wurde nicht nur Staatsgrenze, sondern auch im 8. Jahrhundert Grenze zwischen den schwäbischen Bistümern Konstanz-Augsburg einerseits und den fränkischen Speyer-Würzburg andererseits. Die inneren Verhältnisse des Landes wurden zunächst kaum berührt. Die politische Macht und deren sitzmäßige Grundlage verblieb dem Königsgeschlecht, das aber auf den Königstitel verzichten mußte. Wir finden daher in der Folgezeit den dux (Herzog). Wie die Quellen weiterhin bezeugen, mußten die Alemannen jetzt unter ihrem Herzog Heeresfolge leisten und vielleicht noch einen jährlichen Tribut zahlen. Die Führung wurde dem bisher mächtigsten, angesehensten und daher führenden Geschlecht übertragen.

Die alemannischen Herzöge stützten sich auf das große Eigengut (Allodial) ihres Geschlechts. Von verschiedenen Forschern

wird der Herrschaftsmittelpunkt des Herzogshauses vor allem in dem Gebiet der Baaren am Oberlauf von Neckar und Donau (s. Heimatk. Blätter Juli 1959) und im Bodenseegebiet angenommen. Kirchliche Angelegenheiten wurden von ihnen im wesentlichen selbständig und autoritär geregelt. Durch den ausgedehnten Eigenbesitz standen ihnen jedoch große Machtmittel zur Verfügung. Diese reizten naturgemäß zur Beteiligung am großen Spiel der Politik. Herzog Leutfried ist so 588 in eine Verschwörung gegen den König verwickelt. In dem offenen Konflikt zwischen Burgund und dem fränkischen Ostreich (Austrasien) ist 605 der Alemannenherzog das ausschlaggebende Zünglein an der Waage. Das Selbstbewußtsein der Herzöge kommt vor allem während der Kämpfe mit den Hausmeiern deutlich zum Ausdruck, bis sogar Herzog Gottfried die Heeresfolge verweigert.

Vor allem im Alb- und Neckarraum entwickelte sich zu Beginn des 8. Jahrhunderts das Zentrum des alemannischen Widerstandes, der schließlich 746 durch das Gericht auf der Altenburg bei Cannstatt endgültig gebrochen wurde, indem „milia“ (?) alemannische Fürsten durch fränkische Soldaten niedergeschlagen wurden. Nun wurde unter Karl Martell und Pipin ganz Alemannien in den fränkischen Staat eingeschmolzen. Die innere Struktur wurde vollkommen geändert. Das Land wurde neu in Gaue eingeteilt und darüber als Beamte des Königs die Gaugrafen gesetzt. Der Graf war nicht allein Gerichtsbeamter, sondern war der Vertreter der fränkischen Regierungsgewalt überhaupt. Er hatte den Heerbann zu berufen und zu führen, er sorgte für Ruhe und Aufrechterhaltung der Ordnung, er war Steuer- und Polizeibeamter. Ihrer rechtlichen Stellung nach waren die Fürsten zwar Grafen geworden, aber Grafen des Königs. Es darf angenommen werden, daß die Frankenkönige die Grafen aus ihnen gehorsamen, angesehenen und wohlhabenden Edelfreien erwählten und daß die Grafschaft von Anfang an erblich war oder wurde. Wie bei jeder Statthalterschaft waren damit bedeutendes persönliches Einkommen verbunden. Ein ansehnlicher Teil des alemannischen Landes dürfte so nach dem Sturze des Herzogshauses in die Hände fränkischer Herren gekommen sein. Auf konfisziertem Gute wurden planmäßig befestigte Königshöfe angelegt (Rottweil usw).

Teilung der Bertoldsbar

Im Zuge der fränkischen Machtentwicklung wird nach der Regel „divide et impera“ die Bertoldsbar, die nach Jänichen schon im 6. und 7. Jahrhundert in der Hand eines

führenden Geschlechtes, der „Bertolde“, war, bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts in den Nagoldgau und die Baaren des Adalhard und Perihilo geteilt (s. Hk. Bl. Juli 59), die Adalhardbar kurz darauf in die vorzugsweise „Bar“ genannte Grafschaft und in die Albuinsbar, während die Perihilinsbar in die Grafschaft Scherra und die Hattenhunteri zerfiel. Im westlichen Teil der Baar amtierten 817 urkundlich nachweisbar 5 Grafen, vor 786 bzw. 775 nur 3: Gerold im Nagoldgau, Adalhard und Perihilo jeder in einem Teil seiner Baar, in der vorurkundlichen Zeit nur einer: Bertold. Wir stellen also eine große Unruhe und Bewegung in unserem Gebiet fest.

Das 8. Jahrhundert wird für den weiteren Verlauf der Geschichte unserer Heimat von einschneidender Bedeutung; denn die Baaren sind in eine Reihe von Grafschaftsbezirken nach dieser Zeit aufgelöst. Diese Zersplitterung ist die Folge der nach dem Sturz des Herzogtums von den Franken in Alemannien eingeführten Grafschaftsverfassung.

Ein Diplom Ludwig des Frommen von 817 nennt im Gebiet der Bertholdsbar die drei Grafen Hrudhar, Frumold und Caramann. Graf Caramann wird wiederholt zwischen 797 und 820, dann nochmals 834 erwähnt, so 803 bei der Verleihung von Gütern in Seedorf an Graf Berthold. Es dürfte wohl derselbe sein, der öfters im Reichenauer Verbrüderungsbuch genannt wird. Nach einer Zeugenaussage über St. Gallischen Besitz in Vilsingen (817) wäre er ein Verwandter der Bertoldssippe. Zwischen 838 und 850 treffen wir einen Zeugen Caramann (Caramann nach Wartmann I). Es dürfte sich um einen Scherragrafen handeln, wenn auch der Name Scherragrafschaft erst von 854 an bezeugt ist.

Pirihilo (770—786), der 786 als Zeuge bei der Schenkung des Grafen Gerold zeichnete (s. unten) treffen wir 785, als ein Anshelm an das Kloster St. Gallen „in locis et in villa Althaim (entweder abg. zwischen Nuslingen und Schörzingen oder die dörfliche Versiedlung der Stadt Schömberg) et Holzaim“ (Holzheim) eine Anzahl Wiesen, Äcker und einen Wald („in loci qui dicitur Laha“ — Wald Lachen zwischen Holzheim und Weilen u. d. Rinnen) schenkte (St. Galler Urkundenbuch). Die Urkunde ist in Schörzingen ausgestellt. Auch später ist Schörzingen als Ausstellungsort von Urkunden genannt, so 791 und 805. Jänichen nimmt daher an, das Schörzingen der Herrenhof des Pirihilo war (in „Baar und Huntari“). Nach 786 tritt Pirihilo in keiner Urkunde mehr auf.

Noch 786 kann Graf Gerold in Nagold, der Schwager Karl des Großen, dem Kloster St. Gallen seinen in 15 Gemeinden gelegenen Güterbesitz („in pago qui vocatur Perihilinspar“) vermachen (Dunningen, Eburinbach abg., Seedorf, Betra, Beuren, Isingen, Weildorf, Talhausen, Mühringen, Dietingen, Deilingen, Dormettingen, Bisingen, Hechingen, Wessingen). Die Eintragung der Orte in eine Karte würde beweisen, daß sich der Amtssprengel Gerolds über das Gebiet Scherra (s. unten), die Baar bei Oberndorf und den Nordteil der Bertoldsbar erstreckte. Zur Schenkung des Grafen Bertold 793 an das Kloster Reichenau gehörte die halbe „Mark“. (Keltesuils, Filisininga (Engelswies und Vilsingen bei Sigmaringen), Ebingen, Lautlingen, Pfeffingen, Tailfingen, Zillhausen, Laufen, Frommern, Waldstetten, Endingen, Heselwangen, Trichtingen, Maginhusir (wahrscheinlich nicht Margrethausen), Neckarburg, Dietingen, Gösslingen, Dormettingen usw.). Wir sehen hier, wie sich diese Orte mehr auf das Eyach-, Schmiecha- und Schlichemgebiet verteilen und einen geschlosseneren Besitz aufweisen. Die Geburtsstunde der Grafschaft Scherra muß gekommen sein. Sie kann um 800 auf ein kurzes Bestehen zurückblicken und hat seit der Zeit Caramanns feste Grenzen. Wie mögen diese Grenzen verlaufen sein?

Fortsetzung folgt

Der Feldzug des Jahres 1859 und seine Vorgeschichte

Der Anlaß zur Gründung des Internationalen Roten Kreuzes

Von Dr. Joseph Raffener

Am 24. Juni jährte sich zum hundertsten Male der Tag, an dem im Raume südlich des Gardasees zwischen den Flüssen Chiese und Mincio die blutige Schlacht von Solferino geschlagen wurde, die den Krieg des Jahres 1859 zwischen Österreich und dem mit Frankreich verbündeten Königreich Sardinien zu Ungunsten Österreichs entschied und Österreich um den Besitz der Lombardei brachte.

Die äußeren Umstände, unter denen Österreich in diesen Krieg gezogen wurde und hineinstolperte, müssen in jeder Hinsicht als höchst ungünstig bezeichnet werden. Österreich war weder außen- noch innenpolitisch, auch nicht militärisch und finanziell auf diesen Krieg vorbereitet.

Während das Königreich Sardinien in der Person des Grafen Camillo Cavour, der seine ganze Kraft in die Vorbereitung dieses Krieges setzte, einen außerordentlich begabten Staatsmann besaß, kann dies vom Grafen Karl Ferdinand von Buol-Schauenstein, der von 1852 bis 1859 österreichischer Außenminister war, nicht behauptet werden. Im Gegenteil, die unter dem verhängnisvollen Einfluß dieses Ministers vom jungen Kaiser Franz Joseph verfolgte Politik hatte dahin geführt, daß Österreich zu Beginn des Jahres 1859 völlig vereinsamt dastand, ja fast auf allen Seiten von Feinden umgeben war.

Österreich und Rußland

Ganz besonders hatte sich Österreich durch seine russenfeindliche und im übrigen unentschlossene Politik während des Krimkrieges den unversöhnlichen Haß Rußlands zugezogen, ohne den geringsten Dank der Westmächte (Großbritannien, Frankreich und Sardinien), denen diese antirussische Haltung zugutegekommen war, zu ernten.

Als der russische Zar Nikolaus I. im Jahre 1853 sich anschickte, russische Truppen in die damals unter türkischer Oberhoheit stehenden Fürstentümer Moldau und Walachei einrücken zu lassen, hatte er zu Franz Joseph den Wunsch geäußert, daß er dasselbe mit Serbien und der Herzegowina tue. Des Zaren Plan war die Befreiung der slawischen Balkanvölker vom türkischen Joch und er hielt es für selbstverständlich, daß sich Franz Joseph bei dieser Unternehmung voll und ganz auf seine Seite stellen würde, nicht zuletzt deshalb, weil Franz Joseph ihm zu Dank verpflichtet war, nachdem er, der Zar, im Jahre 1849, vom blutigen Kaiser Franz Joseph zu Hilfe gerufen, mit russischen Truppen in Ungarn einmarschiert, die ungarische Revolution niedergeschlagen und das unterworfenen Ungarn (nicht ohne Bitte um Milde für „die Verirrten“) Franz Joseph zu Füßen gelegt hatte. Obgleich sich der Zar zu weitgehenden Zugeständnissen (Teilung der eroberten Gebiete oder der Oberherrschaft über dieselben mit Österreich, Garantie des österreichischen Besitzstandes in Italien) bereit erklärte, verhielt sich Franz Joseph ablehnend, weil er den Machtzuwachs Rußlands fürchtete. Zwar waren der hohe Adel Österreichs und die führenden Generäle durchweg für ein Zusammengehen mit Rußland. Dem Rate des greisen Feldmarschalls Radetzky zufolge sollte Österreich Hand in Hand mit dem großen Nachbarn Rußland gehen, dessen Freundschaft nach seiner Ansicht für Österreich immer von viel größerer Bedeutung bleiben werde, als die irgendeinen Staates der Welt, zusammen mit Rußland die Teilung der Türkei vollziehen und die Südslawen durch ihre Befreiung für sich zu gewinnen.

Im Krimkrieg wurden die Weichen gestellt

Aber der junge Kaiser hörte mehr auf die Ratschläge seines Außenministers Buol, der

Österreich dazubringen wollte, an Seite der Westmächte — Napoleon und Palmerston hatten den Krimkrieg entfesselt — und der Türkei gegen Rußland in den Krieg zu ziehen. Franz Joseph scheute zwar vor diesem letzten Schritt zurück, aber er ließ sich trotz Warnung der Könige von Preußen und Sachsen von Buol überreden, die allgemeine Mobilisierung anzuordnen, dem Zaren ein Ultimatum zu stellen, in die von den Russen inzwischen wieder geräumten Fürstentümer einzurücken und überhaupt eine derartig drohende Haltung gegen Rußland einzunehmen, daß es der junge Zar Alexander zu Beginn des Jahres 1856 (Nikolaus I. war inzwischen gestorben) für klüger hielt, nachzugeben und mit seinen Feinden Frieden zu schließen.

Am Wiener Hof zeigte man sich über den erreichten Erfolg sehr zufrieden — war es doch gelungen, den Frieden zu retten und ohne Schwertstreich eine Machtausdehnung Rußlands zu verhindern. Aber diese zur Schau getragene Zufriedenheit war sachlich nicht gerechtfertigt. Im Krimkrieg waren nämlich die Weichen gestellt worden, die Österreich in die Kriege von 1859 und 1866 und letzten Endes in den Weltkrieg 1914 bis 1918 und zum Untergang der Monarchie führten.

Die hohen Kosten der Mobilisierung hatten die schlechte Finanzlage des Staates in noch viel größere Unordnung gebracht und, wenn auch die Truppen an Kampfhandlungen nicht teilgenommen hatten, waren doch große Menschenverluste infolge der bei der Armee ausgebrochenen und nach Österreich eingeschleppten Cholera zu beklagen.

Rußland schloß mit seinen Feinden Frieden und söhnte sich mit ihnen aus, nicht aber so mit Franz Joseph. Zwischen Rußland und Österreich hatte sich ein tiefer Abgrund aufgetan. Die Heilige Allianz, die 1815 zwischen Österreich, Rußland und Preußen zur Befestigung alter und ewiger Freundschaft geschlossen worden war, war

zerfallen, das russische Volk war von einem Nationalgefühl tiefen Hasses und von Herzen kommender Verachtung für Österreich erfaßt worden, einer Stimmung, die sich allmählich auch auf die außerhalb Rußlands lebenden slawischen Völker ausbreitete.

Die Haltung Preußens

Wenn Österreich für seine antirussische Haltung während des Krimkrieges wenigstens einen Dank von Seiten der Westmächte erfahren hätte! Aber dies war nicht der Fall. Sie zeigten Österreich die kalte Schulter und taten sogar entrüstet, weil Österreich nicht, wie sie gehofft und erwartet hatten, an ihrer Seite in den Krieg eingetreten war. Sie waren keineswegs geneigt anzuerkennen, daß Rußlands Niederlage mehr der Bedrohung durch Österreich, als ihren eigenen Waffenerfolgen zuzuschreiben war. In England und noch vielmehr in Frankreich fuhr man fort, die revolutionären Kreise in Ungarn und Italien und deren Emigranten zu unterstützen.

Auch die inneren Verhältnisse der Monarchie waren keinesfalls beruhigend. Die liberalen Kreise hatten den Absolutismus satt und strebten eine freiheitliche Gesetzgebung an. In Italien und Ungarn aber waren starke revolutionäre Kräfte am Werk, die Österreichs Herrschaft um jeden Preis abschütteln wollten. Auch in Galizien rummte es.

In Preußen aber freute man sich über diese Entwicklung, denn Preußens Ziel war es, Österreichs führende Stellung in Deutschland zu brechen und Preußens Vormacht an seine Stelle zu setzen. Wäre Österreich, wie es Buol gewollt hatte, an der Seite der Westmächte gegen Rußland in den Krieg getreten, dann hätte nach der Ansicht Bismarcks Preußen überraschend in das von Truppen entblößte Böhmen einrücken und zusammen mit Rußland Österreich niederwerfen sollen. Dazu war es allerdings nicht gekommen, aber Bismarck war dennoch mit dem Gang der Dinge zufrieden, denn Rußlands Haß gegen Österreich kam ihm für seine Pläne genau so gelegen, wie dieser Haß Cavour für seine Pläne gelegen kam.

Fortsetzung folgt

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 23 Onstmettingen

Aus verschiedenen Erlassen geht hervor, daß versucht wurde, die Wilderei einzudämmen, indem man den Angebern eine Belohnung zusicherte. Aber der durch Wildschaden geplagte Bauersmann ließ sich nicht ködern, sondern spielte mit den Schützen unter einer Decke. Hernach wurde bestimmt, ein mit einer Büchse bewaffneter Mann müsse 100 Schritte von der hohenzollerischen Grenze entfernt bleiben. Am 5. September 1769 kam aus Anlaß der Wildereiexzesse dreier Bürger von Winterlingen folgender allerhöchster Befehl ins Dorf: „Man solle auf die Freie Pirsch wieder beidigte Leute stellen, welche als Freie Pirsch-Beständer die Exerzierung der Freien Pirsch unternehmen und nichts von sich hören lassen, daß ein Exzeß bei ihnen vorgehe usw. Auch sollte jeder mit einem Pirsch-Paß versehen werden und selben immer bei sich führen“.

Die Grundsätze, von denen diese Leute beseelt waren, verliefen in anderem Sinne. Sie sagten sich, der Schöpfer hat das Wild für den Fürsten wie für den Bauern geschaffen; es nährt sich in Feld und Wald von dem Gut des Bauern, darum gehört es ihm. Die Fürsten haben als Gesetzgeber das Gesetz zuerst gebrochen, deshalb brauchen wir es auch nicht zu halten. Aus diesen Gründen trieben oben genannte Freipirschbeständer samt ihren Nachkommen das gefährliche Gewerbe heimlich unter Mithilfe der Bevölkerung fort.

Über die mißlichen Jagdverhältnisse zwischen dem fürstlich-Heching'schen Gebiet und den Bewohnern der angrenzenden württembergischen Orte gibt uns ein Schreiben Aufschluß, das am 14. Mai 1881 von der Fürstlichen Forstverwaltung an den Oberamtmann Lotter in Balingen gerichtet wurde. Dort steht zu lesen: „Wenn die Einwohner von Onstmettingen, Tailfingen und Winterlingen ihr Weidevieh nicht in die jungen Holzschläge treiben und das angebaute Fruchland außen herum abweiden lassen, so werden sie keinen Anlaß zu Beschwerden finden, zumal die Fruchtfelder jetzt im schönsten Flor stehen und daran kein Wildschaden zu bemerken ist. Auch die Gemeinde Zillhausen, die rings von der Freien Pirsch umgeben ist, wo also das Gewild jederzeit abgeschossen werden kann und wo die Saatzfelder ohne Ausnahme sehr schön stehen, hat sich der Beschwerde gegen unseren Forst angeschlossen. Daraus geht hervor, daß sich in den genannten Gemeinden eine heimliche Verbindung geschlossen hat, die vorgibt, der allgemeine Fruchtman gel sei dem Fürstlichen Forst mit seinem Gewild zuzuschreiben und damit will man auch die mutwilligen Ausschreitungen gegen dieses beschönigen. Bei uns wird alles Erdenkliche erschöpft, um Schaden abzuwenden, daher ist im oberen Forst fast alles Schwarzwild abgeschossen und das übrige wird so vermindert werden, daß keine Klagen mehr entstehen können. Aber die genannten Gemeinden sollten auch die erlaubten Mittel anwenden, um das Wild von

den eingesäten Fruchtfeldern abzuhalten. Zu diesen Mitteln gehört 1. das Verhängen der jungen Holzschläge, 2. der Ankauf bewährter Hunde im Beisein fürstlicher Forstdiener. Diesen Hunden sollten Prügel an die Hälsen gehängt werden und an Stellen, wo das Gewild auf die Saatfelder ausgetreten sei, sollten bewährte Leute diese Hunde loslassen, damit das Gewild durch Bellen vertrieben, aber nicht durch langes Jagen abgehetzt werden. Zum 3. dürften Leute von ehrbarem Wandel an Wildwechsellern oder auf Saatfeldern, wo sich das Wild zeige, mit Pistolen oder andern Puffern schießen, oder Lärmen, um es zu vertreiben. Aber diese Personen müßten die Schußwaffen von dem Forstpersonal untersuchen lassen, ob sie nicht scharf geladen sei und Schaden entstehe. 4. Müsse jedermann, der die Freie Pirsch ausübe, mit einem Pirsch-Paß versehen sein und dürfe sich nur 80 Schritte von der Grenze entfernt aufstellen. Sollte er innerhalb dieser 80 Schritte etwas schießen, so dürfe er es aufheben und mitnehmen.“ (Johs. Raster, Bilder aus der Heimatgeschichte Onstmettingens, Seite 103 ff.)

Das gruppenweise Jagen der Freipirschler nahm trotz aller dieser Verordnungen und Erlasse nicht ab. Unzählige Geschichten aus jener Zeit sind im Volk noch erhalten und beweisen, wie die Bevölkerung an den angestammten Rechten festhielt und sich durch nichts von denselben abbringen ließ.

Die Jägerei in Onstmettingen dauerte solange fort, bis dem Fürsten in Hechingen sein schöner Wildbestand ruiniert war. Die Onstmettinger Jäger wagten sich im Jahre 1848 sogar bis nach Gauselfingen hinüber, schossen zusammen, was ihnen vor die Flinte kam und brachten es auf Wagen heim.

Die Freie Pirsch hörte auf, als im Jahr 1849 eine landesgesetzliche Regelung die Aufhebung der Jagd auf fremdem Boden verfügte.

Nr. 24 Nusplingen

Bräuche

Am Vorabend des „Klosatags“ gehen jetzt noch „Klosa“ herum. Die Kinder beten und sagen Sprüchlein, z. B. „Santiklos, Butterfiedla, laß mr auh an Wecka liega!“ Der Nikolaus kommt insbesondere in die Kleinkinderschule, wo er Lebkuchen, Äpfel, Nüsse, Springerte austellt.

Am 2. Weihnachtsfeiertag holen die Kinder bei den Paten (Götte und Gotta) ihr Geschenk ab. Die schon Gefirmten holen das Geschenk auch beim „Firmgötte“ und der „Firmgotta“ ab. Am Stephanstag wird auch der „Letzeabend“ gehalten. Ledige Leute gehen in Nachbarshäuser und zu Bekannten und schmausen bis zum Morgen. Vorher findet meistens eine Theateraufführung statt, die gegen halb zehn Uhr beendet ist.

Der Haupttag der weihhächtlichen Bettel war früher der 31. Dezember, der deshalb „Betteltag“ hieß. Heute werden noch in allen Wirtschaften gebackene „Ringe“, große und kleine, herausgewürfelt („baascha“ genannt). Dabei zahlt jeder Teilnehmer 50 Pfennig. Es werden soviel Runden gemacht als Personen mitspielen.

An Silvester spielt die Musik auf dem „Haeraplatz“ (Herrenplatz, Marktplatz), wenn man aus der Kirche kommt. Um 12.00 Uhr werden die Glocken geläutet wie anderwärts. Früher gingen die Buben „ge dreikönega“ (am 8. 1.)

An der Fasnacht finden neuerdings auch „Kappenabende“ statt. Schmiecha-Zeitung vom 10. 2. 1951: „Zum erstenmal seit Jahrzehnten wurde in diesem Jahr wieder ein alter Nusplinger Fasnachtsbrauch aufgenommen, nämlich die Verbrennung des „Saukegels“. „Ein mit Stroh gedecktes und eingemachtes Gestell, ähnlich einem kleinen „Schopf“, enthielt den „Saukegel“. Dieser wurde in einem Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt und seine Hülle feierlich verbrannt. In Nusplingen wird berichtet,

daß diese Sitte nur damals im Jahre 1951 geübt wurde, seither nicht mehr.

Tuttlinger Heimatblätter, Heft 21, Jahrgang 1936, enthalten „Alte Sitten und Gebräuche vom oberen Heuberg“ von B. Leute, Tuttlingen (Verfasser lebt noch in Tuttlingen). Seite 10 heißt es: Die Fasnacht dauerte vom „Schmotzige Dorstig“ bis Dienstagabend vor Aschermittwoch. In dieser Zeit gingen die Schulkinder abends im Dorf herum „maschkern“. Sie waren in alte, lumpige Frauenkleider gehüllt, hatten selbstgemachte Larven vor dem Gesicht, berußte Hände oder eine Peitsche in der Hand. Es begann nun von den herumspringenden Kindern ein Rätselraten, wer unter der Verkleidung wohl stecke. Mit dem Ruf „Saukegel“ wurde die „Maschker“ geneckt. Wehe, wenn sie dann den Necker erwischte. Er wurde mit der Peitsche ordentlich durchgehauen oder eingerußelt. War der Angegriffene aber kräftig und mutig, „deckelte“ er die Maschker ab. Am schmotzigen Dorstig wurde der „Narrasoma“ gesät. An der Spitze des Narrenzuges ging eine Maschker und streute Spreuer. Auf einem Schlitten oder Wägelchen stak an einer senkrechten Stange ein Rad, auf dem zwei junge Leute saßen, die immer gedreht wurden. Hinten drein wurde von anderen Burschen, manchmal sogar in Roßkummet, eine Egge gezogen.

An Ostern gehen die Kinder auf die Wiesen zum „Eierschupfen“.

Maienstrecken ist noch üblich.

Am Palmsonntag werden wie in den anderen katholischen Orten „Palmen“ geweiht.

Fronleichnam findet wie anderwärts eine Prozession statt. Kleinere Kinder ziehen vornedraus und streuen Blumen auf den Weg. Böllerschüsse von der Hartsteige herab hallten um 5 Uhr morgens Tagwache. Drei weitere Schüsse ertönen während der Prozession bei jeder Station (beim Segensprechen, wenn die Teilnehmer niederknien). An der Fronleichnamprozession nimmt alles teil, was laufen kann. Das Dorf wird bekränzt.

Die Prozession kennt vier Stationen innerhalb des Ortes: 1. bei der Regelmühle, 2. im Oberdorf, 3. beim „Kreuz“, 4. bei der Kinderschule.

An Mariä Himmelfahrt Eschprozession. Ebenfalls vier Stationen, bei deren jeder ein Abschnitt aus jedem der vier Evangelien verlesen und der Wettersegen erteilt wird.

Die Prozessionen in der sogenannten „Bittwoche“ gingen früher nach Unter-

digisheim, Obernheim und auf die Steige zur Gottesackerkapelle, jetzt, seit 1933, infolge eines Verbots, nur noch 2 bis 3 km vor den Ortsrand. Unterwegs werden Rosenkränze und Litaneien gebetet.

Hochzeitsbräuche. Polterabend findet nicht mehr statt. Die Morgensuppe (Vorgang) hörte beim zweiten Weltkrieg auf. — Nach der Hochzeit „geht man mit der Braut“. Der Wirt geht vornedraus mit der „Sturmlaterne“. Bei dieser Heimbegleitung werden Lieder gesungen (Ich bin so gern daheim..., Wie's daheim war..., Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt...). Beim „Einzug“ ins Brauthaus gab es früher Freibier.

Sagen

Das Tannenfelsenträulein versagte einem Zigeunerweib während eines Gewitters den Schutz ihres Schlosses auf dem Tannenfels. Die Zigeunerin verfluchte die ungastliche Herrin. Das Schloß sank, von einem Blitzstrahl getroffen, in Schutt und Asche. Nun muß das Fräulein selbst ohne Herberge umherirren, und ladet die ihr begegnenden Wanderer ein, in ihren Mauern zu nächtigen.

Der Westerberghannes. Auf dem Westerberg, eine halbe Wegstunde von Nusplingen, stand früher ein einsamer Bauernhof, Hannes, der Besitzer, war in großer Not und rief mit dem sogenannten Christoffelgebet den Teufel herbei, der ihm 30 Jahre Glück und Reichtum gegen seine Seele verhielt. Ein Vertrag wurde unterzeichnet. Das Glück und der Reichtum kamen, aber nach 30 Jahren erschien der Teufel mit seinem Gesellen, beide als Jäger verkleidet, und sie nahmen den Hannes erbarmungslos mit fort in die Lüfte.

Obernheim war bis 1582 eine Filiale von Nusplingen ohne selbständige Gemeindeverwaltung. Erst in diesem Jahre wurde Obernheim selbständig. Die Grenzlinie wurde von den Gemeindevertretern bestimmt. Bei der Mittagsrast im Walde hielten es die Obernhemer mit dem Essen, die Nusplinger aber mehr mit dem Trinken. Und als diese gut angeheitert waren, wurde die Arbeit fortgesetzt. Die Grenzmarksteine wurden überall an die Abhänge hinausgesetzt, wodurch die Obernhemer mehrere schöne Waldungen in ihren Besitz brachten, die heute noch ein großes Gemeindevermögen bedeuten. Und so entstand der Obernhemer Wahlspruch:

S Essa ist dr Moaster,
aber s Trenka-n ist auh it nenz!

Schwäbische Spätzle

Vor langer Zeit wanderte ein junger Mann aus, um jenseits des großen Wassers sein Glück zu suchen. Er fand das Glück aber anfangs nicht und hatte es auch dann noch nicht erreicht, als seine Barschaft bereits nahe daran war, zur Neige zu gehen.

So schritt er denn eines Tages müßmutig durch die Straßen New Yorks und wünschte recht herzlich, daheim geblieben zu sein. Aber plötzlich hellte sich sein Gesicht auf: es waren eben zwei Herren an ihm vorübergegangen, und diese Herren hatten schwäbisch miteinander geredet. Der Auswanderer freute sich des trauten Klanges und konnte es nicht unterlassen, den beiden Herren nachzugehen. Und da hörte er denn unter anderem auch, daß der eine sagte, ihm gefalle es sehr gut in Amerika, nur möchte er ein einziges Mal auch wieder „Spätzle“ essen, die er in ganz New York nicht bekommen könne. Da faßte der junge Mann den Entschluß, das wenige Geld, das er noch hatte, in Mehl und Eier umzusetzen und an dem Hauptweg einer bald stattfindenden Ausstellung „echte schwäbische Spätzle“ anzubieten.

Und siehe da, der sonderbare Plan glückte.

Die Spätzle fanden erst kleinen, dann großen, dann reißenden Absatz. Und es dauerte auch nicht lange, so sah der Spätzleverkäufer auch die Herren kommen, die er einst belauscht hatte, und die konnten, als sie sein Schild mit der Aufschrift: „Echte schwäbische Spätzle“ sahen, nicht vorüber, ohne die Spätzle zu kosten. Im Laufe des Gesprächs meinte dann der Verkäufer, er sei den Herren dankbar, daß sie ihm zu seinem einträglichen Geschäft verholten hätten. Die Herren, erstaunt darüber, wollten wissen, wie er das meine. Da erzählte er ihnen seine kleine Geschichte, und sie freuten sich mit ihrem Landsmann über den glücklichen Zufall, der ihm zu einer Erwerbsquelle verholten.

Der Spätzleschwab aber gelangte in der Folgezeit zu Wohlstand, da auch die Amerikaner an dem Leibgericht der Schwaben Geschmack fanden.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Schillers Vater / Von Friedrich Sanner

(Schluß)

Der junge Schiller war auf der Solitude nicht mit seiner Familie zusammen. Einen Monat, ehe die Schillers auf die Solitude aufzogen, war die Hohe Karlsschule nach Stuttgart verlegt worden. Vielleicht war das ein Glück für Vater und Sohn, denn sicher hätte der strenge und ehrgeizige Hauptmann Schiller seinem Sohn das Leben nicht leicht gemacht. Vater und Sohn waren durch den Willen des Herzogs geradezu barbarisch streng voneinander geschieden. Ferientage gab es nicht, und der briefliche Verkehr mit den Eltern unterstand der Zensur. Wer die heimliche Absendung eines Briefes dem Intendanten zur Anzeige brachte, wurde, auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, mit einem Trinkgeld belohnt. Für einen Konflikt zwischen Vater und Sohn war kein Raum.

Zu Gegensätzen zwischen Vater und Sohn kam es erst als der Sohn, der Karlsschule entwachsen, als Regimentsmedikus in Stuttgart ein ziemlich flottes Leben führte. Ohne Wissen des Vaters, ja mit dem Risiko der Rache des Herzogs an den Seinen, floh der junge Schiller aus dem Lande und aus dem Machtbereich des Herzogs. Es mußte den Vater, der so hochfliegende Pläne mit dem Sohn hatte, tief bedrücken, daß dieser dann jahrelang als gescheiterter Flüchtling von Schulden und fremder Wohltat lebend, sich im Ausland aufhielt. Es mußte ihn demütigen, daß der Sohn in Stunden der größten Not den Vater um Hilfe anheben mußte. Damals hat der Vater Schiller seinem Sohn vorgeworfen, er sei durch eigene Schuld ins Unglück gekommen, und er finde aus eigener Schuld nicht heraus. Solche Anklagen eines enttäuschten Vaters sind menschlich verständlich und erzieherisch angebracht. Verstanden werden sie von der Jugend allerdings nur, wenn neben den Vorwürfen und Ermahnungen die tätige Hilfe steht. Vater Schiller hat es daran nicht fehlen lassen. Mit Geld, mit Bürgschaften, mit brieflichen Einflußnahmen und persönlichen Vorsprachen versuchte der Vater den Sohn den Weg zu ebnen. Erst viel später hatte Kaspar Schiller eingesehen, wie recht trotz allem der Sohn hatte, als er sein Glück rechtzeitig in der Fremde suchte, und wie er sich selber geirrt hatte, als er dem Sohn die geduldige Einordnung und den leidenden Gehorsam gepredigt hatte. Leidvolle Erfahrung, hatte den Vater inzwischen gelehrt, wie die Enge der Verhältnisse im Ländle und die Undankbarkeit seines Fürsten die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit bremsen mußte. Die Fähigkeit, Irrtümer zuzugeben, gehörte zu dem Besten am alten Schiller, und sie hat sicher dazu beigetragen, daß das Verhältnis zu dem so ganz anders gearteten Sohn so schön ausklang. In einem Brief an seine Schwester schreibt Friedrich Schiller 1780: „Ich habe das Glück vor vielen Tausenden, den besten Vater zu haben“. Kaspar Schiller hat die Bewährung als Vater bestanden.

Rührend ist es, die mancherlei Ratschläge zu lesen, mit denen Vater Schiller zeit seines Lebens nicht gespart hat. So warnte er den Sohn vor dem Kartenspiel, „da ein Mann

von solchen Gaben sich schände, wenn er mit solch kindischem Unterhalt seine Zeit verderbe“. Zwar gesteht er in einem Anflug von Großzügigkeit seinem Sohn zu, daß er sich von seiner „Kopfarbeit“ ab und zu erhole. „Aber! dergleichen Erholungstage mehrere als Beschäftigungstage zu machen, das wird wohl nicht angehen!“

Kaspar Schiller wäre kein nüchtern denkender Schwabe gewesen, wenn er sich nicht gesagt hätte, erheiratet ist so gut wie erschafft. Das sieht dann in die Form eines väterlichen Briefes gekleidet so aus: „Könntest Du nicht durch eine vorteilhafte Partie dein Derangement beheben? Das wäre in der Tat das Beste, wenn er eine vernünftige, tugendhafte und häusliche Frau hätte, und wenn er hernach derselben in ihren guten Anordnungen folgen würde...!“ Er wird sogar recht konkret, der besorgte Vater, wenn er zu hoffen glaubt, und dies seinem Fritz überdeutlich schreibt, daß die Demoselle Schwan in Mannheim, die Verlegers-tochter, „ihm keinen Korb geben würde“. „Schreib er doch einmal etwas über diesen Punkt!“ Mit Behagen schreibt der Vater seinem Sohn in diesem Zusammenhang, daß die Frau Hauptmann Vischerin, die Laura, die den 21jährigen jungen Schiller in Stuttgart zu den heißblütigsten Liebesgedichten, die es in unserer Literatur gibt, begeistert worden und befindet sich jetzt in Lustnau bei ihrem Herrn Schwager, dem dortigen Spezial. „Ob sie in der Hoffnung sei, wird bald versichert, bald wieder verneint!“ Man hört richtig die Genugtuung heraus, daß der Fritz von dieser „femme fatale“ so glimpflich losgekommen ist. Daß die Frau Vischerin in den Lauraoden in die Literatur eingehen würde, hat sicher weder sie selbst noch der Vater Schiller geahnt.

Selbst als Friedrich Schiller im Herbst 1793, elf Jahre nach seiner Flucht nach Mannheim, als Hofrat, Professor und weltberühmter Dichter auf Besuche in die schwäbische Heimat zurückkehrt, versäumt Kaspar Schiller nicht, seinen Herrn Sohn zur Sparsamkeit zu ermahnen. Als er hört, daß dieser für den Wein, den er in der Wirtschaft holen läßt, 32 Kreuzer bezahlen muß, bietet er sich sogleich an, einen ebenso guten, für 28 Kreuzer zu beschaffen. Und als er schließlich in Stuttgart ein Fäßlein Wein für den Sohn kauft, wählt er eine noch billigere Sorte, von der die Maß, vermutlich mit Mengenrabatt, nur 25 Kreuzer kostet. Wahrscheinlich war er auch darnach. „Und da wären doch des Monats gegen vier Gulden gespart, wenn dieser dem lieben Fritz schmecken sollte!“ Obwohl der alte Schiller von den damals geführten Verhandlungen seines Sohnes mit dem Verleger Cotta wußte, als deren Ergebnis sich Schiller einen Vorschuß von 260 sächsischen Reichstalern auszahlen ließ, fast so viel, wie der Vater als Hauptmann in einem Jahr verdiente.

Vater und Sohn haben sich nach diesem Besuch nicht mehr gesehen. Vater Schiller hatte nur noch etwas über zwei Jahre zu leben. Immerhin wurde ihm, dem fast 72-

Jährigen, nach 33jähriger Dienstzeit als Hauptmann, noch der Majorsrang verliehen. Das geschah allerdings erst nach dem Tode Herzog Karl Eugens, der dem Vater die Flucht des rebellischen Sohnes und vielleicht noch mehr dessen Berühmtheit wohl nie verzieh.

Am 7. September 1796 starb Kaspar Schiller. Sein Lebenswerk, die großen Baumschulen, die er auf der Solitude angelegt hat, haben ihn nicht lange überlebt. Der Park wurde „Der Natur ohne weitere Kultur überlassen“. Die von ihm so mühevoll angelegten Terrassen sind zerfallen. Der Wald, den er einst roden ließ, hat von der Landschaft wieder Besitz ergriffen. Was weiß der Besucher der Solitude heute noch von all diesem unbelohnten Bemühen? Wo einst glänzende Feste gefeiert wurden, wo in Anwesenheit ausländischer Gäste prunkvolle Schaujagden veranstaltet wurden, wo Kaspar Schiller in geradezu faustischem Drang immer mehr Land in Baumschulen verwandelte, gehen heute die Stuttgarter Sonntagswanderer spazieren. Und einmal im Jahr lärmen die Motoren des Solituderennens durch die stillen Wälder. Alles wandelt sich. Auch die Gräber Kaspar Schillers und seiner Tochter Nana, die bei der Kirche in Gerlingen beieinander liegen, sind nicht mehr aufzufinden. Umsomehr haben wir Veranlassung, Kaspar Schiller am 200. Geburtstag seines Sohnes zu gedenken. Er verdient Beachtung, nicht nur als Vater des größten schwäbischen Dichters, sondern als ein Mann, der ein Leben lang an sich selbst gearbeitet hat, ohne viel äußere Anerkennung zu finden. Es liegt eine stille Tragik über diesem immer strebenden Bemühen. „Im Frieden und im Kriege, in Ost und West, wo der Zufall mich hinführte — immer hatte ich Mangel an Gelegenheit, Mangel an Hilfsmitteln, Mangel an Freunden und an guter Gesellschaft“ schreibt der 70-Jährige.

Und doch: seine Erfüllung fand dieses Leben in dem Höhenflug des Sohnes, der auch den Vater vor der Vergessenheit bewahrt hat. Daß Kaspar Schiller diese Lebenserfüllung selbst so empfunden und tröstlich erkannt hat, geht aus den Worten hervor, die er seiner Schrift über die Baumzucht vorangestellt hat. Er schreibt da: „Du Wesen aller Wesen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistes Stärke zulegen mögest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört. Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest!“

Der Sohn hat diese Sätze vor der Veröffentlichung bescheidenweise aus dem Aufsatz entfernt. Aber er sie voller Achtung vor dem Vater aufbewahrt.

Aus Schillers Prosa-Schriften

Die Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, alles außer dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichtum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemütern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armut fiel die Vergleichung der Glücksum-

stände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitztümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwehrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigentümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegenstießen, desto fester mußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats; alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: „Erzähle, Wanderer, wenn du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind.“

Man muß also eingestehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter sein kann, als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, notwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr großen Irrtums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden! Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eignen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wonach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte die im Menschen liegen, sich

entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme, sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswert sind, in sofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, in sofern sie Fortschreitung der Kultur befördern, oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Maßstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft sein, wie wir den Lykurgischen Staat beurteilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stößt

und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt, als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verleugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Cajus Marcius Coriolanus in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur vom Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörender Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertötet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Wert haben kann.

Kann etwas widersprechender sein, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben, als diese? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschreitung hemmte.

Die Scherragrafschaft / Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

Grenzen der Scherragrafschaft

In Nusplingen wird 842 eine Schenkung an das Kloster St. Gallen gemacht. Ein gewisser Salomon und seine Mutter Meginrada schenken all ihren Besitz zu Frunstet (Frohnstetten) und Wintarfulinga (Winterlingen) dem Kloster (Württ. Urkundenbuch I, 122). Der zuständige Scherragraf ist Albuin (842—851). 843 (Decker-Hauff datiert die Urkunde auf 854) schenkt Graf Adalhard, der ausgedehnte Besitzungen in Alemannien und Francien hat, der Kirche der heiligen Verena zu Burg in Scherra seine proprietas (Besitzungen) in Alemannien („in loco qui vocatur Burc et in pago qui vocatur Scerra“, St. Galler Urkundenbuch II, 386). Er nimmt dabei nur 30 noch zu bestimmende Hörige, weiter einige Hufen in genannten Orten aus (Schörzingen, Reichenbach, Trossingen, Mühlheim, Meßstetten 5 Hufen, Storzigen, Ebingen 7 Hufen). Die so bereicherte Kirche, vielleicht seine Eigenkirche, mit ihren Reliquienschatzen und allem, was er ihr früher und jetzt geschenkt hat, überträgt er an St. Gallen, um sie sofort wieder als Lehen zu bekommen. Die Stiftung bezeichnet er als Seelgerät für König Ludwig (den Deutschen), für sich selbst, seinen Vater und seine Mutter, seine Gattin und seine Söhne und Töchter. Die Urkunde wurde in Burg, das bei Straßberg an der Römerstraße und schon im 9. Jahrhundert Adelsitz ist, ausgestellt. In dieser bemerkenswerten Schenkung Adalhards ist Liutolt comes (Graf) ge-

nannt. Auch 861 Schenkung des Plionunc (Sohn eines Frankenfürsten) in Fridingen, Buchheim und Purron (Beuron oder Beuren) in Scherrun, W. U. B. I., 117 wird er erwähnt, so daß anzunehmen ist, daß sein gräflicher Wirkungsbereich Scherrun war. Sein Nachfolger war Graf Cozbert (864 bis [871?]), der im Jahre 864 in 2 St. Galler Urkunden, die den abgegangenen Scherraweiler Pettenweiler auf der Hochfläche zwischen Nusplingen und Unterdigisheim betreffen, im Eschatokoll genannt wird.

Von 874 bis 889 hat ein Adalbert einen Comitatus (Grafschaftsbezirk) inne, der im Jahre 875 geradezu Scherra hieß („Adalbertus comes, in suo comitatu, qui dicitur Scherra“). Adalbert ist als Graf auch im Thurgau, Zürichgau, Albau, in der Baar nach dem Tode Lothars I. (855) genannt und erstmals 874 in Scherra. Es muß ein mächtiger Graf gewesen sein, der auch Rheinau am Bodensee begünstigte und italienischen Besitz erwarb.

1064 werden Dotternhausen, Dürrwangen, Burgfelden, Ebingen, Tailfingen und Onstmettingen „in comitatu Rudolphi et in pago Scerron“, Anfang des 13. Jahrhunderts Truchteltingen, Frommern, Vilsingen und Margrethausen in Scherrun gelegen bezeichnet. 1380 heißt es von Obernheim auf der Scheer.

In der Grenzbeschreibung des Hohenberger Forstes, einer Handschrift auf Papier von dem Ende des 14. Jahrhunderts, wird als Grenze angegeben: „off der Scher“:

leitung nach offenes Gelände bezeichnete im Gegensatz zu Wald, Gebirge usw. und dürfte erst später auch die Bedeutung Grafschaftsbezirk erhalten haben. Es ergeben sich dadurch bei den Landstrichen (Gauen) aus den auf natürlichen Verhältnissen beruhenden Cuntzenberg, Lupfen, Trossingen, Täbingen, Dormettingen, Erzingen, Engstlatt, alte Zollerstaig, Killertal, Burladingen, Vehla, Inzigkofen, Emmingen (Mon. Hohenbergica). Als in Scherra gelegen werden genannt: Storzinger, Stetten, Nusplingen, Vilsingen, Hausen, Beuron, Fridingen, Mühlheim, Trossingen, Schörzingen, Reichenbach, Meßstetten, Ebgingen, Truchteltingen, Frommern. Der Hohenberger Graf Albrecht II. spricht 1283 von Stetten (am kalten Markt) „super Scherra“ seiner Stadt. Nachdem wir die Orte in irgend einer Urkunde nachgewiesen haben, dürften die Grenzen der Scherragrafschaft einigermaßen festliegen (s. Karte).



Zusammenfassend stellen wir fest: Die neuerliche Unterwerfung der Alemannen durch den Hausmaier Karlmann im Jahr 746 brachte bis um 800 die Umgestaltung aller Bezirke in fränkische Grafschaften. 875 wird Scherra, 880 die Bara als Komitate erwähnt. Auf der Karte betrachtet ist Scherra fast ein rechteckiger Block. Die östliche Grenze legt sich so ziemlich an die Römerstraße von Laiz nach Burladingen an und auch im Westen ist die Römerstraße Lautlingen — Häsenbühl — Rottweil zwischen Endingen und Täbingen Grenze. Die Grafschaft muß kurz vor 800 entstanden sein, da von 770 bis 797 in diesem Gebiet eine andere Einteilung vorhanden war.

Scherra-Gau oder Scherra-Grafschaft?

Der Name Scherra wird größtenteils mit den Felsen in Verbindung gebracht. Scherra beruht auf althochdeutsch scerra — schroffer Fels — und lebt fort im Landstrichnamen „auf der Scheer“ (vergl. das norwegische Schären). Nach einer Urkunde von 1092 (Stiftungsgeschichte des Klosters St. Georgen) hat diese Mannschaft von den vielen Bergen und Felszacken ihren Namen. Es dürfte sich also um eine Eigentümlichkeit der Landschaft handeln (Felsen des Schmiecha- und Donautales, Balingen Berge). Anknüpfung an Naturgegebenheiten der einzelnen Landstriche finden wir auch in Filder (Felder) und Swerzza an der unteren Großen Lauter (nimmt wohl Bezug auf die schwarzerdigen Böden der Alb).

Die Baaren wurden größtenteils im Zusammenhang mit einem Personennamen genannt (Bertoldsbar [741], Adalhardbar [763], Albuinsbar, Focholtsbar). Die Huntaren, so die Hattenhuntare im Steinlachgebiet um Dußlingen-Mössingen und um Hechingen (776—888 genannt) dürften ebenfalls auf einen Personennamen zurückgehen, während die Huntaren der mittleren Alb (Munigisines- (Münsingen), Munteriheshuntare (Munderkingen) auf Ortsnamen

zurückgehen, die in ihrem Mittelpunkt vorkommen. Ähnliche Verhältnisse haben wir bei Gaunamen (Neckar-, Brenz-, Nagold-, Burichinga-Gau). Als volkstümliche Bezeichnung der Landschaftsräume bot sich in Schwaben vor allem andern in der Frühzeit das Sachwort Gau, ahd. gouwi, das nach Bohnenberger seiner wahrscheinlichen Heräumen höchst verschiedene Maße. Bei den Grafschaften, wie auch bei den Huntaren handelt es sich aber um herrschaftliche Einteilungen der Volksgenossen, sowie ihrer Siedlungen.

Sehen wir nun Scherra an, so fällt uns die schon oben erwähnte fast rechteckige Form des Gebietes auf, sodaß es sich, wie Jänichen betont, nicht um einen Gau handeln kann. Die Form Scherragowe tritt auch nie urkundlich auf. Wenn Scherra aus einem Gau entstanden wäre, so dürfte nie die regelmäßige Gestalt vorhanden sein. „Der Block muß von Anfang an mit Grafschaftsrechten ausgestattet sein“ (Jänichen). Hinzu kommt die erst späte Erwähnung von Scherra (875).

Auch die Baar wird 880 als Komitate (Grafschaftsbezirk) erwähnt. Es ist deshalb nicht berechtigt von einem Scherragau zu sprechen.

In der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts beginnt man die Grafschaften, im Gegensatz zu der bis dahin üblichen Bezeichnung nach den Grafen, mit Namen, die von der Landschaft abgeleitet sind, zu nennen. Die Grafschaft braucht sich daher nicht mehr mit dem Gau zu decken. Daraus ist erklärlich, daß es Orte gibt, die in ihrer Lage verschiedenen bezeichnet werden. So wird Wurmlingen (Kreis Tuttlingen) 874 in „pagellus Peraholttespara“ und zugleich „in comitatu Adalperto comite“ gelegen genannt (W. U. B. 581). Der Grafschaftsbezirk ist aber der 875 genannte Komitat Scherra. Diese doppelte Benennung ist auch ein Beweis dafür, daß die Scherragrafschaft einen Teil der alten Bertoldsbar umfaßte, und daß wir die Kenntnis der Gliederungen vornehmlich den Ortsbestimmungen verdanken.

(Schluß folgt!)

Der Feldzug des Jahres 1859 und seine Vorgeschichte

Der Anlaß zur Gründung des Internationalen Roten Kreuzes

Von Dr. Joseph Raffener

Schluß

Kriegsvorbereitungen Frankreichs und Sardiniens

Im Juli 1858 trafen sich Napoleon III. und Cavour zu einer geheimen Unterredung im Vogesenbad Plombières in Frankreich. Dort sagte Napoleon zu Cavour, daß er sich entschlossen habe, Sardinien in einem Krieg gegen Österreich zur Befreiung der italienischen Gebiete mit aller Kraft zu unterstützen, dies aber nur unter der Bedingung, daß nicht Frankreich und Sardinien die Angreifer seien, sondern daß Österreich angreife, damit der Krieg vor der öffentlichen Meinung Frankreichs und Europas gerechtfertigt erscheine. Wenn es der Ausgang des Krieges gestatte, sollte Frankreich als Lohn Savoyen und Nizza erhalten. Über diese Abmachung kam es einige Monate später im Dezember 1858 zu einem förmlichen Geheimvertrag zwischen Napoleon und dem König von Sardinien. Durch eine heftige Pressekampagne in Italien und Frankreich sollte dafür gesorgt werden, daß Österreich zuerst angreife.

Die Kriegsvorbereitungen in Sardinien und in Frankreich konnte natürlich den Österreichern nicht verborgen bleiben und so entschloß man sich, Anfang Jänner 1859 ein weiteres Armeekorps nach Italien zu schicken. In Wien aber verlangte der österreichische Generalstabschef Feldzeugmeister Ritter von Heß sofortige umfassende Rüstungen. Auch der Oberkommandierende in Italien Gyulai ersuchte um weitere Verstärkung seiner Armee. Buol widerspricht. Er glaubt nicht an eine unmittelbare Kriegsgefahr. Sardinien habe kein Geld und auch keine Begeisterung für einen Waffengang und auch in Frankreich wäre ein solcher nicht volkstümlich. Er redet sogar von der Möglichkeit eines Sturzes Cavour's. Wiederum gibt der Kaiser ihm nach und so vergehen die ersten Monate des Jahres 1859 ohne daß etwas Entscheidendes gegen die herausfordernde Haltung Sardiniens und Frankreichs geschieht.

Im April aber wird der Kaiser plötzlich energisch: Sardinien solle aufgefordert werden, seine Armee sofort auf Friedensfuß zu setzen und seine Freikorps zu entlassen. Andernfalls würde Österreich präventiv gegen Sardinien vorgehen. Die Generäle warnen: man könne nicht ein Ultimatum stellen, bevor nicht die Rüstungen für einen großen Krieg beendet wären. Auch mußte man wissen, wie sich Rußland und Preußen zu verhalten gedenken. Buol meinte, es

wäre undenkbar, daß Preußen, wenn es zu einem Krieg mit Frankreich käme, nicht mit Österreich gehe.

Österreich geht in Napoleons Falle

Um sich über die Absichten dieser beiden Großmächte zu vergewissern und den Zaren womöglich zu besänftigen, wurden der Erzherzog Albrecht nach Berlin und Graf Károly nach Petersburg gesandt. Dort wurde der letztere vom Zaren zuerst überhaupt nicht empfangen und dann vor dem versammelten diplomatischen Korps so wegwerfend behandelt, daß er seinem Kaiser berichten mußte, daß eine Versöhnung mit dem Zaren aussichtslos wäre. Auch Erzherzog Albrecht erhielt in Berlin keine Antwort auf die Frage, wie sich Preußen verhalten würde, wenn Österreich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt wird. Der Prinzregent Wilhelm sagte ihm nur, daß er von einem Ultimatum an Sardinien abmahne.

Noch bevor die Abgesandten aus Berlin und Petersburg zurückkamen, hatte Franz Joseph am 19. April über Anraten Buols und gegen den Rat der Generäle den verhängnisvollen Befehl zur sofortigen Absendung eines auf drei Tage befristeten Ultimatum's an das Turiner Kabinett erteilt. Da Cavour's Antwort auf das Ultimatum nach einstimmiger Ansicht der am 27. April zusammengetretenen Ministerkonferenz unbefriedigend war, gab der Kaiser noch am selben Tage dem Oberbefehlshaber in Italien Grafen Gyulai den telegraphischen Befehl, gegen Sardinien die Offensive zu ergreifen. Zugleich wurde die allgemeine Mobilisierung angeordnet. Vergebens hatte noch in letzter Stunde Englands Vertreter vor diesem Schritt gewarnt. So war also die Bedingung erfüllt worden, die Napoleon für Frankreich's Eintritt in den Krieg gestellt hatte.

Der unfähige General Gyulai

Nun sollten die Waffen sprechen. Österreich's siegreicher Feldherr Radetzky war seit Anfang 1858 tot. Sein Nachfolger, Feldzeugmeister Graf Franz Gyulai zeigte sich der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Gyulai war ein Günstling des Kaiserhauses und des Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Grüne, gewesen und hatte es letzterem zu verdanken, daß ihm das Oberkommando in Italien verliehen worden war. Er hatte in Friedenszeiten gerne den ehrenvollen Posten eingenommen, den vor ihm Radetzky innegehabt hatte, aber als die

Wetterzeichen des bevorstehenden Krieges immer drohender wurden, sandte er eine Denkschrift an seinen Freund und Generaladjutanten des Kaisers, in der er ohne Rückhalt erklärte, daß er sich nicht für fähig halte, einen Feldzug gegen die Frankosarden zu befehlen. Trotzdem wurde er im Oberkommando belassen.

Gyulai überschritt also über kaiserlichen Befehl am 30. April 1859 den Ticino und am 4. Mai den Po, aber statt sich sofort mit aller Macht gegen Turin zu wenden und auf die sardinischen Truppen zu werfen, noch ehe sich diese mit den einrückenden Franzosen vereinigt hatten, blieb er untätig stehen. So konnten sich die französischen und sardinischen Truppen mehr oder weniger ungestört vereinigen. Nun ergriffen sie die Offensive, überwältigten die schwachen, über den Po gegangenen österreichischen Kräfte bei Montebello am 20. Mai und gingen entschlossen gegen die österreichische Hauptkraft vor, die sich inzwischen wieder über den Ticino zurückgezogen hatte. Am 4. Juni griff die von einem piemontesischen Korps unterstützte Hauptmacht der Franzosen bei Magenta mit 48 000 Mann die an Fußvolk, Reiterei und Geschützen stärkere österreichische Armee an, aber wiederum beschließt Gyulai, durch die falsche Meldung über ein angebliches Versagen der Truppen erschreckt, den Rückzug in Richtung Lodi und hinter die Adda, und so wurde die ganze Lombardei geräumt. Am 8. Juni zogen Napoleon III und Viktor Emanuel in Mailand ein.

Späte Entlassung von Buol und Gyulai

Bereits am 12. Mai hatte der Kaiser in Wien, nachdem er eingesehen hatte, in welcher katastrophalen Lage Österreich durch die Buol'sche Politik geführt worden war, diesen unglückseligen Außenminister entlassen.

Anfang Juni erschien der Kaiser auf dem Kriegsschauplatz in Italien und mußte zu seinem Schrecken und Schmerz die traurige Feststellung machen, daß auch die militärische Führung vollständig versagte.

Und so wurde am 18. Juni 1859 (kaum eine Woche vor der Schlacht von Solferino) der Oberkommandierende Graf Gyulai aus Gesundheitsrücksichten verabschiedet. Kaiser Franz Joseph übernahm nun selbst den Oberbefehl und erwählte sich, weil ihm die nötige militärische Vorbildung fehlte, den 71jährigen Feldzeugmeister Heß zu seinem militärischen Berater.

Heß wollte zuerst hinter den Mincio zurückgehen, war aber später der Ansicht, daß es besser wäre, nicht so weit zurückzugehen, sondern hinter dem Chiesefluß stehen zu bleiben, und so wurde wieder der Vormarsch anbefohlen. Durch dieses Hin und Her entstand eine Unsicherheit, die neben der allgemeinen Konfusion und Unordnung wesentlich zum unglücklichen Ausgang der Schlacht beitrug, welche die österreichische Armee am 24. Juni bei Solferino mit dem hart nachdrängenden und zum Angriff übergehenden Feinde zu bestehen hatte.

Die Schlacht bei Solferino

Franz Joseph verfolgte von einer Anhöhe aus den Verlauf der Schlacht. Es war eine außerordentlich blutige Schlacht, die von beiden Seiten mit größter Erbitterung und hauptsächlich im Bajonettkampf gekämpft wurde. Mehr als 25 000 Mann blieben auf dem Schlachtfeld. Nur der rechte Flügel, der von Feldmarschalleutnant von Benedek befehligt wurde, hielt dem feindlichen Ansturm siegreich stand, doch das Zentrum und der linke Flügel wurden trotz tapferster Gegenwehr vom übermächtigen Feind zersprengt und geschlagen und mußten unter schweren Verlusten an Mann und Material bei einem fürchterlichen Gewitter, das

am Nachmittag über dem Schlachtfeld niederging, hinter den Mincio zurückgehen. So blieb auch dem siegreichen Benedek nichts anderes übrig, als sich der allgemeinen Rückzugsbewegung anzuschließen.

Die oberste Führung sowie die Versorgung der Truppe mit Munition und Verpflegung hatten auf österreichischer Seite vollständig versagt. Ein Divisionskommandant berichtete nach der Schlacht, daß seine Truppen, als sie ins Feuer gingen, seit 24 Stunden nichts gegessen und seit drei Tagen kein Brot mehr erhalten hatten. Trotz dieser widrigen Umstände kämpften die österreichischen Soldaten mit großer Tapferkeit, was von allen, auch von Napoleon, anerkannt werden mußte. Aber die Entmutigung ob der erlittenen Niederlage war groß und der Kaiser selbst war von den Schreckensszenen, die er auf dem Schlachtfeld erlebt hatte, zutiefst erschüttert. Aber er hatte die Hoffnung, daß Preußen und Deutschland ihm doch noch helfen werden, noch immer nicht aufgegeben und so lange wollte er auch nicht an Verhandlungen mit dem Feinde denken.

Der Waffenstillstand von Villafranca

Tatsächlich hatte inzwischen auch Preußen zu rüsten begonnen, aber gegen wen? Gegen Frankreich oder gegen Österreich? Der von Franz Joseph nach Berlin entsandte Fürst Windisch-Grätz vermochte nicht dort eine klare und bestimmte Stellungnahme zu erreichen. Man hörte von Umtrieben in Deutschland gegen Österreich für eine Wahl des preußischen Königs zum deutschen Kaiser. Doch Preußens Rüstungen erschreckten auch Napoleon und machten ihn für Frankreichs Grenzen gegen Deutschland besorgt. Aus dieser Besorgnis heraus bot Napoleon als erster am 9. Juli einen Waffenstillstand an. Zwei Tage später, am 11. Juli, trafen sich die beiden Kaiser in Villafranca und schlossen noch am selben Tag einen Waffenstillstand, durch den Österreich die Lombardei bis zum Mincio an Napoleon III. abtrat, der sie an das Königreich Sardinien übergab. Als der König von Sardinien und Cavour von diesen Bedingungen hörten, gerieten sie ganz außer sich und protestierten, daß Napoleon mitten im siegreichen Vormarsch einen Frieden schließe, durch den nur die Lombardei, wie sie sagten, befreit, Venetien aber bei Österreich verbleiben sollte. Doch Napoleon blieb fest, denn er hatte plötzlich große Eile, nach Frankreich zurückzukehren.

Am Tage darauf erließ Franz Joseph mit schwerem Herzen einen Armeebefehl, in dem er den Abschluß des Waffenstillstandes bekanntgab. Die Nachricht machte besonders in Wien einen niederschmetternden Eindruck. Die Bedingungen wurden allgemein als unehrenvoll und schändlich empfunden, aber die Lage Österreichs war nach Solferino so verzweifelt, daß dem Kaiser nichts anderes übrig blieb, als die Waffenstillstandsbedingungen anzunehmen. Franz Joseph fühlte nur zu gut, daß sein Thron wankte. Aus Ungarn waren die bedenklichsten Nachrichten eingetroffen. Man freute sich dort über Österreichs Niederlage und glaubte schon, daß die Zeit für eine neue Revolution gekommen wäre. Rußland stand drohend und schadenfroh an der Ostgrenze des Reiches und Preußen war alles eher als verlässlich.

Wenn auch die Hauptverantwortung für das, was geschehen war, weniger auf den Kaiser als auf seine Berater und Heerführer, vor allem auf Buol und Gyulai fällt, so hatte der Kaiser doch für lange Zeit bei Armee und Volk seinen Nimbus und seine Volkstümlichkeit verloren. Als er sich am 12. September 1859 in Wien zum erstenmal wieder bei einer Parade zeigte, wurde er mit eisiger Kälte empfangen.

Im Frieden von Zürich vom 10. Novem-

ber 1859 fand der Krieg seinen endgültigen Abschluß. Österreich trat die Lombardei an Napoleon III. ab, der sie Sardinien übergab; in Toskana, Modena und Parma sollten die während des Krieges vertriebenen Herrscher wieder eingesetzt, die abgefallenen päpstlichen Besitzungen wiederhergestellt werden; Nizza und Savoyen werden von Sardinien an Frankreich abgetreten. In Österreich aber wurde dieser Friede noch lange Zeit als furchtbare Demütigung und Schmach empfunden.

Die Erfüllung der Wiederherstellungsbestimmungen des Zürcher Friedens wurden aber durch die nationale Bewegung in Italien verhindert. Durch Volksabstimmung — es war Italiens Stolz, kein Gebiet sich anzugliedern, das nicht in freier Abstimmung seiner Bevölkerung dies bekräftigte! Keine Handbreit Boden sollte gegen den Willen der Bevölkerung einverleibt werden! — schlossen sich die Toskana, Modena, Parma und die Romagna 1860 Sardinien an. Savoyen und Nizza, wo ebenfalls Volksabstimmungen für Italien entschieden hatten, wurden jedoch gemäß der Vereinbarungen für den gemeinsamen Krieg Frankreichs und Sardinien gegen Österreich in Plombières 1858 an Frankreich abgetreten.

Gründung des Roten Kreuzes

Die Schlacht von Solferino war für den Ausgang des Krieges von 1859 entscheidend, aber sie hat eine unvergleichlich größere Bedeutung für die ganze Menschheit dadurch erlangt, daß sie einerseits den Totentanz des alten Europa durch den Nationalismus einleitete, andererseits jedoch der Anlaß zur Gründung des „Roten Kreuzes“ geworden ist. Ein junger Schweizer Bankier aus Genf, Jean Henri Dunant, war beauftragt gewesen, zu Napoleon nach Italien zu reisen, um mit ihm für seine Gesellschaft wegen einer Konzession in Afrika zu verhandeln. Der Zufall wollte es, daß der junge Dunant auf der Reise dorthin über das weithin mit Verwundeten, Sterbenden und Toten übersäte Schlachtfeld von Solferino kam und erschüttert von den Qualen und Leiden dieser jammernden, vor Durst verachteten Verwundeten und Sterbenden, um welche sich kein Mensch kümmerte, alles andere vergaß und durch Tage und Nächte sich nur mehr der einen Aufgabe widmete, mit Unterstützung der Zivilbevölkerung von allen Seiten Hilfe und Linderung für diese Ärmsten, ganz gleichgültig, ob es Österreicher, Italiener oder Franzosen waren, herbeizuschaffen.

Drei Jahre später veröffentlichte Dunant eine Denkschrift „Erinnerung an Solferino“, mit welcher er das Gewissen der Menschheit und besonders der Mächtigen wachzurütteln versuchte, damit das Gebot Christi der Nächstenliebe vor allem denjenigen gegenüber erfüllt werde, die Blut und Leben ihrem Vaterland zum Opfer bringen. Dunant wurde der Urheber der Genfer Konvention und der eigentliche Begründer des heute die ganze Welt umfassenden Roten Kreuzes.

(Schluß folgt.)

Internationale Buchausstellung

Die diesjährige internationale Buchausstellung, auf der 18 000 deutsche und 12 000 ausländische neue Buchtitel erwartet werden, findet vom 6. bis 22. November in der Brandenburg-Halle des Berliner Messe-Geländes statt. Mehr als 1000 Zeitschriften wollen einen Überblick über die Vielfalt deutscher und ausländischer Publizistik bieten, während eine Sonderschau dem Werk des diesjährigen Friedenspreisträgers des Deutschen Buchhandels, Prof. Theodor Heuss, gewidmet ist.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Zum 200. Geburtstag von Friedrich Schiller

Von Siegfried Weinmann

„Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichtum von Ideen... Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein... Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte... leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann; und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande gerettet.“ — Das schreibt Schiller an Goethe im Jahre 1794. Immer wieder zieht er so die Summe seiner Existenz. Es gibt neben Kleist keinen anderen deutschen Dichter, der so mit seiner Begabung rang, der so über sich selbst Rechenschaft ablegte, weil ihm seine Gabe stets Aufgabe war, denn sein ganzes Werk entsprang beständiger geistiger Arbeit und geistiger Auseinandersetzung. W. v. Humboldt schreibt nach Schillers Tod über ihn: „Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem anderen der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung.“

So sind auch seine Werke, mit geringen Ausnahmen in seiner Jugend, nicht im Sinne Goethes „Erlebnisdichtungen“ nicht Spiegelungen von persönlich erlebter Welt. In keinem seiner Gedichte und Dramen könnte man deshalb Landschaften, die er auf seinem Lebensweg durchreist hat, wiedererkennen. Ja, für seine Werke spielt sein äußerer Lebensgang kaum eine Rolle.

Die Stationen, die ihn gliedern, lassen sich schnell überblicken, seitdem sich 1780 die vier Jahre lang verschlossenen Tore der Karlsschule öffneten, um den Zögling in die „Welt“, d. h. als Militärarzt nach Stuttgart zu entlassen. Da sind, unterbrochen von dem einsamen Bauerbacher Idyll, die bitterster Enttäuschung vollen Mannheimer Jahre. Nach dem Ausbruch aus Stuttgart, als der physische Zwang auch zur geistigen und künstlerischen Unterdrückung wurde, sieht sich Schiller noch nicht drei Jahre später in Mannheim kalthertzig fallengelassen, von Schulden überhäuft in auswegloser Existenznot, und es kommt zur zweiten, mit ähnlichen enthusiastischen Hoffnungen unternommenen Flucht in die rettenden Arme der sächsischen Freunde. Aber schnell weicht „die Freude“, endlich zu Menschen, zu Gleichgesinnten, zu Freunden gefunden zu haben, der ernüchternden Erfahrung, daß er als Kostgänger und Hausgenosse auch des

bestgesinnten Freundes nicht er selber zu werden, nicht seiner eigentlichen Bestimmung sich zu nähern vermag. Und so kommt es zwei Jahre später zu jener dritten Flucht wieder zurück ins Ungesicherte, in ein ganz ungewisses Wieder-von-vorn-Beginnen, das ihn nach Jena und Weimar führt und dort zeitlebens festhält. Nur für ganz wenige, rein private Reisen — Besuch der Eltern, Besuch Körners in Dresden und schließlich, ein knappes Jahr vor seinem Tode, Besuch Berlins, um die Möglichkeiten einer Übersiedlung zu prüfen — hat er Thüringen noch verlassen. Es gibt keine italienischen und schweizerischen, keine Rhein-Main-Reisen wie bei Goethe und keine jähe Flucht nach Paris und Boulogne, keine Wanderung auf die napoleonischen Schlachtfelder um Wien wie bei Kleist. Schiller war dazu weder finanziell und noch viel weniger gesundheitlich in der Lage. Seine Dramen spielen in Italien, Spanien, Frankreich, England, Rußland und der Schweiz; aber nie hat er einen Fuß über die deutsche Grenze hinausgesetzt; Schiller beschreibt das Meer, ohne auch nur den Bodensee mit sinnlichen Augen gesehen zu haben. Die Landschaft um den Vierwaldstätter See in seinem „Tell“ beschwört er aus Karten, Büchern und Prospekten vor sein geistiges Auge.

Aber offensichtlich empfand Schiller auch nicht das Bedürfnis danach, die „Welt“ zu sehen, und wir hören nirgends, daß er unter solcher Beschränkung gelitten hätte. Wenn ihn Krankheit und Schlaflosigkeit immer fester an das Zimmer banden, das er oft für Wochen nicht verlassen konnte, so litt er doch kaum unter solcher Weltlosigkeit, denn er schöpfte nicht aus der Fülle der Welt, sondern aus der Tiefe der Seele. Die andrängende und wechselnde Außenwelt hätte die Konzentration auf das Werk: die reine und freie Gestaltung der höchsten Forderungen des Innern — getrübt und abgelenkt und er kannte keinen Wert, der solchen Verlust aufgewogen hätte. Wie er schon wenige Tage unerlässlicher Ruhe fast als unerträglich empfand, weil die Anspannung des Tätigseins, des Vorwärtsschreitens, des Schaffens das eigentliche Element seines Lebens war, wie er nicht selten selbst bei Tage die Läden schloß, um Reinheit und Flugkraft der Stimmung nicht zu schwächen, so kann er in einem Briefe an die Schwester Lengefeld von der Natur sagen, „wie wenig sie doch für sich selbst zu geben imstande ist und alles, alles von der Seele empfängt; denn es liegt alles in toter Ruh um uns herum, und nichts lebt als unsere Seele“.

Doch ist Schiller im privaten Umgang keineswegs ein Einsiedler, er empfand eine tiefe, das Kindliche immer bewahrende Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister. Seine Ehe, seine aufblühende Familie erfüllten ihn mit schlichtem und reinem menschlichen Glücksgefühl. Seinen Kindern gegenüber zeigte er eine rührende Fürsorge; in Augenblicken schien er sogar im Spiel mit ihnen die kindliche Naivität zurückzugewinnen, die er an den Griechen so sehr bewunderte. Aber zu Freunden äußert er sich dann: „Wird mich das Schicksal dieses reine

Glück nicht bezahlen lassen?“ — Er bedurfte dieses heimischen Geborgenseins und der tragenden Kraft der damit verbundenen einfachen und natürlichen Gefühle, wie er, vor allem bei Körner, in der Freundschaft auch die menschliche Nähe, Wärme und Verlässlichkeit brauchte.

Gerade im Gespräch mit Freunden war er ganz er selbst. „Für das Gespräch schien Schiller ganz eigentlich geboren zu sein. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer aus Mitredenden zu befragen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden.“ So schreibt Humboldt über ihn.

Genauso wie Schiller aber in seinem Gespräch stets auf ein Allgemeingültiges zu steuerte, wie er es als ein gemeinsames Bemühen um ein Absolutes auffaßte, so entsprang auch sein Werk aus einer Bindung an eine höhere, übersinnliche, idealische Welt als der eigentlich sinngebenden Heimat und Bestimmung des Menschen. Er empfand von früh an das unabwiesbare Bedürfnis, das Einzelne an das Ganze, das Bedingte an das Unbedingte, das Individuelle an das menschheitlich Universale, das Zeitliche an das Ewige, das irdisch Begrenzte an das unbegrenzte All anzuknüpfen. So schloß er Freundschaften, empfand er die Liebe, und so begriff er auch den Beruf des Dichters. Denn erst in dem Grade, in dem er für sein Dasein und Wirken dieses befreienden und sinngebenden Bezuges zu einer höheren Macht gewiß geworden war, vermochte er zu leben und zu schaffen. In einem solchen Sinn erwächst auch Schillers Dichtung aus einem Erlebniskern.

Das bestimmende Grunderlebnis Schillers war, daß der Mensch die Kette eines bloß triebbestimmten, zufälligen physischen und psychischen Zwangsläufigkeiten unterworfenen Daseins abwerfen kann, daß er aus einem Objekt der allumgreifenden kausalen Ordnung der Natur sich in ein Subjekt verwandeln kann, das zur Freiheit bestimmt ist. „Den preise ich selig“, schreibt der Sechszwanzigjährige, „dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen, das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß es ein freier Geist ist, der es treibt.“ Und wenige Tage vor seinem Tod schreibt Schiller, von immer neuen furchtbaren Anfällen seiner Krankheit fast zerstört, an Humboldt: „Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.“ Diese höchste Bestimmung der Freiheit aber ergreift der Mensch überall da, wo er seine endliche, zufällige und bedingte Existenz an das Unbedingte und Ewige anknüpft und wo er nicht das vergängliche und zufällige Dasein, sondern das göttliche Soll, wie es ein jeder im tiefsten Inneren vernimmt, zum Bestimmungsgrad seines Handelns, Denkens und Dichtens macht. Man wird diese Haltung als Schillers Religion bezeichnen

dürfen, wenn das Religiöse in der zur Freiheit berufenden Bindung an eine alles Endliche und Gegebene überschreitende Macht besteht. Nur daß das Göttliche nicht als persönlicher Gott erfahren wird, der dem Menschen gegenübersteht, wie es bei den positiven Religionen der Fall ist, sondern als eine im Innern erklingende, vom Innern hervorbrachte und ergriffene Forderung. Beides also ist dem Menschen nach Schiller aufgegeben: er muß diese Forderung beständig von neuem in ihrer Reinheit in sich hervorbringen, und er muß sie verwirklichen oder wenigstens sich ihr immer reiner annähern. Goethe versteht Schiller so, wenn er an Zelter schreibt: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf. Schiller war eben diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln“.

Gerade weil es Schiller bei seinem Werk so ungeheuer ernst war, erwuchs daraus ein Pathos, das zuweilen mißverstanden und kritisiert wird; insbesondere in einer Zeit, wo Pathos nur allzu häufig Fassade innerer Hohlheit ist. So fiel auch das böse Wort Nietzsches vom „Moraltrumpeter“. — Sieht man aber genauer zu, kennt man insbesondere die persönlichen Äußerungen Schillers, dann beeindruckt einen kaum etwas mehr als seine unbedingte geistige und menschliche Redlichkeit. Er maß sich zuerst selbst mit den allerstrengsten Maßstäben. Nichts konnte ihn deshalb so sehr verletzen wie Zweifel an seiner Aufrichtigkeit, Zweifel, daß er nicht meine, was er sagte (das zeigt schon der erste erhaltene Brief des Acht-

zehnjährigen an seinen Freund Scharffenstein). Nichts war ihm aber deshalb auch bei anderen so sehr verhaßt wie Heuchelei.

Manchen mag vielleicht die beständige Höchstgespanntheit Schillers ermüden, er soll sich aber der Umstände erinnern, unter denen Schiller arbeitete. Kaum hatte er endlich Heimat und Herd gefunden, da traten, alle Arbeits- und Erwerbspläne über den Haufen werfend, die Folgen jahrelanger Überforderung in den ersten furchtbaren Anfällen der tödlichen Krankheit hervor, die ihn von nun an in immer kürzeren Abständen verfolgte, so daß die gesamte Ernte der Reifezeit in immer neuen, immer häufigeren Unterbrechungen im Wettkampf mit dem nahenden und schon als gegenwärtig empfundenen Tode und unter Ausnutzung jeden Augenblicks, den der verfallende Körper dem Geist freigab, eingebracht wurde. „Zu einer Zeit, wo das Leben anfang, mir seinen ganzen Wert zu zeigen, schreibt Schiller, nahte sich mir der Tod“. Oder: „Ein so hartnäckiges Übel wie das meinige... müßte endlich auch einen stärkeren Mut, als der meinige ist, überwältigen... Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und mein Leben, das so oft von einem wahren Tod unterbrochen wird, noch einigen Wert behalte“. Das muß wohl jeden Einwand, als habe es sich Schiller zu leicht gemacht, als lasse er seine Helden Leiden durchstehen, die er nicht kenne, als wisse er nichts von der Übermacht der Wirklichkeit und der Preisgegebenheit des Menschen, verstummen lassen. — Goethe antwortete seiner Schwiegertochter, als sie sagte, Schiller langweile sie: „Ach, ihr seid alle viel zu niedrig für ihn“.

ihm benannten „Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum“. Es sollte nach Johanns Plänen nicht nur eine Stätte musealer Bewahrung, sondern ein Zentrum lebendiger, stetem Fortschritt dienender Volksbildung sein. So waren den naturwissenschaftlichen Sammlungen auch mehrere Lehrkanzeln (u. a. eine für Landwirtschaftslehre) angeschlossen, auf die Erzherzog Johann bedeutende Gelehrte berief. Auch ein Münz- und Antikenkabinett, eine kulturhistorische Abteilung, eine Bildergalerie und eine große Bibliothek wurden dem Museum angegliedert. Neben anderen Einrichtungen sind aus dem Joanneum später die Landesoberrealschule, die Berg- und Hüttschule und die berühmte Montanistische Hochschule in Leoben hervorgegangen. Der Erforschung der Lebensverhältnisse, der Sitten und Bräuche des steirischen Landvolkes und der Kenntnis über den Stand der Wirtschaft, der Kultur und der Technik in der Steiermark sollte eine von Erzherzog Johann angeregte „Innerösterreichische Statistik“ dienen, die er auf dem Weg über die Ausschreibung von 90 statistischen Rundfragen durchführen ließ.

1819 wurde von Erzherzog Johann die „K. u. k. Landwirtschaftsgesellschaft für Steiermark“ gegründet, der er bis zu seinem Tode persönlich vorstand. Sie sollte, nach Worten Johanns, „praktisch werden, ohne das Wissenschaftliche zu vernachlässigen und durch eine den Bedürfnissen angepaßte Anwendung in das innerste Leben eingreifen“. Ihre zielstrebige und erfolgreiche Arbeit war von echtem demokratischem Geist erfüllt. In Graz wurde ein landwirtschaftlicher Versuchshof und eine Musterbauschule eingerichtet. Auf dem Seebergsattel bei Mariazell erwarb Johann den „Brandhof“ und richtete dort eine bäuerliche Musterwirtschaft ein.

In der Untersteiermark besaß Erzherzog Johann einen Weingarten, in dem er zur Förderung des steirischen Weinbaues aus dem Rheinland eingeführte Riesling-Rebstöcke pflanzte. Aus der von Erzherzog Johann gegründeten steirischen Landwirtschaftsgesellschaft entwickelte sich später die Landeslandwirtschaftskammer.

Auch dem bodenständigen Gewerbe und der heimischen Industrie galten zahlreiche Förderungsmaßnahmen Erzherzog Johanns. Im Anschluß an das Joanneum wurde eine ständige Musterschau heimischer Fabriks- und Gewerbezeugnisse eingerichtet; später wurden wiederholt Industrie- und Gewerbeausstellungen veranstaltet und der „Industrie- und Gewerbeverein“ gegründet, der heute in der Kammer der gewerblichen Wirtschaft fortlebt. Fortsetzung folgt

Reichsverweser Erzherzog Johann

Aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Todestages / Von O. v. Gschließer

Johann Baptist, später Erzherzog von Österreich, wurde am 20. Jänner 1782 in Florenz geboren und ist am 11. Mai 1859 in Graz gestorben und liegt in der Gruft zu Schönna bei Meran begraben. Sein Vater war der Großherzog Leopold von Toskana, der als Kaiser Leopold II. 1790 bis 1792 in Wien residierte. Hier in Wien verlebte Prinz Johann seine Jugendzeit und erhielt neben der üblichen militärischen Ausbildung einen umfassenden wissenschaftlichen Unterricht. Seine besondere Neigung gilt der Geschichte; der Geschichtsschreiber der Schweizer Eidgenossenschaft, Johannes von Müller, übt einen nachhaltigen Einfluß auf die Geistes- und Gemütsbildung des Prinzen aus.

1801 wurde Erzherzog Johann auf Vorschlag seines Bruders, Erzherzog Karl, zum Generaldirektor des österreichischen Fortifikations- und Geniewesens ernannt. Später übertrug ihm sein kaiserlicher Bruder, Franz II., auch die Leitung der Ingenieurakademie in Wien und der Theresianischen Kadettenakademie in Wiener Neustadt. 1808 schuf Johann die innerösterreichische Landwehr, die bald anderen europäischen Staaten zum Vorbild diente. Auch die Modernisierung des militärischen Nachrichtendienstes in Österreich ist ein Verdienst Erzherzog Johanns.

Die bei seinen zahlreichen Besichtigungsreisen in den Alpenländern gewonnenen Eindrücke ließen in Erzherzog Johann eine tiefe Liebe zum Land und seinen Menschen reifen, neben die bald die Entschlossenheit trat, sich hier helfend und fördernd zu betätigen, um bei Wahrung der Tradition und Eigenständigkeit dem Fortschritt und der Besserung der Lebensverhältnisse zu dienen.

Erzherzog Johann hielt sich besonders oft im Lande Tirol auf und erfreute sich hier in allen Kreisen des Volkes großer Beliebtheit. 1801 wählte die Innsbrucker Universität Erzherzog Johann zu ihrem ständigen Rektor. 1804 stellte Johann den Tiroler Landsturm auf; bei dieser Gelegenheit lernte er

auch Andreas Hofer kennen. Wegen seiner Verbindung zu führenden Männern des Tiroler Freiheitskampfes wurde Erzherzog Johann schließlich vom Hof der Aufenthalt im Lande Tirol verboten.

Nach einigen militärischen Aktionen wandte sich Erzherzog Johann immer mehr der wissenschaftlichen Erforschung der innerösterreichischen Alpenländer zu und widmete sein rastloses Bemühen schließlich der Steiermark, in der er bald seine eigentliche Heimat findet.

1811 schenkte Erzherzog Johann seine reichhaltigen naturwissenschaftlichen Sammlungen dem Lande Steiermark und legte mit dieser Stiftung den Grundstein zu dem nachmals unter seiner Förderung noch bedeutend erweiterten und schließlich nach

Die Scherragrafschaft / Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Im 10. und 11. Jahrhundert

Im 10. Jahrhundert zur Ottonenzeit fließen die Quellen noch spärlicher. Über die eigentliche Grafschaft Scherra hören wir nach 889 dem zuletzt genannten Grafen Adalbert nichts mehr. Dem Gebiet haftet, wie allen Territorien der Folgezeit, eine Eigenschaft an, sie waren nicht geschlossen arrondiert, sondern durch Besitzungen anderer weltlicher und geistlicher Herren mannigfach durchsetzt. Schon oben erwähnten wir bei dem in der Gabelung einer Römerstraße gelegenen Winterlingen am Steilabfall gegen das Schmeiental die Burg Straßberg, die schon im 9. Jahrhundert vorgeschoben worden ist als Sitz einer hochadeligen Sippe, vermutlich der Unruochinger (s. Heimat. Blätter August 1959). Der Sohn Unruochs, Markgraf Eberhard von Friaul, konnte in seinem Testament 863 Eigengüter verteilen in der Lombardei, in Friaul, West-

franken, Flandern, im Maasgebiet und in Schwaben. Die Tochter Judith erhielt Balingen. Im Testament Eberhards ist auch ein Sohn Adalhard genannt, der mit dem flandrischen Familienbesitz die Würde eines Laienabtes von Cysoing bei Lille übernehmen sollte. Wenn die Vermutung Decker-Hauff's richtig ist, hat er bei seiner Eheschließung mit Swanaburg zugunsten der Verenaikirche in der Burg Straßberg persönlich Güter an sieben in der Nähe liegenden Orten (Heinstetten, Schwenningen auf dem Heuberg, Riedern (bei Onstmettingen?), Reichenbach, Schörzingen, Mühlheim, Storzigen), sowie im Wormsfeld und in (Bad) Dürkheim in der heutigen Pfalz. Der Name Adalhard im Hause der Unruochinger und ihr schwäbischer Besitz legen eine Verbindung nahe zu einem Grafen Adalhard, der 763 bis 775 urkundlich erwähnt wird (Adalhard'sbar). Der Adalhard, der schwäbischen Besitz verschenkt, ist durch eine Enkelin mit den Hunfridingern, den ersten

Herzögen in Schwaben, verbunden und durch einen Sohn Stammvater der Grafen von Achalm.

Von großer Bedeutung ist eine Königsurkunde vom 1. Januar 950. Kaiser Otto I. bestätigt eine Schenkung seines Sohnes Liutolf und dessen Gemahlin Ida, die diese zum Heil „unserer Seelen“ und für den verstorbenen Herzog Hermann (von Schwaben) an das Kloster Reichenau gemacht haben und dem Kloster zu ewigem Eigentum geben, was sie immer in dem Dorf Truchtelfinga (Truchtelfingen) und in dem Dorf Drossinga (gehört jetzt zu dem Ort Neidlingen) besitzen, und eine Kirche in einem „Burg“ mit zugehörigem Zehnten. Ob es sich bei diesem Burg ebenfalls um die Burg Straßberg handelt, ist umstritten, denn „Burg“ fehlt 1139 in dem Güterverzeichnis des Klosters, ebenso ob es sich bei Truchtelfingen und Trossingen um Eigengut des Königs oder um Gut aus Idas Erbe (der Schwiegergtochter) oder um Königsgut handelt. Auffallend ist, daß man bei Betrachtung der Markungen Winterlingen, Straßberg und Kaiseringen sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß sie einst eine Markung gebildet haben müssen und das Wegnetz von Kaiseringen nur von Burg aus verständlich ist. Der erste Kaiser, der den Ausbau von Kaiseringen (Name!) veranlaßt haben wird, dürfte Otto der Große sein.

Nach der Überlieferung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen schenkte Burkard von Nellingen und seine Gemahlin Hadwig zwischen 954 und 973 Güter in Reichenbach und Bergheim (2 abgegangene Siedlungen auf Markung Truchtelfingen, wie Jänichen feststellte). Die Nellenburger stehen in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Burkardingern, von denen Decker-Hauff unter der bekannten Herzogin Hadwig wieder Besitz in Burg nachzuweisen versucht.

Früh regte sich auch in dieser Landschaft das kirchliche Leben. War doch schon seit dem 8. Jahrhundert das Kloster St. Gallen in einer Reihe von Orten begütert (735 schenkt ein Rinulfus an St. Gallen in Pettinwillare, Wartmann 1.5, ganz in der Nähe 768 in Digishain, 793 in Frommern, Ebingen usw. (s. oben), 842 in Winterlingen, 843 in Meßstetten, Wartmann: U. B. St. Gallen) und konnte in Frommern und Truchtelfingen Fronhöfe unterhalten. In Burgfelden muß vor 700 eine Kirche errichtet worden sein, deren hohes Alter durch Jänichen, Decker-Hauff, Hecht usw. bewiesen wurde.

Auf dem Herrenhof Burgfelden sitzt ein altes Adelsgeschlecht. Dürrwangen und Burgfelden bilden ums Jahr 1000 eine einheitliche Gütermasse, deren Eigentümer in der Sippschaft der Thurgargrafen und Habsburger gesucht werden müssen, die wieder in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Landolten von Winzeln stehen, die sich nach einem um 1530 abgegangenen Hof Winzeln hinter der Lothen nannten, wie Decker-Hauff glaubhaft nachweist. Nach einer nicht mehr im Original erhaltenen Urkunde bestätigt Kaiser Heinrich IV. 1064 auf Bitten einer Witwe Chunigund die Schenkung von Grundstücken die noch zu Lebzeiten ihres Gatten Rudolf an das Kloster Ottmarsheim im Elsaß gemacht worden sind. Es heißt darin nach Nennung von Orten im Elsaß, Breisgau, in der Ortenau usw. ebenso in der Grafschaft „Rudolphi comites in pago Scerron Doderenhusen, Durniwach, Ebingen, Burchveld, Tagolvingen, Ansmutingen“ (Dotternhausen, Dürrwangen, Ebingen, Burgfelden, Tailfingen, Onstmettingen). „Daß Rudolf des später so genannten Hauses Habsburg war, steht fest“ (Decker-Hauff).

Wir finden im 10. und 11. Jahrhundert in der Grafschaft die Habsburger, die Burkarlinger, die Nellenburger und die Landolte von Winzeln. Die Zollern treffen wir hier nirgends. So ist die Annahme Webers, die Herrschaft Schalksburg sei altzollerisches

Eigen, ältester zollerischer Stammbesitz, nicht aufrechtzuerhalten. Auch die Vermutung L. Schmidts in Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg, daß die Schalksburg aus gemeinsamem Erbe beider Häuser stamme und also altzollerisch gewesen wäre, läßt sich durch nichts belegen. Vielmehr spricht einiges dafür, daß die Herrschaft Frauenerbe von einer Stamm-Mutter des hohenbergischen Hauses war. Erkennbare Beziehungen zu den Zollern hat Schalksburg auf keinen Fall vor 1250. In Wirklichkeit ist die Schalksburgherrschaft erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Hand der Zollern (1266 zollerisch genannt) und war vorher vor allem hohenbergisch, denn die ältesten Niederadeligen der Schalksburg waren hohenbergische, nicht zollerische Ministerialen (s. Scherra und Hohenberg).

Scherra und Hohenberg

Die Grafschaft Oberhohenberg umfaßte mit Ausnahme der im 13. und 14. Jahrhundert zu den zollerischen Herrschaften Schalksburg und Mühlheim gehörigen Ortschaften bei weitem die meisten Burgen und Orte, welche innerhalb der Grenzen des Forstes „off der Scherr“ (s. oben) lagen. Noch 1393 spricht der Herzog von Österreich von seinem „Nutzen off der Scherr“ und „von allem Nutzen so zu Hohenberg gehören“ und 1409 von seiner „vest hohenberg, die da gelegen ist an der Scherr“ (L. Schmid). Der gesamte beuronische Besitz (Irendorf, Königsheim, Böttingen, Aggenhausen, Mahlstetten) kam erst 1253 unter die zollerische Schutzvogtei. In Dürrwangen besaß Hohenberg einen Meierhof unter der Kirche, der wie Meßstetten und Hossingen 1347 an Ritter Heinrich von Tierberg verkauft wurde.

Die Ritter von Schalksburg treten 1226 als Zeugen für die Grafen von Hohenberg, die von Dürrwangen im hohenbergischen Hossingen auf. Cunrad de Burgvelt (1244, 1254 genannt) steht in Verbindung mit hohenbergischen Lehensträgern. Ebingen, Winterlingen waren hohenbergisch. Als Fruchtmaß herrscht im „Talgang“ schon um 1200 das Ebinger Maß (Württ. Urkundenbuch). Die Flecken des Schmiechatales samt Pfeffingen gehörten zum Ebinger Marktgebiet, so daß anzunehmen ist, daß diese Orte um jene Zeit hohenbergisch waren.

Erst nach 1288 schiebt sich zwischen den zollerischen und hohenbergischen Besitz die erweiterte Herrschaft Schalksburg. Die heftigen Kämpfe, die zwischen 1267 und 1286 zwischen Zollern und Hohenberg tobten, dürften sich um die Schalksburg und Haigerloch gedreht haben. Schon 1253 scheint es unter den zwei Geschlechtern nicht zu stimmen. Es fällt auf, daß bei der Übernahme der Schirmvogtei des Klosters Beuron, die früher (1172) ein Graf Albert von Hohenberg innegehabt haben soll, durch Friedrich von Zollern (1253) kein Hohenberger anwesend war. 1267 und 1268 kam es auf den Gefilden von Haigerloch und Balingen zu einem scharfen Treffen. Die Sindelfinger Chronik berichtet: „Anno 1267 gravis pugna fuit apud Haigerloch in festo omnium sanctorum inter comites de Zolre et de Hohenberg. Ubi comes des Zolre potinter triumphavit“. Eine St. Georger Quelle schreibt den Sieg den Hohenbergern zu, für das manches spricht, da die Hohenberger nachher als die Herren von Haigerloch auftreten und den Hauptsitz, die Scherragrafschaft, inne haben. König Rudolf von Habsburg, der Schwager Albert II. (1258—1298), schlichtete den Streit.

Die Zollern werden zwar urkundlich früher (1061) als die Hohenberger (1179) erwähnt, aber der Zusammenhang der Generationen vor 1150, geschweige denn die Verbindung mit dem 1061 genannten Wezel und Burkhard stehen nicht fest. Baumann und Witte nehmen an, die Hohenberger seien das älteste Geschlecht. Vornamen wie Burkard und Adalbert seien bei ihren rätischen Ahnen vorherrschend gewesen. Vielleicht ist auch der alte Herrnsitz in Schörzingen (s. oben) der Vorläufer der dem Geschlecht namengebenden Burg Hohenberg. Aus dem Dorf könnte er schon im frühen Mittelalter auf den „Kasten“ am Abhang des Wochenbergs verlegt worden sein.

Die Grafen von Hohenberg blieben aber nicht Grafen nur allein über Scherra, sondern vereinigten Teile dieses Grafschaftsbezirks mit solchen des Süllichgaaues, der „Grafschaft Haigerloch“, des Nagoldgaaues und hatten Besitzungen und Rechte in weit entfernten Gegenden. Auf jeden Fall aber sind sie die Rechtsnachfolger der Scherragrafen. „Die Grafen von Hohenberg sind eigentlich Scherragrafen“ (Jänichen). Das Herrschaftsgebiet Scherra blieb bis 1806 so ziemlich unverändert bestehen.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 25 Margrethausen

Das hiesige Brauchtum hat sich vor allem auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens erhalten. Manches ist abgegangen. Aber vieles lebt in alter Frische weiter. Naturgemäß spiegelt sich im Brauchtum auch das katholische Bekenntnis des Großteils der hiesigen Einwohner. Es sei hier gesprochen vom Brauchtum im Tageslauf, im Jahreslauf und im Lebenslauf.

Sitte und Brauchtum

1. **Tageslauf.** Schon morgens 5 Uhr läutet das ganze Jahr über die Gebetglocke. Ebenso auch mittags 12 Uhr und abends 1/8 Uhr. Ebenso wird auch täglich um 11 Uhr geläutet. Dieses Läuten hat jedoch nur den profanen Zweck der Stundenangabe. Am Freitag werden um 11 Uhr alle Glocken zusammengeläutet. Es soll dabei an das Leiden Christi am Freitag erinnert werden. Am Donnerstagabend hört man nach dem Gebetläuten noch die dumpfen Töne der großen Glocke. Sie sollen an die Todesangst Christi am Ölberg erinnern. Es ist dafür ein gereimtes, volkstümliches Gebetsformular in der Gemeinde überliefert. In älteren Zeiten war das abendliche Gebetläuten für die Jugend auch ein Zeichen zum heimgehen.

2. **Jahreslauf.** Das neue Jahr bringt die allgemein üblichen Gebräuche des Neujahrsschießens und der Beglückwünschungen. In den letzten Jahren ist es auch Sitte geworden um 12 Uhr nachts alle Glocken zu läuten. Am Dreikönigsfest besteht die althergebrachte Sitte, aus der Kirche das feierlich geweihte Dreikönigswasser zu holen. Auch die Sitte, die Haustüren mit den Zeichen K+M+B zu beschriften ist nicht unbekannt. Es handelt sich dabei um die Anfangsbuchstaben der überlieferten Namen der hl. Drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar. Die besondere Verehrung der hl. Drei Könige muß auch schon in früheren Jahrhunderten hier gepflegt worden sein. In einer alten Urkunde von 1736 ist die Rede von dem „Jungfräuleinkloster bei den hl. Drei Königen in Margrethausen“. Auf diese alte Übung weist ja auch das heutige Ortswappen von Margrethausen hin, das einen Hirsch und drei Kronen zeigt. An Lichtmaß ist wie überall in katholischen Gegenden die feierliche Weihe von Kerzen und Wachsstöcken. Bis vor etwa 20 Jahren bestand noch bei den Frauen die Sitte zu Totenfeiern in der Kirche Wachsstöcke mitzubringen und sie während der Feier anzuzünden. Der sogenannte Blasiussegen um die Zeit des 3. Februar wird noch unter großer Anteilnahme des ganzen Volkes gehalten. Am 5. Februar las-

sen wenigstens einzelne Familien das sog. „Agathabrot“ weihen. Der sog. „Funken-sonntag“ zu Anfang der Fastenzeit besteht hier nicht. Die Fastenzeitgebäude bilden den Auftakt und gewissermaßen ein letztes Aufatmen vor der Fastenzeit. Wenigstens für die ernsteren Christen. Am letzten Fasten-sonntag ist regelmäßig ein Kinderumzug mit allerlei Maskierungen. Am Palmsonntag war es früher üblich, Bündel von Palmkätzchen in die Kirche zu bringen. Vor etwa 10 Jahren kam von der Schule der Brauch auf, bei der Palmprozession die sogenannten „Palmen“ auf Stangen mit bunten Bändern und bemalten ausgehöhlten Eiern zu tragen. Die Karwochengebäude haben durch die neuesten Verordnungen des hl. Stuhles in Rom nicht nur eine Veränderung, sondern auch eine Verfeinerung und Vertiefung erfahren. Sie werden heute vor allem beim Karfreitagsgottesdienst und beim Osternachtsgottesdienst praktiziert. In früheren Zeiten redeten die Schulbuben begeistert vom „Verbrennen des Judas“ bei der Feuerweihe am Karsamstag. Der überlieferte Gebrauch der sogenannten „Ratschen“, auch außerhalb Kirche, am Karfreitag anstelle der stumm gewordenen Glocken, ist auch heute noch in Übung. Am Osterfest wird noch von einzelnen Familien der überlieferte Gebrauch der Speisenweihe praktiziert. Vor dem Himmelfahrtfest werden die Bittprozessionen gehalten, zum Pfeffinger Kreuz, zum Ebinger Kreuz und in die Kirche nach Lautlingen. Am Flurumgang des Festes Christi Himmelfahrt nimmt fast die ganze Gemeinde teil. Die Bräuche in der Nacht zum 1. Mai sind die allgemein verbreiteten. Vor einigen Jahren wurde spaßhalber das Tor vom Sportplatz an der Eyach in den Wald, auf halber Höhe des Heersberges hinaufgetragen. Die Bräuche bei der Fronleichnamprozession wurden in den letzten Jahren insofern modernisiert, als jetzt auch ein Altar bei der großen hiesigen Fabrik und im schönen Hof der neuen Schule errichtet wurde. Eine Sonnenwendfeier wird nicht gehalten. Durch besondere Gebräuche wurde, wohl schon seit Jahrhunderten, das Fest der hiesigen Kirchen- und Ortspatronin, der hl. Margaretha, ausgezeichnet. Wenigstens wird das in den Kirchenpflegerechnungen des 19. Jahrhunderts beständig bezeugt. Die Wöchnerinnen wurden auf dieses Fest immer mit besonderen Gaben von seiten der Heiligungspflege bedacht. Vor hundert Jahren bekam jede stillende Frau auf diesen Tag 18 Kreuzer. Am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August, wird die sogenannte „Weisang“ geweiht. Die Jugend bringt sie mit Freuden in die Kirche. Besondere Blüten von Heilkräutern haben das Vorrecht, in diesen Kräuterbüschel gesteckt zu werden. Im November werden die Gräber der Verstorbenen auf das Allerseelenfest mit Liebe geschmückt, in der Abenddämmerung auch mit farbigen Lichtlein verschönt. In den letzten Jahren wurde vom Kindergarten aus versucht, einen Martinusbrauch mit Ritt durch das Dorf einzuführen. Der Nikolausbrauch ist hier wie in andern katholischen Ortschaften üblich. Die Adventszeit bringt den Adventskranz wie überall. Am Weihnachtsfest sind nicht nur die allgemein verbreiteten Geschenksitten zu nennen und die allgemein verbreitete Christbaumsitte. Als altüberlieferter Gebrauch ist das sogenannte „Schreckenläuten“ zu nennen, das schon in aller Frühe vor dem 1. Weihnachtsgottesdienst getätigt wird. Am St. Johannestag wird in der Kirche Wein geweiht. In der Sylvesternacht wurden in den letzten Jahren immer um Mitternacht die Glocken geläutet.

3. Lebenslauf. Es seien die Gebräuche genannt, welche die Wendepunkte des Lebens, Geburt, Heirat und Sterben umgeben. Bei der Geburt kommen besonders die Taufgebäude in Frage. Es war bis in die neueste Zeit üblich, daß die Patin, wenn sie noch ledig ist, mit einem Kranz auf dem Haupte zur Taufe kam. Nach einem noch lebenden Brauch wird das Kind unmittelbar nach der Taufe auf den Altar gelegt. Bei der Tauffeier ist auch der Vater des Kindes immer anwesend. Auch die Dorfjugend wohnt in größerer oder kleinerer Zahl der Taufe bei. Wenn das Kind die Kirche verläßt, geschieht vor der Kirche das vielfach übliche „Vorspannen“. Das Taufschließen geschieht nur bei Kindern mit besonderer bürgerlicher Bedeutung. Mit der in katholischen Dörfern allgemeinen Sitte der Aussegnung der Mutter vor ihrem Wiedereintritt ins Arbeitsleben, war in der hiesigen Gemeinde früher noch der Brauch verbunden, auch das Kind mitzubringen. Seit dem Jahre 1920 ist diese Sitte in Abgang gekommen. Die Hochzeitsgebäude sind die in katholischen Dörfern allgemein üblichen. Die Sitte der Brautbett-Einsegnung durch den Priester wird nie unterlassen. Auf ähnliche Weise wird auch jedes neu gebaute Familienhaus eingesegnet. Früher war es auch Sitte, daß die Verlobung vor dem Vertreter der Kirche geschah. Die Protokolle darüber, die bis zum Jahre 1932 reichen, sind noch da. In kranken Tagen ist es Sitte, daß man dem Kranken ein Geschenk „in die Krankheit“ bringt. Der aufgebahrten Leiche des Verstorbenen gibt man unter Gebet das Weihwasser. Der Sarg wird von 6 Leichenträgern getragen. Manchmal sind das in großen Familien die Enkel, in anderen Fällen die Standesgenossen und dergleichen. Auf dem Grabe findet man nicht nur die zierenden Blumen, sondern gewöhnlich auch das Weihwassergefäß. Da der Friedhof um die Kirche liegt, werden die Gräber nach dem Gottesdienst regelmäßig von Verwandten aufgesucht.

In diesem Zusammenhang kann auch die Reliquienverehrung genannt werden. Sie muß in der Geschichte des hiesigen ehemaligen Klosters eine große Rolle gespielt haben. Die in dieser Abhandlung schon genannte Urkunde von 1736 bezieht sich auf eine Reliquienschenkung durch die Großherzogin von Toskana Anna Maria Franziska. Die hier genannten kostbar eingefaßten Reliquien sind heute noch im Besitz der Pfarrgemeinde.

Mit der Reliquienverehrung verwandt ist das Tragen von geweihten Medaillen. Diese Sitte muß in der hiesigen Gemeinde besonders in der Barockzeit eine große Blüte erlebt haben. Es ist kein Zufall, daß im Jahre 1769 bei der Kupferbedachung des Kirchturms nicht nur eine Urkunde samt Münzen, sondern auch eine geweihte Medaille in den Knopf des Kirchturms gelegt wurde. Das religiös aufgefaßte Tragen von Medaillen und ähnlichen Gegenständen muß auch noch im 19. Jahrhundert in der hiesigen Gemeinde eine große Rolle gespielt haben. Auf Einzelheiten mit besonderen Belegen einzugehen, fehlt hier der Raum. In unserer Zeit werden religiöse Medaillen nur noch von Kindern getragen, vor allem als geschenkte Andenken von Wallfahrtsorten.

Volks Glaube. Zum Schluß noch ein kurzes Wort über alte Sagen im hiesigen Dorf. Unter der Jugend geläufig ist besonders die

Sage, daß vom alten Klostergebäude aus ein unterirdischer Gang zum alten Kloster Wannental hinaufgehe. Daß ab und zu von früherem Geisterumgehen im alten Klostergebäude gesprochen wird, ist selbstverständlich. Die Jugend nimmt das freilich nicht besonders tragisch. Sie geistert an den Herbstabenden lieber selber im Dorf, indem sie mit dem selbstgebastelten „Rübengeist“ die Leute zu necken sucht.

Brauchtum.

Wie anderswo wird am Dreikönigstag Salz, Brot und Kreide geweiht und mit der geweihten Kreide KMB über die Türbalken geschrieben (wird nur noch selten geübt).

Das Maienstecken ist mit dem herkömmlichen Unfug verbunden.

An der Kirchweih findet neuerdings (seit 1949/50) ein Hammellauf mit nachfolgendem Hammelessen statt. Die Veranstaltung geht dabei vom Musikverein bzw. einem Wirte aus. Jedes mitmachende Pärchen muß eine DM bezahlen. Der Musikverein übernimmt auch das Wecken an kirchlichen Festtagen und beim Kirchenpatrocinium (Margaretentag 13. VII.).

Taufe. Das übliche „Vorspannen“ der Kinder bei der Kirche.

Hochzeit. Um 12 Uhr nachts oder $\frac{1}{2}$ 1 Uhr wird das Brautpaar „heimgesungen“. Die Jugendlichen begleiten das Brautpaar in die Wohnung. Dabei wird das rührselige Lied gesungen: „Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt“.

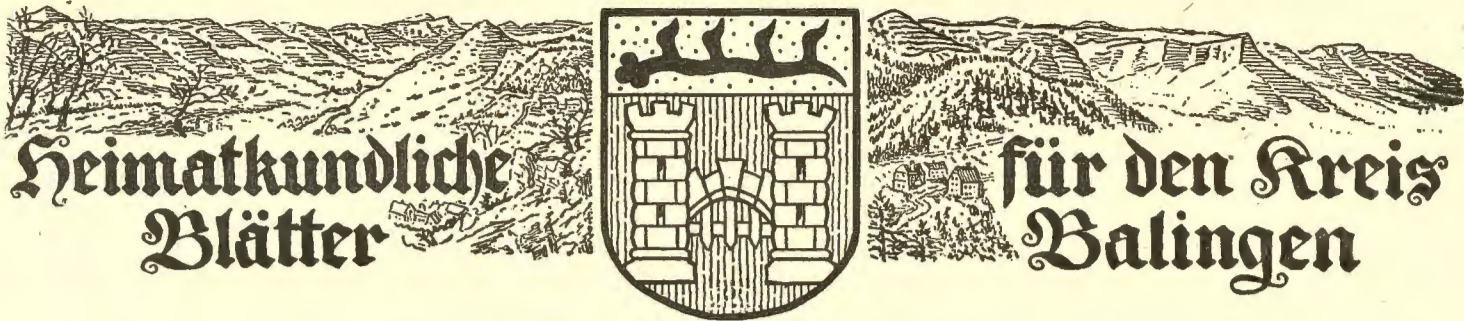
Bei der Hochzeit erhalten das junge Paar, die Brautfräulein, die nächsten Verwandten usw. kleine Päckchen, „Brautstrauß“ genannt, mit allerlei nützlichen oder humorvollen Geschenken.

Wirtschaftliche Verhältnisse

Durch die große Trikotfabrik von Gregor Götz (Margretwerk) wurde der Ort zu einer Industriegemeinde, während früher die Bewohner des Dörfchens gezwungen waren, ihr Brot auswärts zu suchen, soweit sie sich nicht in der heimischen Land- und Hauswirtschaft beschäftigen konnten. In früheren Zeiten ging man in die Schweiz in die Ernte, ins württembergische Unterland in die Hopfenernte. Hauben und Korsettweber arbeiteten nach Ebingen. — Das Sticken für Schweizer Firmen war bis in die 90er Jahre im Gang.

Aus dem Kirchenkonventsprotokoll 1842: „Es soll ebenfalls verkündet werden, daß die Weibsleut jedesmal nach Betzeit eine Laterne tragen müssen. Jede, die ohne Laterne getroffen wird, verfällt in eine Freiheitsstrafe von 6 Stund...“ — Ebenda 1843: „Es fällt Einheimischen und muß auch Fremden auffallen, daß mehrere hiesige Bürger den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen nur in werktäglicher Kleidung und mit schmutzigen Zipfelkappen besuchen. Da jeder Bürger gehalten ist, vor den weltlichen Behörden in ehrbarer Kleidung zu erscheinen, so sollte man auch erwarten, daß sie sich zu gottesdienstlichen Versammlungen ordentlich kleiden sollten.“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Johann Friedrich, v. Cotta, Mitbegründer der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee

Von Karl Heinrich v. Neubronner

Im Schillerjahr 1959 wird auch besonders des kongenialen Verlegers unseres großen Schwäbischen Dichters, des Freiherrn Johann Friedrich Cotta von Cottendorf, geboren in Stuttgart am 27. 4. 1764, gestorben daselbst am 29. 12. 1832 ehrend gedacht werden. Das einmalige Autor-Verlegerverhältnis kennzeichnet ein Brief Cottas an Schiller von 1795, ein Jahr, nachdem die erste Verbindung geknüpft worden war. In ihm heißt es: „Überhaupt rechne ich darauf, daß Sie in jedem Falle annehmen, offene Kasse bei mir zu haben, ohne mindeste Rücksicht, denn ich nehme das als Beweis Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft an.“ Erst Cotta befreite den Dichter von den Fesseln einer niederdrückenden Geldverlegenheit, so wie er sich stets als verantwortungsbewußter, hellhöriger Literaturkenner, als tatkräftiger Mäzen und als wahrer Freund der erlauchtesten Dichter, Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler und Staatsmänner seinerzeit erwiesen hat. Das Marbacher Nationalmuseum und die Universitätsstadt Tübingen, deren Rathaus das Portrait Cottas an der Hauptfront neben den Portraits anderer berühmter Bürger zeigt, bereiten Cotta-Ausstellungen vor. Sie werden gewiß einen bleibenden Eindruck von der schier unfaßlichen Vielseitigkeit Cottas vermitteln, von dem Heinrich Heine, ein anderer berühmter Autor seines Verlages, aus Egmont zitierend, gesagt hat: „Das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt“. Cotta war nicht nur Buchverleger und „Königlicher Kaufmann“. Er gab damals auch die bedeutendste deutsche Tageszeitung, die „Allgemeine Zeitung“ in Augsburg und mit den „Horen“ wohl die bedeutendste Literaturzeitschrift heraus. Gleichzeitig war er Mitbegründer der württembergischen Verfassung von 1818, Landtagsabgeordneter, der es verstand die Volksinteressen nachhaltig zu vertreten, Mitgründer des Zollvereins, bewährter Diplomat, der den Königen von Württemberg und Bayern, sowie dem Fürsten von Hohenzollern gleich wertvolle Dienste erweisen konnte und Mitgründer sozialer und wirtschaftlicher Einrichtungen, wie den zentralen Wohltätigkeitsverein, die Kasse zur Tilgung der Staatsschulden, der allgemeinen Sparkasse, die sich sehr segensreich bei der Bekämpfung von Elend und Hungersnot in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zur Gesundung der Wirtschaft seines Heimatlandes ausgewirkt haben. Damit erschöpften sich sein Fleiß, seine Güte, Tatkraft, humanistische Bildung, sein Wissen und Wagemut noch nicht. Als Gutsherr auf seiner Herrschaft Plettenberg mit dem Hauptsitz in Schloß Dotternhausen, Kreis Balingen und auf dem Rittergut Hipfelhof, Kreis Heilbronn, hob er als erster Herrschaftsbesitzer im Königreich Württemberg die Leibeigenschaft völlig auf, gründete Unterstützungsvereine und trat als tatkräftiges Mitglied dem ersten landwirtschaftlichen Verein der Landvogtei oberer Neckar bei. Er war ein vorbildlicher Land-

wirt, Forstwirt und Schafzüchter. Bei all seinen Unternehmen und Aufgaben, mit denen weite Reisen verbunden waren, kam sein Familienleben keineswegs zu kurz. Er war ein zärtlicher Ehemann und Familienvater. Er war ein treuer Freund und selbstloser Ratgeber. Rückschläge, Enttäuschungen, Verkennung und Intrigen blieben ihm nicht erspart, aber er ließ sich davon nicht entmutigen. Es war ihm ernst mit dem, was er seiner Enkelin Ida Aurelia v. Cotta, später verehelichte v. Neubronner für ihr Poesiealbum aufschrieb:

„Ein Herz, das edel ist und gut
Gilt mehr als Gold und Ehr.
Da hat man immer frohen Muth
Und Freude um sich her.
Man ist beständig mit sich eins,
Scheut kein Geschick und fürchtet keins.“

Unvergessen ist auch sein lebhaftes Interesse für die Probleme der Personen- und Güterbeförderung, zu einer Zeit, da man die spätere Bedeutung der Eisenbahn noch kaum erahnen konnte. Er regte die Dampfschiffahrt auf dem oberen Rhein und auf der Donau an. Er war der Mitbegründer der ufer- und völkerverbindenden Dampfschiffahrt auf dem Bodensee. Die Art, wie er seine Planung anstellte und vorantrieb, wie er genaue Wirtschaftsberechnungen anforderte, wie er alle politischen, technischen, lokalen und übergeordneten Erfordernisse weitblickend beachtete und seiner Idee dienstbar zu machen verstand, ist typisch, sowohl für seinen Charakter als auch für seine Denkungsweise.

Bereits 1817 hatte der Mechaniker George Bodmer in Konstanz begonnen ein hölzernes Schiff zu bauen, für das er eine Dampfmaschine in England bestellte. Sie traf jedoch nicht ein, so daß das, auf den Namen der Badischen Großherzogin Stephanie getaufte Schiff seine einzige Probefahrt ohne Dampf antreten mußte. Es blieb beim Konstanzer Pulverturm liegen. Seine Name wurde im Volksmund als „Steh-fahr-nie“ ausgelegt. Bodmer war finanziell ruiniert. Die Stephanie mußte 1821 auf Abbruch verkauft werden. Cotta, davon überzeugt, daß die anwachsende Bevölkerung, die beginnende Industrialisierung, die durch den Zollverein geöffneten Grenzen, schnellere, bessere, tragfähigere Schiffe als die bisherigen Ruder- und Segelboote erforderten, ließ sich nicht abbringen. Die allgemeine Einstellung zu seinen Plänen illustriert eine Anekdote, die ihm am 2. 4. 1828 (!) von Johann Stern aus Frankfurt mitgeteilt wurde. Ein Frankfurter Kaufmann und sein Sohn betrachten vom Ufer aus ein Dampfboot. Der Sohn fragt: He, Vater, was bedeuten denn die Schornsteine und der linnene Ventilator? Darauf der Vater: Nu, durch den großen Schornstein verdampft das Kapital. Durch den kleinen die Interessen (=Zinsen), deshalb hängt der leere Beutel daneben.

Nachdem Cotta seine Kalkulationen abgeschlossen hatte, gelang es ihm, das Interesse des Königs Wilhelm I. von Württem-

berg zu gewinnen. Cottas Ansehen bot die Gewähr, daß nichts unsolides mit seinem Namen verbunden war. Der König bewilligte die erforderlichen Schiffsprivilegien und Cotta konnte mit der Friedrichshafener Schiffergesellschaft unterhandeln. Gegen eine Abfindung und gegen lebenslängliche Renten traten ihre Mitglieder ihre Rechte an die erste württembergische Betriebsgesellschaft für die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ab, die am 3. Juli 1824 mit Unterstützung des Königs und des Stuttgarter Finanzrates Nördlinger gegründet werden konnte. Aktionäre waren der Staat, der König, Cotta, der amerikanische Konsul in Genf Church, der technisch außerordentlich begabt war und bereits in Genf ein seetüchtiges Dampfboot vom Stapel gelassen hatte, einige Stuttgarter Bankiers und einige persönliche Freunde Cottas. Church vermittelte auch die Verbindung zwischen Cotta und David Macair, der eng mit ihm zusammen arbeitete. Die Gesellschaft bestellte einen Schiffstyp nach Churchs Vorschlägen. Das Schiff wurde in Friedrichshafen am 17. August 1824 auf den Namen „Wilhelm“ getauft und in Gegenwart der königlichen Familie und einer großen Menge in- und ausländischer Neugieriger glücklich vom Stapel gelassen. Es kostete 51 000 Gulden, war 98 engl. Fuß lang und 16 Fuß breit und wurde durch eine Niederdruckmaschine von 21 PS, hergestellt von der Maschinenfabrik Faucett in Liverpool, angetrieben. Schon am 10. 11. 1824 konnte es seine Jungferntour antreten. Eine unabsehbare Menschenversammlung beobachtete die Vorbereitung dazu, teils skeptisch, teils spöttisch. Sollte tatsächlich ein Schiff ohne Ruder und Segel fahren können?

Sie wollten sich von dem Baron von der Balinger Alb nicht so leicht auf den Arm nehmen lassen. Als aber der „Wilhelm“ mit einem Mal mühelos in den offenen See dampfte, schrien die überraschten Zuschauer begeistert: „Es goht, es goht“. Es war, als hätten sie Cottas geheimsten Wunsch erfüllt, der über vielen seiner Unternehmungen hätte gesetzt werden können, an denen seine Umwelt gezweifelt hatte. Das Schiff erreichte nach einer Stunde Fahrt Langenargen. Ab 1. 12. 1824 begann es seinen regelmäßigen Kurs zwischen Friedrichshafen und Rorschach. Bis 1846 leistete es zuverlässig seinen Dienst, obwohl es unterweilen schnellere Schiffe gab und es als „Seeschnecke“ ein wenig belächelt wurde. 1848 wurde der „Wilhelm“ der Pionier wirklich seetüchtiger Dampfschiffe auf dem Bodensee abgebrochen.

Weniger glücklich, vielmehr mit Ärger verbunden und finanziellen Verlusten, die Cotta oft sehr bedrückten, war sein Versuch, auch die Lindauer für die Dampfschiffahrt zu gewinnen. Gleichzeitig mit seinen Friedrichshafener Verhandlungen hatte Cotta, von Church unterstützt, die Privilegien für ein bayerisches Schiff beantragt und, dank seiner guten Beziehungen zum König, erhalten. Auf der Werft in Friedrichshafen wurde auch das zweite Schiff erbaut, das bereits eine verbesserte Radeinrichtung mit sich vertikal hebenden und senkenden Schaufeln besaß. Es wurde auf den Namen

„Max Josef“ getauft und bald nach dem „Wilhelm“ vom Stapel gelassen. Den Löwenanteil an den Kosten von 60 000 Gulden mußte Cotta aufbringen. Er benachrichtigte die Bayrische Regierung von der Indienststellung des Schiffes und erhielt unterm 30. 10. 24 von Herrn von Freisheim einen sehr höflichen Brief in dem es heißt: „füge ich zugleich den Wunsch bei, daß der Erfolg der ersten wie jeder künftigen Fahrt Ihren Erwartungen voll entsprechen möge, woran um so weniger zu zweifeln ist, als für das Gelingen des nützlichen Unternehmens schon der Name des Erbauers bürgt, und verdienstvolle Bemühungen dieser Art in einer ehrenden Anerkennung und allgemeinen Teilnahme immer ihre Belohnung finden. Übrigens dürfen Euer Hochwohlgeboren sich der beruhigenden Überzeugung überlassen, daß die bayer. Regierung Ihren Privilegien Schutz und Unterstützung mit Vergnügen gewährt, und zur Beseitigung störender Hindernisse oder Mißverständnisse nach Möglichkeit einwirken wird.“ Aber Cotta fand in Lindau keinen Widerhall. Die dortige Schiffergesellschaft verhielt sich ablehnend, sogar feindselig, und die Regierung war offenbar außer Stande eine ähnliche Vereinbarung und Ablösung zu vermitteln, wie das in Friedrichshafen geschehen war. Erst 1841 war sie gegen eine Abfindung von 54 000 Gulden soweit.

Am 3. 12. 1824 erschien der „Max Josef“ nach vierstündiger Fahrt erstmals in Lindau. Am 5. 12. 24 erreichte er Konstanz in 2½ Stunden. Das größte Aufsehen erzielte das Schiff jedoch, als es am 25. 4. 1825 auf

dem Untersee Stein und Schaffhausen ansteuerte. Allgemein wurde seine wendige Manövrierfähigkeit bewundert. Diese Reise machte Cotta in Begleitung seiner Gattin mit. Ehe die Rückfahrt angetreten wurde, huldigte er vor Arenenberg der Königin Hortense. Ab 1. 5. 1825 begann das Schiff seine regelmäßigen Touren. Bereits im Januar 1825 hatte es 21 000 Ztr. Waren, 9 000 sonstige Sendungen und 600 Fahrgäste von Lindau nach Rorschach befördert. Dennoch boykottierten die Segelschiffbesitzer nicht ohne Erfolg. Der „Max-Josef“ erwies sich für Cotta immer mehr als Fehlspekulation. Sein Anerbieten an Bayern, das Schiff für den ganz geringen Preis von 15 000 Gulden verkaufen zu wollen, wurde ausgeschlagen. Noch am 13. 10. 1826 ließ der Konstrukteur Johann Conrad Schnell aus Lindau, der mehrere bald überholte Versuche angestellt hatte, größere Schiffe durch Rudermaschinen, die von acht Mann bedient werden mußten, anzutreiben, Cotta seine Dienste anbieten, nun allerdings für den Bau von Dampfschiffen, und zugleich vor der Absicht der Schifferschaft warnen, die anstrebten, Cotta seiner Privilegien verlustig erklären zu lassen. Freilich, die Entwicklung konnte sie letztlich doch nur um Jahre aufhalten. Der Freiherr hatte sie richtig vorausgesehen, den Goethe 1797 so geschildert hat: „Je näher ich Cotta kenne, desto besser gefällt er mir, für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handlungsweise hat er viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist.“

Balingen im 19. Jahrhundert der Form des Türsturzes angepaßt, auch rechteckig. Eine unserer Inschriften stammt von einem waagrechten Balken. Nicht aufgenommen wurden Steinmetzzeichen, Wappen, Wirtshausschilder oder plastischer Wirtshausschmuck (wie z. B. an der Ecke des Gasthauses zur Rose), Türbeschläge, eingemauerte Feierabendziegel und dergleichen.

Es bleiben 19 Hauszeichen und -Inschriften, davon tragen 15 Jahreszahlen, und zwar alle bis auf ein Stück von 1701 die Jahreszahl 1810, das Wiederaufbaujahr nach dem großen Stadtbrand. Die Ziffer 1 der Jahreszahlen ist stilgeschichtlich besonders aufschlußreich. Sie ist bei 1701 umgekehrt v-förmig mit nach außen geschwungenen Schenkeln. 1810 hat sie in vier Fällen die gleiche Gestalt, in vier anderen Fällen ist sie aber weiterentwickelt: Der Anstrich schwingt sich, den Grundstrich überschneidend, zurück, eine im Rokoko beliebte Form. In den übrigen Fällen ist die 1 klassizistisch einfach, ein senkrechter Strich mit oder ohne i-Punkt. In vier Fällen ist die erste 1 der Jahreszahl in der besprochenen reichen, die zweite in der einfacheren Form gehalten. Altertümliche und zeitgemäße Formen nebeneinander sind eines der Merkmale des Nachhinkens der Stilentwicklung in unseren Landstädten um etliche Jahrzehnte gegenüber der „großen“ Stilentwicklung in den Zentren. Gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts beobachten wir ein solches Nachhinken im „Bauernstil“ der Trachten, der Möbelmalerei usw.

Wir kommen zu den Buchstaben, meist Gruppen von einmal oder zweimal zwei bis drei Initialen des einfachen oder doppelten Vor- und Zunamens des Besitzers oder der Besitzer. Wir fanden zwölf solche Inschriften, zum Teil verbunden mit Jahreszahlen oder Bildern. Es werden große lateinische Druckbuchstaben verwendet, bis auf zwei Fälle mit großen lateinischen Schreibbuchstaben. In einem davon sind die Buchstaben nach Art eines Monogramms der friederizianischen Zeit verschlungen. Man kann bei dieser Inschrift aus dem Jahr 1810 die Buchstaben K und W und wenn man will, noch weitere herauslesen.

Zum schmückenden Beiwerk gehören in je einem Fall aus dem Jahr 1810 Rokoko-Ranke, Tulpe und Sternblume in Bauernmanier, Schnörkel in Form einer durch eine Raute überschrittenen liegenden 8, ein seit der Renaissance beliebtes Motiv und als klassizistisches Requisit zwei gekreuzte Palmblätter. War solcher Schmuck ursprünglich aus Symbol, so ist er in unserem Fall wohl schon reines Ornament geworden. Dagegen finden wir andere Darstellungen, deren Symbolgehalt von den Verfertigern wohl noch mehr oder weniger verstanden wurde, für uns aber nur durch eingehende Studien erkennbar werden kann. So wird die Bedeutung des Vogels und des Hahns von 1810, sowie der wohl aus derselben Zeit stammenden Adam und Eva vielleicht durch archivalische Lokalforschung und Erfragen von Familienüberlieferungen geklärt werden können. In vier Fällen finden wir die Brezel als Bäckerzeichen, davon dreimal mit gekreuzten Bäckerschaufeln, einmal von 1701, die anderen von 1810. Die Bäckerei ist mehr als andere Handwerkszweige eine bildnerische Tätigkeit. So mag der Bäcker auch besonderen Sinn für Handwerkszeichen über der Haustür besessen haben, denn das Bäckerzeichen überwiegt auch in verschiedenen anderen alten Städten.

Vielleicht ist auch das Zeichen zwischen den genannten beiden Bauernblumen ein Handwerkszeichen, vielleicht eine Hausmarke, d. h. ein an Haus und Geräten angebrachtes geometrisches Zeichen, das mehr auf das Haus als auf die Familie bezogen wurde, sonst aber bei Bürger- und Bauernfamilien früher bis zu einem gewissen Grad die Stelle des Wappens einnahm. Solche

Hauszeichen und -Inschriften von Balingen

Dr. R. Ströbel, Schweningen

Was wir nicht nur der Schule im Allgemeinen, sondern der persönlichen Prägung unserer Lehrer verdanken, bringt uns das Leben manchmal erst durch späte Zufälle zum Bewußtsein. Durch ein im Deutsch-Unterricht von Stud.-Rat Nester in Tübingen ihm aufgetragenes Referat wurde der Schreiber dieser Zeilen schon mit 13 Jahren zum Sammeln von Hausmarken und ähnlichem volkstümlichem Schmuck an Häusern angeregt. Er führte eine solche Sammlung auch bei einem Besuch in Balingen 1925 durch. Als er nun Balingen anlässlich eines Vortrags sich dieses Jahr wieder genauer ansah, mußte er schmerzlich erkennen, daß seine damaligen kindlichen Bemühungen heute einen nicht vorhersehbaren Wert haben können, denn anstelle der alten Hauszeichen und -Inschriften auf Steinmauern fand er besonders in den Hauptstraßen der Altstadt Auslagen hinter Glaswänden. Es gehört dies zu dem überall festzustellenden Verlust unserer alten Städte, nicht etwa durch den Krieg, sondern durch das nachfolgende Wirtschaftswunder. Da der Berichterstatter nur noch einen Teil der Hauszeichen und -Inschriften wiederfand, suchte er in der Annahme, daß die abgegangene Bildhauereien vermutlich auch nicht von anderer Seite systematisch festgehalten wurden, nach seinen damaligen Notizen. Er fand sie erstaunlicherweise wieder und gibt sie hiemit bekannt. Freilich muß sich dieser Bericht auf eine Vorlage des Materials und den Versuch seiner Einordnung in überlokale Zusammenhänge beschränken. Die weitere Forschung muß den in Balingen ansässigen Heimatfreunden überlassen bleiben. Wenn die Wiedergaben auch nicht auf Fotos, sondern nur auf primitive, nicht völlig genaue Skizzen nach der Natur zurückgehen, so wird es der örtlichen Forschung doch nicht schwer fallen, mit Hilfe der Kirchenbücher die Initialen zu Namen ergänzen und die Inschriften und Zeichen zu lokalisieren, zumal sich der Bestand von 1925 bis zur Währungsreform kaum verändert haben wird, sodaß sich noch die meisten

Einwohner daran erinnern. So wiegt das Versäumnis, Straßen und Hausnummern nicht notiert zu haben, leichter.

Hauszeichen und Initialen vertreten ja früher Hausnummer, Namen- und Firmenschild in abgekürzter, bildhafter Form, wenn auch diese drei Dinge daneben schon seit



dem Ende des 18. Jahrhundert bei uns in der heute üblichen Weise dargestellt wurden. Die Zeichen und Inschriften sind meist in Reliefmanier in Sandstein ausgehauen worden, über die ganze Breite des Türsturzes hinweg, in einem Rahmen auf dessen Mitte, oder auf einem angedeuteten „Schlußstein“. Der Schlußstein hat natürlich bloß bei einem Türbogen nicht bei einem waagrechten Türsturz konstruktiven Sinn. Er wird deshalb auch nur aus dem Türsturz herausgemeißelt, zunächst in der ursprünglich trapezförmigen Gestalt, dann, gerade in

Hausmarken sind in ihren Spätformen durch einen wie eine 4 gestalteten oberen und einen ankerartigen unteren Teil gekennzeichnet. Über die Bedeutung dieser Formen wurde viel gerätselt. I. C. Rösler hat in der Zeitschrift „Das württembergische Museum“ III 1,2 S. 9 einen interessanten Deutungsversuch im Sinne von Jahreszahlen gegeben, die in unseren beiden Fällen aber 1750 und 1200 gelesen werden müßten, obwohl unsere Zeichen höchstwahrscheinlich von 1810 stammen. Wenn auch manches zumindest gegen eine allgemeine Gültigkeit der Deutung von Rösler spricht, so können doch unsere beiden Hausmarken nicht gegen seine Theorie angeführt werden, da schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Sinn der Hausmarken vielfach nicht mehr verstanden wurde. Dafür spricht unter anderem die aus rein asthetischen Gründen der Symmetrie spiegelbildlich verdoppelte 4 in unserem zweiten Beispiel. Einen noch weiter getriebenen Abbau des oberen Teils der Hausmarke lassen zahlreiche Beispiele derselben Zeit von Kalmbach bei Wildbad erkennen, wo nur noch der Anker übriggeblieben ist.

Wenn wir also unsere Hausmarken mit einem Fragezeichen versehen müssen, so bleibt abschließend noch eine zweite größere Frage übrig. Wir haben, wie erwähnt, 15 mal die Jahreszahl 1810 notiert, nur eine Darstellung ist über ein Jahrhundert älter. Die restlichen vier Fälle gehören ihrem Stil und ihrer Lage nach vermutlich ebenfalls in das Jahr 1810, das Jahr des Wiederaufbaus nach dem Brand von 1809. Dieser Brand hat aber lange nicht 95 Prozent von Balingen vernichtet, wie man bei einer gleichmäßigen Verteilung der Zeichen und Inschriften nach Zeit und Raum annehmen müßte. Nach dem Brand in Balingen wurden also Hauszeichen und Inschriften wesentlich häufiger verwendet als vorher. Als Gründe dafür könnten angeführt werden: der Stolz der Besitzer über den Wiederaufbau, die Zerstörung und der Wiederaufbau gerade der repräsentativsten Straßen der Stadt, die Notwendigkeit, die gleichartigen Neubauten zu unterscheiden oder auch nur eine lokale Modeerscheinung.

Doch ist die Häufung der Hauszeichen und -Inschriften zu Anfang des 19. Jahrhunderts eben nicht lokal begründet, vielmehr ist diese Zeit auch in anderen kleineren Städten und Dörfern besonders symbolfreudig. Auch die Bauernkunst liebt in dieser Zeit im Gegensatz zur damals herrschenden Hochkunst des Klassizismus, aber auch im Gegensatz zur vorangegangenen der Hochkunst näherstehenden Bauernkunst des Barock und Rokoko Besitzerinschriften, Jahreszahlen und Bildsymbole, wie Lebensbaum, Schlange, Vogel, Hirsch usw. an Häusern, Möbeln, Springerlesmodellen und Ähnlichem in besonderem Maße. Die Kunst des Klassizismus ist steif und seine Symbolik beschränkt sich auf Frauengestalten als Verkörperung gedanklicher Inhalte und sich in Schlössern endlos wiederholende Monogramme. Das übrige griechische Symbolgut, dessen sich der Klassizismus bedient, ist zum nicht mehr verstandenen Ornament geworden und das zur selben Zeit, in der wir im kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bereich einen Höhepunkt und zwar einen letzten Höhepunkt, der Bild-, Zeichen- und Buchstabensymbolik erleben.

Zum Verständnis dieser Erscheinungen ist deren Einordnung in die Gesamtentwicklung notwendig. Besonderen Symbolreichtum finden wir außer in dem eben beschriebenen Bereich schon in der Romanik, dann in der deutschen Renaissance, beschränkter vorher in der Gotik, nämlich dort, wo die Bauleute freie Hand hatten und in der religiösen und weltlichen Kleinkunst. Ähnliches gilt für den Bauernbarock. Das Symbol hängt also weitgehend mit der zeitlosen Volkskunst zusammen, die sich in den äl-

teren Stilen, zumal in der Romanik, noch kaum von der Hochkunst trennen läßt, während Hochkunst und Volkskunst im Klassizismus nur noch wenig zusammenhängen. Heute hat die Hochkunst die Volkskunst fast völlig verdrängt. Die verschiedenen Stile der Hochkunst scheinen aber auch von sich aus verschiedene Voraussetzungen für das Symbol mitzubringen. So liegt es nahe, eine Einordnung unserer Symbole in das „periodische System“ Adama van Scheltemas zu versuchen, was freilich wie überall, wo man lebendige Entwicklung in ein System preßt, nur mit etwas Gewalt möglich ist. Romanik, Renaissance und Klassizismus entsprechend jeweils der A-Stufe Adama van Scheltemas. Wir können in ihr die Begriffe Symbol, Zeichen, zeichnerische Kunst, Strenge, Männlichkeit, Archaik, Neuanfang bzw. Wiederaufnahme zusammenordnen im Gegensatz zur jeweils sich daraus entwickelnden „weiblichen“ B-Stufe, dem reichen Stil der malerischen Fülle. In der B-Stufe scheint eine tiefere Schicht des Symbols aufzubrechen, Farben und Formen gewinnen als solche mehr Symbolwert, während einfache Zeichen und gegenständliche Symbole der A-Stufe zurücktreten.

Erstaunlich ist, daß bis in vor- und frühgeschichtliche Zeit zurückreichende Symbolformen gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder auftauchen, ohne daß immer eine lückenlose Kontinuität zu verfolgen wäre. Hier baut bisweilen das symbolgeladene Märchen, Volkslied und Volkstanz eine Brücke, soweit diese überhaupt notwendig ist, da Symbole immer wieder dieselben Gestalten annehmen, wenn sie aus dem Unterbewußtsein aufbrechen. In das beginnende 19. Jahrhundert fällt aber auch die wissenschaftliche Erforschung des Symbols in Geste, Wort, Bild und Zeichen, die Sammlung von Märchen und Volksliedern. Dieses von der romantischen Wissenschaft geretete Volksgut wurde von den romantischen Künstlern nacherlebt und verarbeitet. Es mag sein, daß eine solche Einstellung der geistig führenden Schichten zum „einfachen“ Volk wieder auf dieses zurückwirkte und die kleinbürgerliche und bäuerliche Kunst ermutigte, sodaß man auch nach dem Brand von Balingen die Häuser nicht nur mit langweilig beschrifteten Blechtafeln der Bürokratie an den Ecken, sondern auch mit bildhaften altüberlieferten in Stein gemeißelten Gestalten und Zeichen über den Haustüren versah.

Die Zeit der Romantik ist mehr als Romanik und Renaissance eine Zeit des Verstehens anderer Lebenskreise. Der Klassizismus hat die Antike mißverstanden, aber nicht so sehr, wie die Renaissance; die Romantik hat die Gotik und das Volkstümliche mißverstanden, aber nicht so sehr, wie der

Klassizismus die Antike. Jeder Gewinn an Verstehen mußte jedoch mit einem Verlust an Stil, an eigener Prägung erkauft werden. Die Romanik hatte mehr eigenen Stil als die Renaissance, die Renaissance mehr als der Klassizismus. Heute haben wir im Verstehen des Alten und Fremden Entscheidendes dazugelernt, denn wir verstehen es nicht nur romantisch, sondern nüchtern-sachlich. Indessen ist der sachliche Stil unserer Zeit so ganz anders geworden als alles Vorangegangene, so völlig ohne die gewohnten Stilmerkmale, daß der Name Stil im bisherigen Sinne auf ihn kaum mehr zutrifft. Diesen zweifellosen Verlust an Eigenem wiegen wir mit dem Verstehen des Fremden auf, dessen Grenzen dieselbe Technik aufgebrochen hat, die auch den Stil im alten Sinne ad absurdum führte. Die ganze Welt, alle Zeiten können wir geistig erwerben, wenn wir uns nicht im materiellen Erwerb erschöpfen. Was aber kann erwerbbarer sein, als was man von den Vätern ererbt hat? Versuchen wir zunächst dieses zu verstehen, bevor wir das Erbe von Cowboys, Indianern und Negern antreten, denn nur dann wird es uns gelingen, auch die Werte fremder Völker richtig zu erfassen.

Frühere Zeiten nahmen sich mit Grund das Recht heraus, Werke ihrer Vorgänger zu vernichten, weil sie dieses durch eigenes, gleichwertiges Können ersetzten. Aber ist es heute eine Kunst, in Eisen und Beton, Kunststoff und Glas alles bisher Dagewesene an Umfang und Gewagtheit der Konstruktion zu übertrumpfen? Ist es nicht die größere Kunst, in Holz und Stein in sauberer Handarbeit zu gestalten, was den begrenzten Möglichkeiten dieser Materialien entspricht? Liegt der höhere Wert in wechselnder Reklame hinter Riesengläsern oder in schlichten für Jahrhunderte geschaffenen Bildhauerarbeiten kleinen Formats? Es wäre natürlich nichts falscher, als unserer Zeit ihre eigenen Gesetze absprechen zu wollen und ihr einen Rückgriff auf alte Zeiten zu empfehlen. Unsere Zeit verlangt von uns allen ihren Zoll, sie sollte aber doch einen ganz kleinen Teil dieses Zolls zugunsten eines Verständnisses für die Vergangenheit opfern, auf der sie fußt. Möge rechtes Verstehen auch dazu helfen, die wenigen noch in Balingen vorhandenen Hauszeichen und -Inschriften zu erhalten, und zwar wenn möglich, an ihrer ursprünglichen Stelle. Wenn diese verglast werden soll, dann bleibt doch am selben Haus immer noch ein kleines Stück solider, alter Mauer übrig, wo die Bildhauerei eingefügt werden kann. Und wenn auch da kein Platz mehr bleibt, so ist das Museum ein Asyl für solche Dinge, die heute keineswegs mehr zu häufig und zu gewöhnlich sind, um einen Ehrenplatz im Museum einzunehmen.

Reichsverweser Erzherzog Johann

Aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Todestages / Von O. v. Gschließer

(Schluß)

Mehrmals unternahm Erzherzog Johann große Reisen, um aus den in anderen Ländern gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Wirtschaft und der Technik, des Kultur- und Geisteslebens Anregungen für seine steirische Heimat zu gewinnen. Solche Reisen führten Erzherzog Johann in die westeuropäischen Staaten und in die Länder des nahen Ostens und des Mittelmeerraumes.

Ein besonderes Interesse Erzherzog Johanns galt dem Bahnbau. Durch Ingenieure seines Geniekorps ließ er die Trasse für die Semmeringbahn vermessen und konnte es gegen verschiedene Widerstände durchsetzen, daß die Südbahn von Wien nach Triest nicht über Westungarn, sondern über die Steiermark geführt wurde. Auch dem Ausbau, der Erhaltung und Verbesserung des

Straßennetzes widmete Erzherzog Johann tatkräftige Aufmerksamkeit.

Seit 1822 Besitzer eines Radwerkes in Vordernberg, gelang es Erzherzog Johann die Vordernberger Radmeister zu einer Kommunität zu vereinigen, wodurch der steirischen Eisenindustrie für die kommenden Zeiten Bestand und Fortschritt gesichert und die Voraussetzungen zur Entwicklung der Österreichischen Alpine-Montan-Gesellschaft geschaffen wurde. Am steirischen Erzberg verhalf Erzherzog Johann zeitgemäßen Verbesserungen in der Betriebsführung zu bedeutenden Erfolgen.

Erzherzog Johann war auch für soziale Fragen ziemlich aufgeschlossen. Die zur sozialen Wohlfahrt der Arbeiter am steirischen Erzberg geschaffene „Bruderlade der Berg- und Hüttenarbeiter“ verdankt Erzherzog Johann ihr Entstehen. Erzherzog Jo-

hann war darüber hinaus um die Fürsorge für die Kranken und Arbeitsunfähigen, für die Bestellung von Ärzten, die Errichtung von Krankenhäusern und Wohnbauten erfolgreich bemüht. Auch eine bessere Dienstbotenverordnung für die steirischen Landarbeiter geht auf Erzherzog Johann zurück.

Durch diese und viele andere Maßnahmen wurde Erzherzog Johann zu einer weit über seine steirische Heimat hinaus geachteten und geliebten Persönlichkeit. Das Beispiel seiner zahlreichen Gründungen und Stiftungen wurde bald in den übrigen österreichischen Ländern und im ganzen deutschen Kulturraum nachgeahmt. Die Herzen der Steirer hat Erzherzog Johann nicht zuletzt durch seine Vermählung mit der bürgerlichen Postmeisterstochter Anna Plochl aus Bad-Aussee, die er im Jahre 1829 gegen viele Widerstände des Hofes durchzusetzen vermochte, gewonnen. Für diese und seine Nachkommen nahm er den Namen Graf von Meran an, ein Zeugnis seiner Verbundenheit mit Deutschirol.

Für die Beliebtheit Erzherzog Johanns zeugt auch die Tatsache, daß er im Sturmjahre 1848 nach Wien gerufen wurde, um dort die politischen Gegensätze durch seinen persönlichen Einfluß auszugleichen und die Ruhe in Wien und in den Ländern wieder herzustellen. Erzherzog Johann war es, der 1848 den ersten konstituierenden österreichischen Reichstag in Wien eröffnete. Auch an der Errichtung der österreichischen Aka-

demie der Wissenschaften war Johann maßgeblich beteiligt.

Als am 29. Juni 1848 in Frankfurt am Main der künftige deutsche Reichsverweser gewählt wurde, entfielen von den 521 abgegebenen gültigen Stimmen 436 auf Erzherzog Johann. Seine Wahl wurde in allen deutschen Ländern mit großer Freude und Genugtuung begrüßt. Als seine Mission im deutschen Reichstag zum Scheitern verurteilt war, kehrte Erzherzog Johann in die Steiermark zurück und nahm hier die Wahl zum ersten demokratisch gewählten Bürgermeister der Gemeinde Stainz an, in der er als Schloßbesitzer Grundherr gewesen war.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens galten der Pflege der von ihm geschaffenen Einrichtungen in der Steiermark und der Durchsicht seiner sorgfältig geführten Tagebücher. Da es ihm nunmehr wieder vergönnt war, sich in Tirol, das mit der Steiermark ihm ganz besonders ans Herz gewachsen war, aufzuhalten, erwarb er in der Nähe von Meran das Schloß Schönna.

Als er am 11. Mai 1859 seine Augen für immer schloß, verlor die Steiermark ihren größten Wohltäter, Tirol einen treuen Anwalt und Freund. Seinem Wunsche gemäß wurde Erzherzog Johann in der nach seinem Tode auf Schloß Schönna errichteten Gruft beigesetzt. In den Herzen der Tiroler und Steirer und in seinen überaus zahlreichen und bedeutungsvollen Werken lebt Erzherzog Johann unvergessen fort.

Taschentüchern, von denen jeder Mithelfer eines bekommt.

Das Gesinde wechselte früher am Stephanstag oder an Martini, die Kindsmädchen an Lichtmeß.

Ist beim Hausbau das Kellergewölbe ausgemauert, dann erfolgte der „Kellerschluß“, bald darauf die „Mauerebene“, wobei es jedesmal Freibier gibt.

S a g e n 1. Auf hiesiger Markung sei eine große Kiste voll Geld vergraben. Zwei Männer machten sich daran, den Schatz zu suchen und zu heben. Als sie auf die Kiste stießen, saß zu ihrem großen Schrecken eine feurige Katze darauf und ein Mann ohne Kopf kam zu ihnen. Sie ergriffen jetzt in ihrer Angst die Flucht. Einer der beiden Schatzgräber ist unlängst (vor 1900) gestorben. Er hat die Geschichte immer für „gwiß wöhr“ erzählt.

2. Im 30jährigen Krieg sei bei den Kriegäckern eine große Schlacht geschlagen worden. Daher ihr Name. Die hiesigen Einwohner und die Leute der Umgebung stammen von den Schweden ab.

3. Beim sog. „Langen Stein“ liege ein römischer Kaiser begraben. Dies steht wohl im Zusammenhang damit, daß Prof. Fraas vor einigen Jahren (d. h. vor 1900) nahe beim Langen Stein eine alte Römerstraße hat aufdecken lassen. Der Stein ist ungefähr 1 m hoch und man nimmt an, daß er als Wegzeiger gedient habe. (Lehrer Keppeler, Meßstetten, 1900).

4. Bei den Dreibanmarken (baden-württemberg.-hohenzollerische Grenze) liege ein Offizier in einer goldenen Bahre begraben.

5. Die große Schwenninger Glocke sei den Meßstetter gestohlen worden. Die Meßstetter haben sie im 30jährigen Krieg nahe der Schwenninger Grenze vergraben und die Schwenninger haben sie dann gefunden und mitgenommen.

6. Links von der Straße Meßstetten-Hosingen sei früher eine große Stadt gestanden mit Namen „Wangen“, wonach der dortige Wald den Namen „Wangenwäldle“ bekommen habe. - Bei Ausgrabungen, die auch Prof. Fraas leitete, fand man im Wangenwäldle verschiedene Grabhügel mit Urnen (Keppler).

7. Im Meßstetter Tal ist eine Höhle, die die „Schmugglerhöhle“ heißt. Hier sollen früher die Handelsleute ihre Waren verborgen haben, um sie bei Nacht über die (württ.-badische) Grenze zu schaffen.

8. Es sei früher einmal eine große Viehseuche hier gewesen. Das Vieh habe man massenweise in eine Erdsenkung, deren es hier sehr viele gibt, geworfen und mit Steinen zugedeckt.

Fortsetzung folgt

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 26 Meßstetten

Bräuche

Am Nikolaustag erhielten früher (Bericht um 1900) die Kinder von ihren Paten kleinere Geschenke, Mutscheln oder Zuckerwaren.

Am 24. Dezember legten die Kinder ein Büschel Heu vor das Fenster für das Eesein, das den Weihnachtswagen ziehe. Als Christbaum wurde um 1900 noch ein Zweig der Edeltanne benützt. An Neujahr wünscht man sich „ein glückhaftes, gesundes Jahr“. Neujahrs Geschenke waren ehemals üblich: Mutscheln oder Bubenschenkel (Gebäck).

Eier vom Karfreitag gehören dem Vater.

Die Kinder kommen in Meßstetten aus dem „Laufbrunnen“. Beim „Weisen“ bringt man der Kindbetterin Weißbrot oder Mutscheln oder Suppe. - Vor der Geburt mußte früher in manchen Häusern ein Licht brennen, 8-14 Tage lang. Macht die Wöchnerin ihren ersten Ausgang ins Feld, dann ha-

gelt es. Konfirmationskleidung heißt auch hier (wie in Tieringen) „Büchlebeathäß“.

Verlobungen waren früher nicht üblich. Hochzeitstag heute wie sonst meist samstags, früher montags, noch früher dienstags und freitags. Früher lud die Braut und eine Gespielerin ein, um 1900 Braut und Bräutigam.

Vorhochzeit im Haus der Braut war früher üblich. Es gab Bier, Schnaps und Brot. Morgensuppe, einstmals Metzelsuppe mit Birnenschnitzen und Hutzeln, später Bier, Brot und Schnaps.

Hochzeitszug: um 1900 noch in der alten Ordnung: Den sog. „Vorgang“ bildeten die ledigen verwandten Mädchen, dann kam die Braut, geführt vom Brautführer, rechts und links von einer Gespielerin begleitet. Nun schlossen sich die verwandten ledigen Buben an. Ihnen folgte der Bräutigam mit zwei Gesellen. Den Schluß bilden die Eltern, Verwandten und Basen. Sämtliche Gäste gehen nach dem Gottesdienst um den Altar herum und opfern. Nach der Kirche begab sich der Zug in derselben Ordnung zur Gastwirtschaft, wo die Vorgänger von der Braut

mit Brot, vom Bräutigam mit Wein bewirtet werden. Am Schluß der Hochzeit (bald nach 1.00 Uhr) pflegte man früher mit den erhaltenen Geschenken bis zum Braut- haus zu klappern.

Bauernarbeit. Um 1900 waren die Spinnstuben noch üblich, und zwar jeden Abend in einem anderen Haus. Noch früher wechselte man wochenweise ab. Die Frauen machten Endschuhe, um 1900 spannen sie noch ziemlich häufig. Männer nahmen um 1900 nicht mehr teil wie ehemals.

Wetterregeln. Tanzen im Januar die Mücken, muß der Bauer nach dem Futter gucken. - St. Dorothee bringt den meisten Schnee. - Die Bauernregeln werden von den Jüngeren kaum mehr beachtet.

Handwerk. Wenn der Zimmermann mit dem Zimmern des Gebäudes auf dem Zimmerplatz fertig war, gab es das „Werkstattfäßle“, nach der Aufrichtung den „Aufrichtschmaus“ (Bier und Kühle). Auf das Haus kommt ein Tannenbaum mit roten

Inhaltsverzeichnis des sechsten Jahrgangs

	Seite		Seite
Grundlagen der mittelalterlichen Welt		Heimatkunde	
Von Dr. Ernst Müller	245, 246, 247, 248	Von Dipl.-Ing. R. Kerndter	270, 274
Das Grafengeschlecht der Hohenberger		Metternich prägte das Gesicht einer Epoche	
Von Kurt Wedler	249, 254	Verfasser ungenannt	271
Die Baling' Roller,		Der Kapadozier von Thieringen	
ein altes Gerbergeschlecht		Von Rektor Kurt Wedler	273
Von Fritz Scheerer	250	Schillers Vater	
Wutach - Hegau - Bodensee		Von Friedrich Sanner	277, 281
Von Hans Müller	251, 252	Die Scherragrafschaft	
Die Nusplinger Kirche - ehemals Urkirche		Von Fritz Scheerer	278, 282, 286
des linken Beeratales		Der Feldzug des Jahres 1859 und seine	
Von Peter Reiser	253, 259, 263, 266	Vorgeschichte	
Baling' Gefallene früherer Kriege		Von Dr. Joseph Raffener	279, 283
Von Wilhelm Wik	256	Schwäbische Spätzle	
Das Seidenmuseum von Lyon		Verfasser ungenannt	280
Verfasser ungenannt	256	Aus Schillers Prosa-Schriften	
Volkskundliche Überlieferung im Kreis		Verfasser ungenannt	281
Balingen		Zum 200. Geburtstag von Friedrich Schiller	
Von Dr. Hermann Bizer	256, 259, 264, 267	Von Siegfried Weinmann	285
Die „Hohe Schwabenalb“ eine Wanderung		Reichsverweser Erzherzog Johann	
Von Hans Müller	257, 262	Von O. v. Gschließer	286, 291
Die Burgkapelle Hohenberg 1608		Johann Friedrich v. Cotta	
Von Joh. Adam Kraus	258	Von Heinrich v. Neubronner	289
Die Staatsdomäne Bronnhaupten		Hauszeichen und -inschriften von Balingen	
vom 17. bis 20. Jahrhundert		Von Dr. R. Ströbel, Schwenningen	290
Von Dozent Dr. Günther Stockmann	261, 266	Herausgegeben von der Heimatkundlichen	
Aus der Siedlungsgeschichte unserer Heimat		Ver-einigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils	
Von Fritz Scheerer	265, 269, 273	am Monatsende als ständige Beilage des „Baling'	
Die schöne Apollonia aus Bickelsberg		Volksfreunds“, der „Ebing' Zeitung“ und der	
Von Dr. J. Forderer	269, 275	„Schmiecha-Zeitung“.	